FELIX DAHN'S SÄMTLICHE WERKE POETISCHEN INHALTS ...

Felix Dahn

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF CALIFORNIA.

Class 872
D131
v. 12

Digitized by Google

Digitized by Google

Band XII.

Breitkopf & Härtel, Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Romane

von

Felix Dahn.

Bis zum Tode getreu — Weltuntergang.

Leipzig
Druck und Verlag von Breitkopf & Härtel
1904.

Digitized by Google

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten.

Digitized by Google

Bis zum Tode getreu.

Erzählung aus der Zeit Karls des Großen.

Digitized by Google

Begonnen 1881, vollendet 1887.

Digitized by Google

Carmen Sylva

zu eigen.

Digitized by Google

Erstes Buch.

Erstes Kapitel.

Die Grenze zwischen den Dänen-Gauen und den zum Frankenreich gehörigen Nordsachsen — nördlich der Elbe — bildete zu Anfang des neunten Jahrhunderts so ziemlich der von Osten nach Westen ziehende Lauf der Eider; wenigstens war die Mark nördlich der Eider ein bestrittener Boden; die Dänen behaupteten sich hier in gar manchen Strichen: erst allmählich gelang es, sie über die Schlei zurückzudrängen.

Das Land weitum dort war damals noch meist von Urwald bedeckt oder von schilfigem Ursumpf. Selten waren die Rodungen; auf brauner Heide ragte dann der einsame Hof; viele Stunden hatte man zu gehen bis zu der nächsten Siedelung.

An dem linken, dem südlichen Ufer der Eider erhob sich ein solches Gehöft da, wo eine Furt das sächsische, das Südufer erreichte.

Nicht ein Stein war zu dem Bau verwendet: ganz aus rohen Stämmen war er gefügt; das mächtige, fast bis zur Erde herabreichende, teils graue, teils bräunlich-grüne Dach bestand aus tiefen Schichten von Schilf und von Moos; an der dem Fluß abgekehrten Stirnseite kreuzten sich die beiden obersten Schrägbalken: in zwei kunstlos

geschnitzte Pferdeköpfe liefen sie aus. Das Wohnhaus und der daran gebaute Stall lagen wie versteckt hinter einer Gruppe von uralten, hochwipfligen Eichen. Umhegt und umfriedet waren das Haus und der etwa fünfzig Schritt im Geviert messende Anger von der fast manneshohen Hofwehre aus starkem Pfahlwerk.

In den hölzernen Trog rechts vor der Hausthüre goß aus gehöhltem Baumstamm ein Quell fast lautlos sein klares Wasser. Auf allen drei Seiten, nur nicht nach dem Flusse zu, war der Hofzaun auf Pfeilschußweite von dichtem Wald umgeben. Zwischen Wald und Hofwehre lagen ein paar schmale Felder Ackerlandes: Spelt und Hafer nickten mit wehenden Halmen im sommerlichen Abendwind. Denn es sank der Tag.

Da schritt aus den Bäumen westlich vom Hof auf die Lichtung heraus ein stattlicher, hochgewachsener Mann in schlichtem braunem Mantel. Er trug keine Kopfbedeckung: das dunkelblonde dichte Haar, der Vollbart prangte in kurzgekräuseltem Gelock. Auf der Schulter lag ihm die Waldaxt: er kam von der Arbeit.

Wie er in den schmalen Pfad einbog, der durch das Haferfeld führte, blieb er stehen. Er warf einen langen, sinnenden Blick auf das Gehöft, das im Abendlichte vor ihm lag. Die Sonne grüßte es noch einmal, bevor sie hinter die hohen Wipfel des Waldes tauchte: das alte Moosdach leuchtete in warmem Goldbraun; ein feines Wölkchen weißen Rauches stieg aus der Luke oberhalb des Herdes: es war eine friedliche, fast feierliche Schau. — Der Mann fuhr mit der Linken über die Stirn, sein ruhiges, graues Auge glänzte nun rasch auf: „Nein,“ sagte er, „Herr Graf. Mein Haus bleibt mein.

Mit weit ausgreifenden Schritten hatte er das Haferfeld durchmessen. Als er die Thüre der Hofwehre öffnete,

erscholl starkes, aber freudiges Gebell, und mit hohem Satz sprang an dem Herrn empor ein mächtiger grauer Wolfshund, beide Vorderpranken wider seine Brust stemmend. „Hofwart, du treuer,“ sprach der Mann, sich losmachend und das breite Haupt des edlen Tieres streichelnd. „Hast wacker gewacht? Wo bleibt die Frau?“ Der Hund hatte verstanden. Schnell wandte er sich und lief gegen das Haus mit rufendem Bellen. Aber er brauchte sie nicht zu holen, die Frau.“

Schon stand sie auf der Schwelle der offenen Thüre: voll fiel der Strahlenguß der sinkenden Sonne auf die feine Gestalt: sie hielt die linke Hand, umgewandt, oberhalb der Augen, der Blendung zu wehren; in der Rechten trug sie, zur Erde gesenkt, die flachsumflochtene Spindel, das hellblonde, lichte Haar, vom Strahl der Abendsonne übergoldet, leuchtete: so stand sie da, umrahmt von den tief dunkelbraunen Eichenpfosten ihrer Hausthür, ein wunderschönes, ein edles Bild.

Dem steten, reifen Manne schlug das Herz vor Liebe, vor Stolz. Schon hielt er vor seinem Weibe: — die Axt ließ er aber doch nicht in der Hast zu Boden gleiten: bedachtsam schlug er sie ein in den Brunnentrog. — Nun zog er der schönen jungen Frau beide Arme nach rechts und nach links auseinander an ihren Händen, ließ diese fallen und drückte die Erglühende innig an die breite Brust. Sie schwiegen beide und hielten sich umfangen in langem, langem Kuß. — —

Sie schloß die Augen mit den goldbraunen Wimpern. Endlich machte sie sich los und schlug die Augen wieder auf, die sanft hellblauen. Der scheue, wie erstaunte Aufschlag dieses Auges hatte einen unwiderstehlichen, weil gar so keuschen Reiz und dann konnte das matte, sonst fast allzu kühle Blau auch wohl lebhaft, ja feurig leuchten.

„Du erstickst mich, Mann! Hast mich denn noch immer so lieb? Nach vierzehn Jahren!"

Er erwiderte nicht mit Worten, nur mit einem Blick. „Und die Kinder? Wo . . . —?"

Da waren sie schon. Hofwart hatte sie geholt. Laut bellend sprang er voran aus der Hausthür, manchmal sich wendend, bis aus dem Gang ein Knabe und dicht dahinter ein Mädchen hüpften: „der Vater!" schrie der Kleine laut auf und sprang ungestüm an des Ankömmlings Hals.

„Willkommen daheim, Vater," lächelte, freudestrahlenden Auges, die Schwester und umschloß die mächtige Rechte mit ihren beiden zarten Händen. Sie mochte dreizehn, der Bruder zwölf Jahre zählen. Sie zerrten ihn an die Bank, welche die Stirnseite des Hauses umgab: sie zogen an ihm, bis er sich darauf niederließ. Gleich saßen sie auf seinen Knieen.

Der Knabe trug als ganze Gewandung nur ein eng anliegendes braunes Widdervließ, das die Arme und vom Knie ab die Beine unbedeckt ließ; er ging barfuß; den breiten Gürtel aus ungegerbtem Leder schloß eine eherne Spange; das Mädchen, dessen schlichtes Haar von allerhellstem, fast weißem Gelb, auf den Wirbel mit einem blauen Wollband von der Mutter zierlich zusammengeschnürt war, schmückte ein weißes Linnengewand, das vom Hals bis an die Knöchel reichte; den Gürtel aus blauem Tuch hatte die Mutter mit roten Fäden durchwirkt, ebenso den blauen Halssaum und die blauen Ärmelöffnungen des Gewandes; die Füßlein staken in Lederschuhen, die hübsche, sorglich gesäumte Lederriemen festigten oberhalb der feinen Knöchel.

Die Frau stand vor den Dreien. Sie erlabte sich des Anblicks. Die Spindel in der Rechten hatte Ruhe: ihr mildes Auge strahlte, langsam strich sie das frei flutende,

sanft wellige Haar mit der linken Hand aus der Schläfe hinter das zierlich gerundete Ohr.

Wie sie so da stand, umflossen von dem einfachen, langfaltigen, lichtblauen Wollgewand, das um die Hüften der handbreite Gürtel zusammenhielt, — das weiße, aber nicht glänzende, sondern mattweiße Antlitz von tiefstem Stolz auf den Gatten, von freudigem Mutterglück verklärt, — die nicht allzu hohe, aber durchaus ebenmäßige Gestalt, schlank, fein, und doch von jener weichen, echt fraulichen Rundung des jungen Busens, war sie vollendet schön.

„Vater, ich habe getroffen! Mit deinem Bogen!" rief der Knabe, „das Wiesel im Lauf!" — „Solang bist du fort gewesen, Vater!" klagte die Kleine, sich zärtlich anschmiegend und mit den weichen Händen in seinen vollen Kinnbart langend. „Mehr Tage als ich Finger habe! Jetzt bleibst du aber doch recht lang bei uns?"

„Recht lange, Lindmuth."

„Ist die Arbeit im Neubruch zu Ende gethan?" fragte die Frau; sie ließ den Blick nicht von seinem Antlitz. — „Der Bifang ist fertig und die Rodung. Nur noch ein paar Eichenknorren sind auszukesseln. Das kann Heimo allein. Mich zog's nach Haus!" — Er reichte seinem Weib die Hand über die Köpfe der Kinder hinüber. Sie drückte sie und ging dann ins Haus.

„Wann kommt Heimo?" fragte der Knabe. „Er versprach, mir was mitzubringen." „Seine Fußwunde," forschte eifrig die Kleine — „heilt sie?" — „Langsam. Eberzahn —" „Und Hirschgeweih quetschen breite Wunde," fiel der Junge ein. „Und für den Vater," sprach Lindmuth, „empfing er die Wunde!" „Ich war dabei! — Das heißt: ich sah es — von dem Baum herab!" — verbesserte der Bruder, ehrlich. „Die wütige Bache griff die Männer beim Waldschwenden an: ich kletterte gar hurtig

auf die Tanne! Des Vaters Speer zerknickte in ihrem Schulterschild, sie rannte den Waffenlosen mit dem Gewehre an: da sprang Heimo dazwischen und gab ihr mit dem Sachs den Fang ins Genick. Aber sein Fuß war schwer gehauen." „Er hinkt fortan. Wird er immer hinken müssen?" fragte Lindmuth. — „Ei, dafür hat ihn der Vater freigelassen. Lieber lahm und frei, als heil und Knecht." „Recht, Volkbert," sprach der Vater — er sah sehr ernst dabei aus — und strich ihm über das krause Gelock.

Die Frau trat mit einem irdenen Krug und einem Holzbecher aus dem Haus, unter dem linken Arm einen Laib Roggenbrot. — Sie hatte des Gatten Blick gut bemerkt. Sie schenkte die schäumende Milch aus dem hohen Krug in den flachen, schalenähnlichen Becher und bot ihm diesen dar; er trank in tiefen Zügen. „Da ist auch Brot;" sie gab es ihm; er nahm das Messer, den Sachs, aus dem Gürtel und schnitt ab. Sie wandte das Auge nicht von ihm. „Wart ihr beiden immer allein im Wald?" fragte sie sehr ruhig; denn eine wunderbare, wohlthätige vornehme Ruhe eignete dieser blonden Frau: und doch verriet manchmal der aufblitzende Blick: — es war nicht Kälte, war Verhaltenheit.

„Immer, Muthgard. — Fast immer!" — „Hat der Graf nicht gejagt?" „Der böse Graf," flüsterte das Mädchen ängstlich, an den Vater sich schmiegend. „Auf den möcht ich schießen, nicht auf Wiesel," rief Volkbert und ballte die Faust. Der Vater hatte geschwiegen auf die Frage der Frau. Jetzt gab er dem Knaben einen festen Schlag auf den Krauskopf. „Volkbert! Du loser Bube! Der Graf waltet an des Herrn Kaisers Statt. Darüber denke nach. Aus meinen Augen!"

Schamrot, zögernd, schlich der Knabe in das Haus.

Die Kleine sprang eilfertig von des Vaters Schos und lief ihm nach. „Wohin?“ fragte er. — „Ihn trösten!“ Sie verschwand im Hause mit einem mitleidvollen und doch heiteren, trostgewissen Lächeln.

Die Gatten waren nun allein.

Zweites Kapitel.

Langsam ließ sich die Frau — all' ihre Bewegungen hatten etwas Getragenes, fast Feierliches — neben ihm nieder auf die Holzbank; sie schob Krug und Becher zur Seite und sagte, das klare Antlitz voll ihm zugewandt: „Graf Hardrad war im Wald. Ich hörte seine Hunde. Was hat er von dir gewollt?“ Der Mann furchte die Stirn. „Das alte Begehren. — Und ein neues dazu,“ lachte er bitter. „Er wollte mir die Rodung wehren. Es sei königlicher Wald und sein Lehen. Schweigend wies ich mit der Hand auf die Markeiche, in die, nach Beschluß der Märker, meine Hausmarke geritzt ist.“

„Und was gabst du ihm zur Antwort auf das — andere, — das alte Begehren?“ — „Nichts. Ich schlug nur grimmig in den Baum vor mir. — Die Späne flogen ihm ins Gesicht. Er fluchte laut und ritt davon.“ Da legte die Frau den vollen weißen Arm um des Mannes Hals und sah ihm scharf in die Augen: „Und das, Volkfried, muß ich dir alles abfragen — Wort für Wort?“ — „Du weißt, ich habe nicht viele Worte.“ „Du besorgst,“ sprach sie aufstehend und sich hoch aufrichtend, „mich zu ängstigen, sagst du mir des bösen Grafen arges Trachten, das nimmer ruht, seinen Haß gegen dich. Sei getrost:

du kannst mir alles sagen. Ich fürchte mich nicht. Ich habe dich."

„Und ich habe das Recht. Was kann auch der schärfste Richter gegen das Recht? Nichts. Drum trachtet er schon lange, mich ins Unrecht zu setzen. Er reizt mich, wo er kann. Aber der fränkische Edelherr kennt sie nicht, die Art der Sachsen: stet und still, stolz und stark. Er kann reizen, solang er will. Ich glaube," lachte er grimmig vor sich hin, „ich kann gar nicht zornig werden." — „Oh, Volkfried! Du bist wie das Meer. Wenn du losbrichst . . .! —" „Das hast du doch nie erlebt. Oder . . . Nur einmal . . .! — Als der freche Händler —" er sprang plötzlich auf: sein sonst so ruhiges Auge sprühte blaue Blitze, das Haar auf seiner Stirne hob sich — „dir an die Wange rührte." „Rühren wollte," lächelte sie, sehr anmutvoll —: und nun war zu sehen, wie lieblich diese stolzen, strengen Züge werden konnten, wann sie zärtlich, wann sie freudig, wann sie ein ganz klein wenig schelmisch erweichten. „Er kam nicht weit mit seinem schlimmen Trachten! Als er, der wenige Mann, die schmutzige Hand nur gegen mich emporreckte, da hast du ihn gewürgt, bis er umfiel — für tot. Zum Glück war er nicht ganz tot: sonst ließ Herr Karl dich hängen."

Sie suchte laut zu lachen. Aber es gelang ihr schlecht. Und in tiefstem Ernst, — der Scherz war ihr rasch vergangen — das Antlitz wendend — sprach sie zu sich selbst: „Nie, niemals darf er ahnen . . . das andre."

Da schlug der Hund an und sprang in mächtigen Sätzen gegen den Eingang der Hofwehre. Ein Mann ward dort sichtbar: sein Speer und seine eherne Sturmhaube ragten über die Pfähle. Nun wollte er eintreten durch die schmale Gatterthür. Aber der Hund stellte ihn: wütend scholl das Gebell, dazwischen durch der Scheltruf,

bald der Hilfschrei des Mannes. Volkfried war schon zur Stelle: er rief den Hund ab; jedoch er trat nun selbst in die Pforte, den Einschritt wehrend.

„Hund von einem Hund! Hätte mich schier zerfleischt,“ schrie der Fremde, ein stämmiger Mann, das Gesicht von südlicher Sonne gebräunt. „So empfängt man des Herrn Grafen, des Herrn Kaisers Boten?“

„Der Hund kennt Feind von Freund des Hauses,“ sprach die Frau. „Gieb Raum! Laß mich ins Haus,“ rief der Fremde Volkfried zu, der schweigend den Eingang füllte. „In des vollfreien Sachsen Hof tritt der Fronbote nicht. Über die Hofwehre hin, durch das Gegatter, meldet er seinen Auftrag.“ „Ungastlich Volk, diese Sachsen,“ schalt der Fronbote. „Kaum versteh ich ihr Gelispel. Oh, wär' ich daheim im warmen Seinethal geblieben.“ „Wir haben dich nicht gerufen, wir Sachsen,“ sagte die Frau. „Was bringst du?“ fragte Volkfried. „Eine Ladung. Nach sieben Nächten ist ein geboten Ding am Grafenstein — —“ „Schon wieder?“ rief Volkfried, er blieb ganz ruhig: aber er ward bleich. Die Frau sah das und erschrak. „Erst vor vierzehn Nächten entbot mich der Graf. Ich kann nicht schon wieder fort. Die ganze Ernte wartet! Und die Wasserarbeit unten am Deich! Stopf' ich den Deich nicht, ersäuft mir beim nächsten Hochwasser all mein Vieh auf dem Eideranger. Schon wieder Haus und Hof verlassen! Die Wirtschaft geht zu Grunde! Ich kann nicht!“ „So bleib' aus,“ höhnte der Fronbote, „und zahle den Königsbann. Sechzig Goldgulden. Ist nicht viel für einen vollfreien Sachsen. In Geld habt ihr's wohl nicht. Aber der Hof ist mehr wert. Komm ich aber dann, um die verfallene Strafschuld euch zu pfänden, dann müßt ihr mich wohl einlassen.“

Volkfried schwieg; doch er atmete schwer; der Hund

knurrte grimmig gegen den Fremden. „Verkaufe mir diese Bestie; ich drang schon oft in euch darum." Statt der Antwort strich Volkfried über des schönen Tieres Kopf. „Nicht? Dann pfänd' ich den zuerst. Also: richtig geladen bist du. Bleibst du aus, nehme ich euch Haus und Habe."

„Schon wieder ein geboten Ding!" wiederholte der Sachse. „Den Königsbann bezahlen? Das kann ich nicht! Und wieder zum Ding, — das kann ich auch nicht. Wer hilft mir?"

„Kaiser Karl. Er hat dir schon geholfen," sprach da eine feine Stimme, die hinter dem Fronboten aus der Erde zu kommen schien. Betroffen wandte sich der, die Gatten traten einen Schritt vor: „Bruder Fidus, Ihr seid's?" riefen beide. Es war ein gar kleines, leibarmes Männlein; das ziegenhärene Gewand festigte ein Strick um die magern Hüften, einen Kreuzstab hielt die dürre Hand, recht traurig war das faltenreiche, müde Gesicht: aber die kleinen Augen blickten klug.

„Welch übler Wicht schickt Euch hierher?" zürnte der Fronbote. „Mich schicken allerwege Herr Christus und Herr Karl. Ich trage wieder das Kreuz unter die Heiden. Ich muß durch die Furt. Stehe schon lange hinter Euch, hörte jedes Wort, Golo. Und staune. Wie? Warum ängstigt Ihr diesen guten Volkfried da mit leerer Drohung?" — „Leere Drohung? Er wird's schon spüren, pfänd' ich ihn." — „Wofür? Weil er ein geboten Ding nicht besucht? Ja, bist du denn Schöffe geworden, Volkfried?"

Golo biß die Lippe.

„Doch sicher nicht," fuhr das Männlein fort. „So viele Hufen hast du nicht zu eigen. Und weiß der Fronbote, weiß Graf Hardrad nicht Herrn Karls Recht, das neue Recht, das gute, rettende?"

„Was meint Ihr?“ rief die Frau; erleichtert atmete sie auf bei des Mönches Worten.

„Ei, schon Jahr und Tag gilt Herrn Karls Recht, daß nur die allerreichsten Grundeigner — als Schöffen — die Dinge suchen müssen, welche die Herren Grafen außer der Ordnung gebieten: die kleineren Freien aber nur dreimal im Jahr die alten hergebrachten Dinge: zur Winter-Sonnwend, das Maifeld und den Herbsttag.“ „Seit Jahr und Tag schon, sagst du?“ grollte Volkfried. „Schon bald zwei Jahre sind's, seit zu Aachen dieses Gesetz erging.“ — „Und Graf Hardrad hat mich im letzten Jahr leicht zwanzigmal zum Ding entboten! Meine Wirtschaft verdarb schier darüber. Verkaufen mußt' ich sieben Rosse. — Und all das wider Recht . . .?“ — Der Zorn erstickte seine Stimme. Er ballte die starke Faust.

Golo trat zur Seite. „Ich weiß davon nichts. Ich habe meinem Grafen zu gehorchen.“ Er machte sich auf den Weg, doch warf er noch einen bösen Blick auf den Hof. „Hei, da ragen noch die zwei Pferdeköpfe auf dem First: die heidnischen Abzeichen, dem üblen Wichte Woden geweiht. Weißt du nicht, daß es geboten ist, sie abzusägen?“ Volkfried schüttelte den Kopf.

„Das meld' ich dem Herrn Abtvikar. Da giebt es Kirchenbuße! Ist darin vielleicht auch neues Recht ergangen, du kluger Mönch?“ — Er war schon in dem Haferfeld verschwunden.

Drittes Kapitel.

„Kommt in das Haus, guter Vater,“ sprach die Frau und beugte das schöne Haupt freundlich zu dem Männlein nieder, ihn sanft an der Schulter hereinziehend in die Zaunpforte. „Wie dank' ich Euch für Euer rettend Wort!“ „Ihr seid doch Eurer Rede gewiß?“ forschte Volkfried. „Es ist so große Hilfe dem versinkenden Volk! Und wie vom Himmel herab verkündet.“ „Das mag auch wohl sein,“ meinte der Mönch ernsthaft. „Der Engel Gottes schwebt gar oft im Sternenschein herab zu Herrn Karl und flüstert dem Träumenden Rat.“

Die Gatten hatten den Gast nun bis an die Thüre des Hauses geführt und hießen ihn eintreten.

„Nein,“ wehrte er ab. „Ach nein!“

„Du bleibst bei uns,“ mahnte Volkfried. „Siehe, schon ist die Sonne gesunken hinter dem Walde. Bald naht die Nacht.“ „Eben deshalb, Frau,“ seufzte der Kleine. „Du erreichst jenseit der Eider kein Gehöft vor acht Wegrasten. Du kannst doch nicht im Freien übernachten. Die Wölfe rennen im Eiderwald.“

„Und die Dänen streifen darin!“ warnte die Frau.

„Ja und gar viele Waldgänger;“ nickte der Mönch mit einem raschen Blick auf Volkfried, „verbannte Sachsen, die fliehen müssen vor dem Herrn Kaiser, weil sie ihren Treueid ihm gebrochen und dem Herrn Christus und in das Heidentum zurückgefallen sind. Ich weiß: die hassen das Mönchsgewand noch viel heißer als die Dänen, die niemals getauft wurden, wie diese Geächteten.“ „Durch Zwang sind die getauft,“ fiel die Frau ein, „die Armen!“ „Gleichviel,“ schloß Volkfried streng und herb. „Sie haben sich zwingen lassen. Wären sie doch gestorben, lieber als sich zwingen

lassen! Das stand jedem frei. Nun haben sie's geschworen. Nun müssen sie's halten." „Es ist gut, daß du so denkst," sprach der Gast bedeutsam, „sehr gut. Denn gar nah liegt dein Gehöft dem Eiderwald: — leicht könnte einer der Ächter dein Mitleid anrufen. Und du weißt: wer einen der Gebannten hauset und herberget, den trifft. . . . —"

„Sei unbesorgt," sprach Volkfried, „ich hab's geschworen."

Die Frau schlug rasch die Augen nieder: — die feinen Nüstern zuckten: — aber niemand achtete darauf und der Mönch sagte nochmal: „das ist sehr gut, daß du so denkst, — gut für euch alle." „Aber die Dänen feiern dort im Wald nach wenigen Nächten das Ernteopfer," mahnte die Frau.

„Eben deshalb," wiederholte der Mönch; er ließ sich auf der Hausbank nieder. „Hier — draußen — solang es noch nicht Nacht, darf ich wohl ein wenig bei euch ruhen. — Ich ruhe gern bei euch. Es ist gut bei euch sein. Das heilige Sakrament der Ehe, — bei euch hat es seinen ganzen Segen entfaltet. Das seh ich so gern an — — an den andern." Seine Stimme bebte. „Und eure Kinder — die holde Lindmuth, der kecke Volkbert, — wo sind sie?"

„Da kommen sie schon gesprungen," sagte die Mutter. „Sie haben dich lieb." Um die Ecke des Hauses hüpfte der Knabe: — der erste rasche Blick galt fragend dem Vater. Der sah nicht mehr zürnend aus: nun war Volkbert schon an des Mönches Seite. „Vater Fidus," rief er, „erzähle gleich weiter! Weißt du noch? Von Karl dem Hammer war's zuletzt und von der Saracenenschlacht." Lindmuth aber kniete vor dem Mönch, hob beide Hände zu ihm auf und sprach: „Ich glaube an ‚Einen Gott, den Vater, der da ist in dem Himmelreich, den Schöpfer Himmels

und der Erden'. Nun segne mich, Vater. Du hast es versprochen, falls ich den Spruch nicht vergäße."

Und der Alte legte die Hände auf das blonde Haupt und sprach: „Du bist schon gesegnet, Lindmuth, denn Gott hat dir ein sanftes Herz gegeben." Er hob das Kind auf. „Ei, Frau Muthgard, wie ähnlich sie Euch wird! Mehr von Jahr zu Jahr. Jeder Zug des Gesichts! Ganz so, aber wirklich ganz so saht Ihr aus — als ich Euch zuerst sah. Da wart Ihr etwa so alt wie jetzo Lindmuth."

Die Frau nickte, während sie für den Gast von dem Brote schnitt. „Ja, alle sagen's. Ganz ähnlich. Das ist nun lange her. — Nehmt vorlieb mit Brot und Salz und Fisch. Es ist kein Fleisch im Hause. Der Mann war lange fort: — da giebt es kein Wildpret." „Oho," rief Volkbert, „traf ich nicht — beinahe! — einen Hasen?" „Warum dürft Ihr nicht übernachten unter unserem Dach?" fragte Volkfried. — „Der Herr Abtvikar hat es mir verboten, unter Dach . . . — Übrigens: euer Dach! Der Fronbote hat recht: die Pferdehäupter sind verboten." Volkfried furchte die Stirn: „Von wem? Vom Herrn Kaiser?" — „Nein. Vom Abtvikar."

„Ich bin nicht sein Mönch! — Mein Vater hat sie selbst geschnitzt, als die alten verwittert waren. Meine Hand sägt nicht ab, was meines Vaters Hand geschnitzt."

„Bei Leibe!" rief der Knabe. „Mahnen sie doch die Waltenden, wann sie vorüberschweben, der vielen Pferdeopfer, die ihnen der Hof gebracht hat, und zeigen, daß dies Haus unter dessen Schutze steht, der das Grauroß reitet durch die Wolken und aller Sachsen Urahnherr ist." Der Mönch bekreuzte sich: „Wer gab dir diese Deutung, Knabe?" — „Ei, Heimo." „Mein Freigelassener," erklärte der Hofherr. „Der kann die alten Zeiten nicht vergessen und die alten Götter."

„Er muß," sprach der Mönch. „Und gerade wegen dieser Deutung — müssen die Pferdeköpfe fallen auf euren Dächern." — „Die da oben bleiben. Mein Vater, sag' ich dir, hat sie dort angebracht. Ich will sie nicht erneuen, fallen sie von selbst vermorscht herab. Aber ich zersäge sie nicht." Der Mönch wollte erwidern: aber die Frau winkte ihm mit den Augen.

Volkfried stand auf und ging mit großen Schritten auf und nieder vor dem Hause. Der Knabe hing sich in seinen Arm und ging eifrig mit: aber er mußte hüpfen, dem Vater, dem langausschreitenden, zu folgen.

„Wann er die Stirne so furcht," sprach die Frau, „sind alle Worte machtlos. Gebt es auf." — „Ja, ja, so sind gar viele. Deshalb hat der Herr Kaiser einen Ausweg . . ." Volkfried kam grade wieder vorüber. Sie beugte sich zu dem Männlein nieder; er flüsterte in ihr Ohr.

„Gut," lächelte sie lieblich. „Diese Arglist will ich verantworten."

Volkfried setzte sich wieder neben den Mönch. „Müßt Ihr wirklich fort noch vor Nacht, nehmt noch einen Trunk firnen Metes. — Wo ist der Krug?" „Gleich," sagte die Frau. „Komm, Tochter, hilf. Doch laß: — da ist die Magd. Wlasta! — Wlasta! — hörst du nicht?"

Um die Ecke des Hauses bog eine schmächtige Gestalt, ein Mädchen; es schleppte auf den Schultern an einer Tragstange zwei Wassereimer; sie waren wohl schwer; sie ging gebückt. Da ersah sie, aufschauend mit trotzigem Blick bei dem Anruf der Frau, den heimgekehrten Hofherrn auf der Bank. Mit einem leisen Schrei schnellte sie die Stange von der Schulter, daß der Eimer halb verschüttete; blitzrasch war sie herangeflogen, aus dem roten Kopftuch flatterten lange, schwarze Strähne, sie lag vor Volkfried

auf beiden Knieen, beugte den Kopf tief zur Erde und küßte die Riemen an seinem Schuhwerk.

Volkfried achtete dessen nicht. „Und warum müßt Ihr fort?“ fragte er den Mönch. Er schob die Magd mit dem Fuß zur Seite; er hatte sie gar nicht gesehen. Fidus aber blickte auf das glühende, braune Gesicht des schönen Mädchens, das sich nun erhob und die wirrkrausen Haare mit beiden kleinen Händen hinter die Ohren strich; die braunschwarzen Augen waren auf Volkfried geheftet; die nackten Arme kreuzten sich über dem üppigen, heftig wogenden Busen.

„Das ist nicht Sitte unseres Volkes,“ sprach der Mönch verweisend. „Aber des meinen,“ erwiderte das Mädchen. „So ehrt man nur Gott,“ fuhr der Alte fort. „Und den Herrn.“ Fidus wollte heftig entgegnen. Doch Volkfried sagte, den Hund streichelnd, der den breiten Kopf auf seine Kniee legte: „Laß sie doch! Hofwart freut sich ja auch, wenn der Herr kommt, und kost ihm den Fuß.“

Ein Blick flog aus den schwarzen Augen, — der hätte jeden erschreckt, der ihn gesehen. Aber niemand sah ihn. „Hole den Metkrug aus dem Keller,“ gebot die Frau ruhig. „Und fülle die Eimer nochmal; das Wasser ist all' ausgeflossen.“ Wlasta verschwand im Hause.

„Wo ist die Wendin her?“ „Aus dem letzten Wilzenkrieg. Die Schilfhütten der zersprengten Horde loderten rot durch die Nacht. Ich schritt an der letzten vorbei, die gerade in Lohe zusammenstürzen wollte; über der Schwelle lag auf dem Gesicht ein Weib; ich stieß daran mit dem Speer, da zuckte das. Sie lebte noch, ich riß sie empor. Jetzt brach die Hüttendecke krachend, flammend, auf die Schwelle. Ich besann mich: die Frau wollte längst eine Magd kaufen. So nahm ich die Gefangene mit und,“ lachte er, „sparte den Kaufpreis.“ „Ich werde sie vertauschen,“ meinte die Frau. „Sie ist faul. Oder vielmehr

launisch: heute honigsüß, morgen natternböse." — „Wir brauchen ein paar Pfluggäule. Für die Wendin krieg' ich leicht vier."

Wlasta kam zurück aus dem Hause: den schweren Metkrug auf dem Kopfe tragend, mit der Linken den Henkel fassend, hielt sie in der Rechten ein paar irdene Becher. Sie stellte alles neben den Herrn auf die Bank, leise, zierlich, in kleinen Bewegungen der feinen Glieder, und verschwand geräuschlos, wie sie gekommen, die leergelaufenen Eimer mit der Stange auf die Schultern hebend; sie hatte den Blick jetzt nicht von der Erde erhoben. Fidus sah ihr sinnend nach.

„Aber warum willst du — mußt du noch vor Nacht fort, Vater Fidus?" fragte Lindmuth. „Das — das sollte ich fast nicht erzählen. Denn es gereicht mir nicht zum Lobe!" sprach der Mönch errötend. „Aber" — und er hob das Haupt — „gerade deshalb! Sich selbst herabsetzen: das ist Christenpflicht. Allzu hohe Meinung habt ihr guten Leute von dem schwachen Fidus. Es ist wohlgethan, sie herabzudrücken. Nein, laß die Kinder nur zuhören, Frau. Sie hören nur, was sie bessern, nichts, was ihnen schaden mag. — Ich bin ein schlechter, ungetreuer, pflichtvergessener Mönch." — Und das Haupt mit den spärlichen, grauen Haaren sank müde herab und die beiden Hände deckten die dunkeln traurigen Augen.

Viertes Kapitel.

„Wie kam es, daß Ihr Mönch geworden?“ fragte die Frau. „Ihr seid doch lange Zeit weltlich gewesen, Kaufmann mein' ich . . . Tuchmacher —?“

„Gewiß. In Utrecht, bei des heiligen Willibrords Kirche, steht heute noch meines Vaters kleine Werkstatt. Freigelassene und Grundholden des Heiligen waren die Vorfahren; und die Kunst, die friesischen Mäntel zu weben, zu färben, zu schneiden, vererbte sich bei uns von Geschlecht zu Geschlecht. Ich lernte beim Vater; und in der freien Zeit lernte ich wohl auch ein wenig Latein: — viel ist's nicht gewesen, aber es langt jetzt doch für die Gebete! — bei den guten Mönchen drüben im Kloster. Da — ich mach' es kurz! — Nach des Vaters Tod übernahm ich die Werkstatt und des Nachbars, des Klostergärtners, Tochter ward mein Weib.“ Er hielt inne; die Stimme versagte.

„Nehmt einen Schluck Met,“ mahnte die Frau. „Ihr werdet schwach.“

„Nein, ich — darf nie mehr schwach werden! Wir hatten uns lieb, von Herzen, ach so sehr!“ — Er schlug ein Kreuz. — „Wir durften ja damals. Wir waren sehr glücklich miteinander. Sie war so gut, so klug, so schön! — O Gott, ich werd' es nie vergessen.“ Er schlug die Hände wieder vor die Augen. „Ist sie denn tot?“ fragte Lindmuth und strich sanft an den magern Fingern, durch welche Thränen drangen. „Nein, liebes Kind! Nur tot — für mich! Jahrelang beteten wir, der Himmel möge uns ein Kind gönnen: — es war das einzige, was unsrem Glücke fehlte. Und der Himmel erhörte unser Gebet: — hatte ich doch dem Heiligen sechs neue Altardecken geschenkt

aus bestem rot- und blaugestreiften Wollzeug. Und da die Stunde gekommen war, da sprach der Klosterarzt zu mir und zu meinem zuckenden Weib: ‚Mutter und Kind müssen sterben‘. Müssen sterben? Notwendig? schrie ich. ‚Ja, notwendig. — Es sei denn,‘ fügte er fromm hinzu, ‚die Heiligen thun ein Wunder.‘ — O wie weh! O wie weh! Da warf ich mich auf die Kniee vor ihrem Lager und faßte ihre Hand. Sie war schon ganz kalt. Da schrie ich in meiner Herzensqual: ‚Hilf, Sankt Willibrord, hilf! Rette mein liebes Weib! Du thust ja so viele Wunder, — thu' auch mal eins für mich. Und bleibt sie am Leben, so will ich dir fortab mein Leben weihen. Ich werde Mönch — ich werde Priester — ich will unter die Heiden fahren — nur rette sie.‘ Und kaum war das Gelübde gethan, da klang an mein Ohr der Schrei eines kleinen Kindes. Und mein Weib war gerettet. Und es blieben am Leben Mutter und Mägdlein. Und wie freute sich Hercha, da sie mir das Kind zeigen konnte! Aber ich schrie laut auf vor Weh und küßte sie. Und der Arzt, der Mönch, der mein Gelübde gehört, riß mich fort von dem Lager meines Weibes und schob mich in den Klosterhof und erzählte dem Abt die nach menschlicher Kunst unmeidbare Todesgefahr: — ja, er meinte, Hercha sei schon tot gewesen — und mein Gelübde und die plötzliche Rettung, ja Auferweckung. Und alle Mönche liefen zusammen und sangen Psalmen und machten einen Aufzug durch die Stadt und meldeten das neue Wunder des Heiligen dem Bischof zu Utrecht, dem Erzbischof zu Mainz, dem Herrn König — damals hieß er noch nicht Kaiser! — in Aachen. Und für den Heiligen war das sehr gut: denn der Glaube an ihn ward noch viel stärker. Aber für mich . . . —“ „Nicht weinen!“ bat Lindmuth. „Du sagst ja: sie lebt heute noch.“ — „Kind, du sprichst wahr wie ein Engel. Aber

für mich — das heißt: für den sündigen Menschen in mir — war es doch hart. Denn ich — ich habe mein Weib nicht wiedergesehen — ach! so viele Jahre lang."

Volkfried warf einen Blick auf seine Frau. „Ist hart," sagte er. „Aber Wort muß man wahren, Heiligen wie Menschen."

„Ja, ja, gewiß. Ich hielt es ja auch! Ich . . . .! — Gegenüber dem Klosterhof lag unser Hausgärtlein. Wann ich nun das Schreiben lernte, bald die Heiligenleben abschrieb, hörte ich meines Weibes süße, holde, liebe Stimme, wie die Mutter das Kind in Schlaf sang: — wie heiß das Herz mir entbrannte, — ich sah nicht hinüber in meinen eigenen Garten! Noch hatte ich geheime Hoffnung, loszukommen von dem Gelübde. Sie hatte — armes, junges Ding! — die Zustimmung nicht geben wollen, daß ich Mönch würde. Sie durfte nach dem Recht, auch nach der Kirche Recht, widersprechen. Dann war ich frei. Aber die Mönche! Nun, sie hatten ja recht! — Weiß der Herr: ich will nicht murren! — Die stellten ihr Tag und Nacht vor, welch scheußliche Sünde sie thue durch ihre Weigerung, wie undankbar sie sei. Das Kind müsse sterben, das der Heilige ihr gegeben nur unter der Voraussetzung meines Gelübdes: werde das nicht gehalten, werde der Heilige nehmen, — und sie hatten ja recht! — was man ihm abgelistet. Und ob sie sich nicht schäme, so sündhaft ihren Mann in den eigenen Armen behalten, der Kirche ihn weigern zu wollen? Das sei des Fleisches, der Eva Erbsünde in ihr: der Dämon Venus stecke in ihrem Leibe! Mein süßes, junges Weib — von zwanzig Jahren — und ein Dämon in ihrem holden Leib! — Aber sie hatten ja doch recht, die Mönche, und auch Hercha sah es ein. Sie ließ mich nur noch fragen, ob ich denn wirklich das grausame Gelübde gethan? Ich schrieb auf ein Blatt: ja. Da

schickte sie mir am anderen Tage das abgeschnittene nußbraune Haar! Sie war Religiose geworden. Denn am selben Tag, — da sie sich noch immer trotzig geweigert hatte, war unser Mädchen plötzlich gestorben. Sie hatte nun nichts mehr zu thun in der Welt; die Mönche aber sagten mir, — und sie hatten ja recht! — der Tod des Kindes sei des Heiligen Strafe für mein und meines Weibes Versuch, mein Gelübde nicht zu halten. Da ward ich Mönch — am gleichen Tage noch. Und neben den üblichen Gelübden nahmen sie mir noch das besondere ab — weil sie meiner Schwäche — ach, mit Grund! mißtrauten — niemals im Leben — bei schwerster Strafe im Himmel und auf Erden — wieder die „Religiose" aufzusuchen oder, träfe ich sie zufällig, sie anzuschauen oder anzusprechen. Ich gelobte alles, was sie mir vorsagten. Denn ich dachte in meinem Sinn: ‚das Herz thut mir so weh — es kann ja nicht sein, daß ich am Leben bleibe. Bald bin ich tot vor Gram' Allein man stirbt, so scheint es, nicht vor Gram, wenn man fünfundzwanzig Jahre alt ist und gesund wie ein Lachs im Rhein. Gelacht hab ich nicht mehr seit jenem Tag und gefreut hat mich nichts mehr auf Erden: aber gestorben bin ich nicht. So sind zehn Jahre vergangen und zwanzig und dreißig. Ich bin gealtert vor der Zeit: bin doch noch nicht sechzig und bin doch schon so müde! Und so bergesalt fühl' ich mich! — Von Hercha hörte ich nie mehr, ob sie lebe oder tot sei. Mich schickten die wechselnden Äbte — schon viele habe ich begraben helfen! — mit allerlei Aufträgen weit umher; bis über die Alpen bin ich gekommen, und durch ganz Francien; gar oft nach Aachen zu dem Herrn Kaiser. Der will mir wohl, der gewaltige Karl! Weiß wahrlich nicht, warum. Vielleicht hat er Mitleid mit mir. Auch unter die Heiden hier in Sachsenland bin ich oft gefahren, mit

dem Abt von Fulda, Herrn Sturm aus Bayerland: das war ein wackrer Herr! Aber der ist nun auch lange tot! — Der hatte doch — bei aller Frömmigkeit — ein menschlich Herz im Leibe behalten. Jedoch mein jetziger Herr!" — Er seufzte tief. „Vergieb mir, Gott im Himmel! Ich darf ihn nicht schelten! — Er hat ja recht."

„Du meinst den finstern Langobarden, den Petrus?" fragte Volkfried. — „Er ist nur streng, nicht ungerecht gegen mich!" — „Man sagt, er hat einst seinen eigenen, den Langobardenkönig, in Paviastadt verraten?" — „Ich weiß das nicht! Nur ist es wohl eine Art Verbannung, daß man ihn aus Utrecht fortgeschickt hat — hierher: an die allerletzte Kapelle, an des Reiches äußerste Nordmark." „Wo hat er seinen Sitz?" fragte Volkbert. „In der neuen Burg, die der Herr Kaiser erst vor kurzem an dem Flusse Stör erbaut hat."

„Jawohl! zu Esesfeld," bestätigte Volkfried. „Die Feste soll das trotzige Werk des Dänenkönigs Göttrik noch übertrotzen, das der Heide angelegt hat, um sein Reich vom Ostarsalt zu sperren bis an das Nordmeer, an Eider und Treene hin: das ‚Dänenwerk', wie sie es hochmütig heißen."

„Wohl! Eben dorthin sind ein paar Mönche unseres Klosters gesandt worden, unter Petrus als Vikar des Abts, der Besatzung dort die Sakramente zu spenden und wohl auch den heidnischen Dänen und Wenden in der Nähe das Kreuz zu predigen."

„Das ist wohl eine Art Strafort?" fragte die Frau gespannt, „auch für die Laien dort?" — „Mag wohl sein." „Wie kommst aber du dann dorthin, lieber Mönch?" fragte Lindmuth. „Du bist doch —" — „Nicht zur Strafe geschickt. Ich bat um die Entsendung." „Warum?" forschte die Frau. — „Weil — weil: — es ist recht sündhaft von mir — nach dreißig Jahren!" „Schweig davon, thut es dir

so weh," mahnte Lindmuth. — „Nein! Es setzt mich herab — drum will ich's sagen. — In Utrecht daheim, im Kloster, in der Zelle, von der ich auf unser altes Häuslein schaue — da — ach, da kann ich die Erinnerung gar nicht los werden! Und die Sehnsucht, die sündhafte." „Sündhafte! Treue ist's!" meinte die Frau. — „Ach nein: Sünde! — Und um dem Bilde Herchas zu entrinnen — stets seh' ich sie dort zwischen den Blumen, den Lilien des schmalen Gärtleins wandeln! — floh ich bis hierher, bis an die Dänenwildnis. Und hier, ach, ach! — Nun, hört es nur zu Ende! Es muß sein! — Vorig Jahr hat der Herr Kaiser wieder, wie ihr wißt, viele Tausende von Sachsen ausgewurzelt aus der Heimat, ganze Geschlechter, mit Weibern und Kindern, sie fortführend nach Francien und überall hin verstreuend über sein weites Reich, die Weiber und Kinder gar oft in Klöster gebracht. Bei der weiten Fahrt geschah nun oft allerlei Ungebühr der fränkischen Krieger gegen die Weiber, die sie zu geleiten hatten."

„Und um dem zu steuern," fiel die Frau ein, „hat der Herr Kaiser — sehr hat mir das von ihm gefallen! — Nonnen eingeschifft in Friesland und hat sie die Elbe zu Berg fahren lassen, die Sachsenweiber abzuholen und in fraulichem Geleit zu Schiffe fortzuführen."

Der Mönch nickte. „Ja; und ich hatte mit ein paar anderen Mönchen die Frauen begleitet bis an das nahe Bardenfleth, den Flecken an der Elbe, wo die Schiffe der Nonnen auf unseren Zug warteten. Und oh! Wie ich die letzte der meinem Schutz befohlenen Sachsenfrauen auf schwankem Brett auf das hochbordige Friesenschiff geleite — wohl vierzigmal hatt' ich den Weg mit den früheren zurückgelegt — da schallt vom Schiffe her ein Schrei: und auf das Brett, mir entgegen, wankt eine Frau in grauem Schleier über dem schwarzen Gewand. ‚Waltger!' ruft

sie, ‚mein Waltger!‘ So hieß ich nämlich bevor — so lang ich glücklich war, das heißt — Gott verzeih mir dies Wort! — glücklich nur in weltlicher Freude. Und nun wieder diesen Namen — so viele, viele Jahre hatte ich ihn nicht mehr gehört! Und auch die Stimme! Sie weckte alles wieder auf, was nur begraben, aber nicht erstorben war in mir. Ich erkannte sie, meine Hercha! Ich werd' es nicht leugnen. Und" — er schlug ein Kreuz — „obgleich ich sie gut erkannt hatte — merkt! ich beschönige nicht meine Sünde! — und obwohl ich recht wohl hätte umkehren können und ihr enteilen: — ach, ich that es nicht! Ich sah nicht weg, ich verhüllte nicht das Haupt, ich enteilte nicht! Sondern fest sah ich ihr in das liebe, schöne, ach so früh vom Gram gealterte Gesicht und auf das weißgraue Haar, das unter dem Schleier hervorquoll, — meine beiden Arme breitete ich aus und entgegen sprang ich ihr! „O mein Weib, mein geliebtes Weib!" rief ich und schloß sie fest in die Arme und drückte sie ans Herz und küßte sie auf den Mund; und heiße, bittre Thränen liefen uns beiden über die alten Wangen."

Die Frau drückte leise des Gatten Hand, die auf der Bank sich zur Faust ballte; er wollte die Rührung in sich erdrücken. Und aus des Mönches Augen rannen langsam zwei große, große Thränen: er ließ das Haupt auf die Brust sinken und schwieg. Der Hund legte den breiten Kopf auf seine beiden Kniee und sah zu ihm auf. Die Kinder waren traurig, sie wußten nicht recht, warum. —

„Der arme, gute Fidus, was sollte er thun?" flüsterte Lindmuth schüchtern dem Bruder zu. „Ich hätte sie bei der Hand genommen und wäre flugs mit ihr auf und davon gesprungen." — „Aber Bruder! Und sein Treuwort?"

„Wie kann doch nur eine Sünde," fuhr der Mönch

nun nach einem Seufzer fort, „so selig machen im Herzen! Noch jetzt, wenn ich daran denke, wird's mir selig weh und selig wohl da tief drinnen in der Brust." „Sünde!" rief Volkfried. „Die acht' ich gering." — „Da thust du sehr unrecht. Große Sünde war es! — Nun, die Strafe blieb nicht aus. Kaum hatt' ich die Frau umfangen — noch hatt' ich sie nicht fragen können, wo sie und wie sie gelebt all' diese Jahre? — da riß mich an der Schulter eine harte Faust zurück. ‚Elender, Eidbrüchiger!' scholl es. Ich kannte die Stimme, brauchte gar nicht in das zornige Antlitz zu sehen. Ich sank ins Knie: nicht vor Schreck, nicht aus Furcht vor dem Abtvikar: aus Reue vor Gott dem Herrn, aus Scham. Einen lange gezogenen, aber leisen Weheruf, — wie ein erstícktes Wimmern — hört' ich noch. ‚Leb wohl, leb wohl, mein Waltger!' klang es von dem Schiffe her. Da hatte mich der Vikar schon aufgerissen von den Knieen und herabgezerrt von dem Brett. Er übergab mich zwei Brüdern zur Bewachung, die sollten mich binden. Aber sie weinten — sie hatten alles mit angesehen — und sie wußten, ich würde nicht entlaufen. In Esesfeld legte mir der Abtvikar die Buße auf. Sie ist nicht gar schwer. Ich habe Schlimmeres verdient." „Was mußt du leiden? Oder thun?" fragte die Frau mitleidig. — „Er hat mir Stillschweigen auferlegt. — Die Nacht sinkt rasch! Lebt wohl, ihr Guten! Du hilfst mir wohl ein wenig, Volkfried: nur bis in die Mitte der Furt —: dann find' ich schon."

„Das Wasser steht zu hoch. Ich trage dich hinüber. — Aber du gehst — im Eiderwald — in den Tod." — „Mag wohl sein! Jeder Schritt unsers Lebens geht in den Tod. Und das ist das Beste an meiner Buße, daß sie rascher . . —" Die Frau stand auf. „Sage . . der Abtvikar, — weshalb will er deinen Tod?" — „Ich könnte

sagen: ich weiß es nicht. Aber das wäre gelogen." — „Was hast du ihm zuleide gethan? Was kannst du ihm schaden?" — „Ihm und seinen Freunden, dem Grafen Hardrad und dem Vicegrafen Fortunat, bin ich im Wege, weil ich in allen Dingen des Herrn Kaisers Willen und Gebot vollführet wissen will. Und weil ich viel kenne von den Gesetzen und Kapitularien in geistlichen und weltlichen Dingen, die der Herr Kaiser hat ausgehen lassen zur Schonung und Erleichterung der kleinen Leute im Volke, da ich gar oft zu Aachen weilte, zur Zeit der Reichstage und der Synoden, und der Herr Kaiser häufig Auskunft von mir verlangt über die Dinge in Friesland und in Sachsenland und die Bedrückungen durch Graf und Abt. Und ich verschweige und vertusche kein Unrecht vor dem Herrn Kaiser. So mögen sie denn wohl wünschen, daß dieser Mund bald verstumme."

„Wie mag doch der Himmelsherr solchen Frevel dulden? Schläft er?" rief da sehr laut der junge Volkbert. Er war schon lange zornig und sein Gesicht war rot.

„Daran magst du lernen, du Wildfang," sprach der Mönch sanft und strich dem Knaben über das krause, braungelbe Gelock, „daß der Himmelsherr, der niemals schläft" — hier gab er ihm einen ganz leichten Backenstreich — „das merke dir! — den Seinigen alles zum besten kehrt. Denn schau: die drei Mächtigen zu Esesfeld, die mich ja wohl in den Tod mögen schicken wollen, die wähnen mir dadurch ein Übel anzuthun. Und siehe: sie bereiten mir Gutes. Denn von allen Dingen auf Erden ersehne ich nichts so heiß als den Tod." Und er drückte der Frau die Hand und schritt rasch dem Flusse zu. Volkfried folgte ihm. Die Frau zog leise die beiden Kinder an sich.

„Weißt du, Mutter," sagte der Knabe, „der Alte kann nicht lassen von seiner Frau, die Nonne ward. Er hat

sie noch immer lieb.“ „Ist das nun Sünde?“ fragte Lindmuth. „Vielleicht,“ antwortete die Frau. „Ich kann es nicht entscheiden. Denn es ist doch — Treue.“ „Aber es ist doch recht traurig für ihn,“ meinte Volkbert. „Es wär' ihm besser, könnt' er von ihr lassen.“ „Nein,“ sprach die Frau, „denn dann hätte er sie nicht geliebt.“ „Mutter,“ forschte Lindmuth, „des Vaters Bruder ist doch auch ein Waldgänger?“ Die Frau furchte die Brauen: „Wer hat dir das gesagt?“ — „Heimo. — Der Oheim hat doch auch den Treueid gebrochen dem Herrn Kaiser?“ „Ja,“ antwortete die Frau traurig, „leider.“ — „Aber ich darf doch, wann ich das Nachtgebet spreche, auch für ihn beten? Es muß so hart leben sein im Wildwald — unter den Wölfen.“ — „Ja, bete nur für ihn wie für . . . nun, du weißt für wen!“ „Für Herrn Richwalt,“ sprach die Kleine ernsthaft.

„Und für deine Mutter, daß Gott ihr . . uns allen . . alle Schuld vergebe!“ Sie seufzte schwer, stand auf und ging mit beiden Kindern in das Haus.

In triefenden Gewändern kam Volkfried zurück; er zog sie aus und schlüpfte in das Fell eines gewaltigen Wisent; die Frau spreitete die Kleider aus in der Nähe des Herdfeuers, das auch die Nacht über fortglimmte.

Die Kinder schliefen schon in dem Holzverschlage hinter der Halle; in demselben Raum, nur durch ein Segeltuch geschieden, stand der breite, starke, nur wenig vom Boden erhöhte Eichenschragen, auf welchem die Gatten ruhten. Zahlreiche gegerbte Felle machten das Lager weich und warm. Bald war Volkfried entschlummert: er hatte den Tag über streng gearbeitet. Die Frau fand keinen Schlaf; bange Sorgen hielten ihr Herz wach.

Da bellte der Hund draußen an der Hofwehre laut, anhaltend. Volkfried sprach im Traum: „Laß ihn nicht ein, Hofwart! O Bruder, Bruder, wie hab ich dich geliebt! — Von Kind auf! — Den Vater hab' ich dir ersetzt. Aber dich aufnehmen? — Nein! Herr Karl hat's verboten. Was brachst du den Eid? Niemals . .! Fort von meinem Zaun! Ach, armer Bruder!"

Die Frau hatte sich nun ganz aufgerichtet. Sie sah auf ihres Mannes edles Gesicht. Das Herdfeuer — es war nur in halber Manneshöhe durch den Verschlag ausgeschlossen — warf einen matten, ungewissen Schein herüber; seine Lippen zuckten vor Weh.

„Wie er ihn lieb hat! Fast wie die eigenen Kinder! Und doch! — Wenn er es wüßte! Gott, vergieb mir!"

Fünftes Kapitel.

Am andern Tage ward es früh schon drückend heiß: weiße Donnerwolken, dicht geballt, stiegen auf; es mußte ein schweres Gewitter kommen. Und es kam.

Volkfried war weit vom Hof gegangen, nach seiner Roßweide zu sehen, die nahe dem Flusse lag; den Knaben hatte er nicht mitgenommen des drohenden Unwetters wegen; er war allein.

Manchmal, wie er über die Wiesen schritt und durch das Weidengebüsch, war ihm gewesen, er höre hinter sich einen leichten Schritt, höre durch die Zweige schlüpfen. Er sah einmal um: aber es nickten nur die Büsche, durch welche er selbst geschritten war. —

Er prüfte auf der Roßweide die Tiere, die ihn nur

schen betrachteten: es waren erbeutete, die er vor kurzem den Slaven abgenommen.

Da brach das Gewitter los mit strömendem Regen; in der Umhegung stand eine offene Heuhütte; darin suchte Volkfried Schutz; er legte sich auf das duftende Waldgras, das hier hoch, bis fast unter das Dach, gehäuft lag; es war frisch geschnitten; sehr stark duftete es, fast betäubend, aber süß, berauschend. Er schlief nicht, aber er träumte. —

Da — es war keine Täuschung! — da regte sich's leise unter dem dichten Heu an seiner Seite: — die Haufen schienen lebendig zu werden: — sie hoben sich, wölbten sich.

„Ein Waldtier," dachte er, „dem ich die Zuflucht verstört."

Aber größer und länger ward die Erhebung; aus dem Heu tauchte eine Menschengestalt hervor, ein paar volle Arme, ein üppiger Nacken, eine Flut von schwarzem Gelock, aus dem überall Heuhalme ragten: — aber das stand gar gut, weil phantastisch, zu dem glühenden, braunen Gesicht: und vor ihm lag auf beiden Knieen, die Arme über dem wogenden Busen gekreuzt, die Wendin; das Kopftuch hatte sie verloren, die schwarzen Haare flatterten wild nieder auf die nackten Schultern, das Hemd aus weißem Schaffell war herabgeglitten von der rechten Achsel: denn die Spange war gebrochen; verwirrt, in Scham erglühend hielt das schöne Mädchen das rauhe, zottige Fell vor die junge Brust mit der linken Hand.

Er richtete sich langsam auf, so daß er saß, und stemmte beide Fäuste verwundert in die Hüften: „Wlasta! Du hier? Was suchst du hier?"

„Dich." — Ganz leise kam es aus den üppigen halb geöffneten kirschroten Lippen.

Er verstand sie offenbar nicht: weit öffnete er die licht-grauen Augen.

Ein bittres Lächeln zog nun fast spöttisch um den ausdrucksvollen stets bewegten Mund: die kleinen weißen, ganz gleich gereihten Zähnlein wurden sichtbar. Aber gleich entfloh dies Lächeln wieder. „Ich schlich dir nach — all' den weiten Weg —! Ich wußte wohl, das Unwetter mußte dich hier herein treiben. — Ich kroch voraus."

Er sah sie immer noch höchst erstaunt an. Da trug sie es nicht mehr. Sie bäumte sich hintenüber, immer noch knieend, und schlug die rechte Hand vor die Stirn. „Ach, was hast du mich nicht verbrennen lassen in der Hütte der Mutter! Vom Rauch erstickt, war ich in meinem Versteck zusammengesunken. Ich glaubte zu sterben. Und ich wähnte, im Himmelreich, in den ewigen Blumenwiesen der Todesgöttin zu erwachen, vom goldhaarigen Lichtgott geweckt, als mich eine Lichtgestalt, ein himmlisch schöner, großer, hoher Held in seinen starken Armen aufhebt! — und der Lichtgott führt mich seinem blonden, herben Weibe zu wie eine erbeutete Kuh! — Ich will's nicht tragen! Ich will nicht. Ich verbrenne an langsamen Flammen! Küsse mich! Oder wirf mich dort in den Strom."

Sie hatte drohend, zuletzt schreiend gesprochen: ihre schwarzen Augen funkelten zornig. Aber gleich verflog blitzschnell dies Wilde: und mit weichstem, mit flehendem Schmeichellaute hauchte sie nun, die beiden ineinandergerungenen Hände bittend gegen ihn ausstreckend: „Bitte! Bitte! Nur einmal — aus Erbarmen —: küsse mich! Wir sind hier ganz allein! Niemand soll's wissen! Ich will dann selbst springen — gleich! — in den Strom." Und nun stürzte sie, vornübergebeugt, auf das Antlitz, die kleinen, zierlichen Hände weit vor sich hinstreckend: sie vergrub sie tief in das Heu.

Er sprach kein Wort. Er stieß nach ihr mit dem Fuß — er traf die eine Hand, — und sprang auf. Aber schon, gleichzeitig, war auch sie emporgeschnellt, wie eine sich aufbäumende Schlange. „Das? — Das? — Für all' meines Lebens innerste Glut? — Das dank ich ihr! Ihr willst du Treue halten? So hör's: du bist ihr keine Treue schuldig! Sie hat dich verraten. Sie traf — sobald du fort warst — jede Nacht, beinahe jede Nacht — an deinem Hofzaun einen fremden Mann! — Sie merkten mich nicht, wie ich im Grase herankroch . . . —"

Volkfried erbleichte. „Die Unselige!" stöhnte er.

„Siehst du?" frohlockte sie. „Nichts bindet dich mehr an sie. O, wie ich diese Stunde ersehnte! Nun ich dir ihren Buhlen . . . —"

Da traf er sie mit der Faust auf die Stirn. Sie stürzte schreiend vor seine Füße.

„Elende! Mein Bruder war's, der Gebannte. Das aber wisse: — zum Abschied! — denn morgen verkauf' ich dich in das nächste Nonnenkloster als Magd: — hätt' ich Frau Muthgard nie gesehen und ihres Angesichtes keusche Herrlichkeit: — die Wendin hätt' ich nie berührt. Mich reut's, daß ich dich aus den Flammen riß."

Blitzschnell sprang sie auf mit einem gellenden Schrei. „Haß für Liebe? Für solche Liebe Verachtung? Warte, das sollt ihr büßen! — Wohlan denn: der lichte Gott stieß mich mit Füßen fort: — ich weiß den dunklen Dämon, der mich aufnimmt. Wehe dir — und wehe ihr!"

Schon war sie im Freien. Volkfried trat aus der Hütte. Da sah er sie auf dem Rücken eines der kleinen zottigen Wendengäule hangen: sie hielt sich mit der Linken an der Mähne fest, mit der Rechten, der kleinen zierlichen Rechten, schlug sie aus Leibeskräften auf des Tieres Hinterbug: sie schnalzte mit der Zunge, sie gellte ihm, sich vor-

hebend an seinen Hals, slavische Zischlaute ins Ohr: hurtig setzte nun der Rappe über die hohe Umzäunung des Weidegeheges und schoß sausend davon in die Heide: durcheinander gemischt flogen dahin seine schwarze Mähne und ihr schwarzes Haar.

Sechstes Kapitel.

Die Burg Esesfeld war erst im Jahre vorher angelegt worden; an dem rechten Ufer der Stör erhob sie sich auf einem ragenden Hügel, den Übergang über die Furt beherrschend und die wenigen Hütten des früher offenen Ortes überschauend, die sich verstreut an dem Flusse hinzogen.

Die Feste war vor allem im Außenbau vollendet worden, sie gegen einen Handstreich der Dänen zu schützen; die Gräben waren hinreichend ausgetieft und durch das hineingeleitete Wasser des Flusses gefüllt, der Wall der ausgegrabenen Erde hoch aufgeschüttet, gestampft und oben durch Pfahlwerk gefestigt und gekrönt. Im Innern dagegen war noch gar manches unfertig, als die kleine Besatzung, schleunig aus den nächsten friesischen und sächsischen Gauen aufgeboten, den schmalen vierkantigen Turm und die paar Wohnräume bezog; dieselben Mannschaften hatten, in den Hütten der Fischer und Bauern eingelagert, die Bauleute während ihrer Arbeit beschützt, auch selbst, je zur Hälfte sich ablösend, mit Hand angelegt.

In dem mittleren der drei Stockwerke des Wachtturmes lag die Halle, der Wohnraum des Befehlshabers; das Erdgeschoß des Turmes und seine Anbauten enthielten Stallungen für die Rosse. Die Halle zeigte an der Ostseite in dem von rauhen Feldsteinen zusammengesetzten Boden

eine mannsbreite viereckige Öffnung, in welcher die vielsprossige Leiter lehnte, welche die Treppe ersetzte: durch einen breiten Quader war das Loch zu schließen. Der Turm zeigte ungefähr in Mannshöhe vom Boden vier schmale Ritzen, mehr Schießscharten als Fenster, aber genügend, den Ausblick über die ganze flache Landschaft zu gewähren; in das dritte, höchste Stockwerk unter dem Balkendach gelangte man aus dem zweiten ebenfalls nur durch eine Leiter und eine Öffnung in dem Holzboden jenes Dachraumes.

Die Sonne neigte nach regenreichem Tag zum Untergang, aus grauem Gewölke selten hervorblickend; sie warf nur noch wenig Licht in die Turmhalle durch die schmale Mauerritze im Westen; das Gewitter hatte starke Abkühlung gebracht: ein glimmend Feuer brannte auf der Westseite, abgetrennt von dem Boden durch einen kleinen Kranz von erhöhten Steinen.

An dem runden Eichentisch saßen zwei Männer auf einer halbkreisförmigen Bank, ein dritter lag neben der Bank auf den Binsen, die den Steinestrich hochgeschichtet bedeckten. Unwirsch stieß der eine der Sitzenden auf die Tischplatte einen zinnernen Becher, den er zu Munde geführt hatte, — so heftig, daß rote Tropfen heraussprangen. „Satan saufe das saure Gesöff!“ rief er, den roten Bart mit der umgekehrten Hand von der Lippe streichend.

„Der wird sich hüten, Hardrad,“ lachte sein Bankgenoß. „In seiner Hölle ist's heiß: da gedeiht wohl ein besseres Gewächs.“ Er zerschlug mit der Faust auf dem Tisch ein Stück Brot. „Das ist so hart, wie ein Sachsenschädel. Sticht schon in die Hand, wie sticht's erst in den Gaumen! Pfui!“ Er schüttelte das krause, dunkelbraune Gelock. „Und der verfluchte Rauch! Wie das in die Augen beißt!“ schalt der dritte, der auf der Streu lag; er nahm den

Ärmel seines schwarzen, faltigen Priestergewandes und wischte sich über die Lider mit den kohlschwarzen Wimpern. „Warum willst du auch Feuer haben mitten im Erntemond!“ meinte der zweite. „Weil ich immer friere in eurem Barbarenland,“ grollte der Geistliche und zog die Brauen zusammen. „Läßt man das Feuer ausgehen, wird man zu Eis und läßt man's brennen, wird man geräuchert. Und von den nassen Wänden rinnt es nieder in klatschenden Tropfen! Nicht einmal einen Teppich für Tisch, Estrich oder Mauer! Ein Hund lebt menschlicher in Italia als hier ein Bischof.“ „Ei, warum seid Ihr nicht in Italia geblieben, Herr Petrus?“ spottete der Krauskopf. „Das will ich dir sagen, Fortunat,“ lachte Graf Hardrad. „Weil's ihm dort ebenso zu heiß ward . . . —“ „Wie jetzt hier zu kalt!“ schloß der andre.

Der Priester biß die schmale Lippe.

„Nun,“ fuhr Fortunat fort, mit Wohlgefallen sein zierlich mit Silber gesticktes hellblaues Gewand betrachtend, „der Hochwürdige ist wohl ebensowenig ganz freiwillig hier in diesem Sumpfloch wie — wie meines Bruders Bruder. Allein du, großmächtiger Hardrad! Von deinen argen Streichen hat der Herr Kaiser, so allwissend er sich wähnt, doch noch nichts erfahren. Weshalb du hier aushältst . .“ — „Schlage mich der rote Donner, bleib' ich länger als ich's nötig habe. Dann werf ich diesem Schulmeister unter der Kaiserkrone sein Grafenamt vor die Füße und lebe, wo's mich und wie's mich freut.“ „Das könntet Ihr doch jetzt schon,“ meinte der Abtvikar. „Ja, wenn ich leben wollte, leben könnte wie so ein Welscher! Wie Ihr, der den Tag über an einer Kuchenrinde kaut und mehr Tinte verbraucht als Wein! Ich aber! Ich brauche Wälder und Felder, darin zu jagen, viele hundert Rosse, täglich ein anderes müde zu hetzen, Dörfer voll knirschender

Bauern, sie zu treten, edle Hunde, den Bär zu stellen, kostbare Falken, den Reiher zu beizen, ja, ich brauche Scharen von Gewaffneten, die nur meinem Winke folgen, mein Recht durchzusetzen . . . —" „Oder auch dein Unrecht," lachte Fortunat. „Ich brauche einen ganzen Gau als mein Erbeigen, einen fast gleichmächtigen Nachbarn, Fehde mit ihm zu führen! —" — „Das hat aber der Herr Kaiser verboten!" — „Bah, der ist fern und sein Reich ist groß und er kann nicht überall zugleich sein." — „Das ist das einzige, was es möglich macht, in seinem Reich zu leben. Sonst wär's halb Schulstube —" — „Halb Kloster, —" — „Halb Kriegslager, —" „Halb Kerker," grollte der Priester.

„Das sind viele Hälften," lachte Fortunat. „Und weshalb, Hardrad, brauchst du das alles?" — „Weshalb? Dumme Frage! Weil's meine Ahnen gebraucht haben von jeher. Waren Herzöge in Thüringland, lange bevor die Ahnen Herrn Karls Hausmeier hießen. Und die Ahnen haben's auf mich vererbt." „Das heißt," spottete Fortunat, „den Hang dazu, nicht die Mittel." „Auch die Mittel hatte ich," zürnte Hardrad und schlug auf den Tisch, daß die Becher klirrten. „Bis dieser . . . —" — „Thu dir keinen Zwang an! Ich habe ihn schon soviel gescholten vor deinen Ohren, daß ich dich nicht verschwätzen werde. Und dieser schwarzhaarige, gelbgallige Welsche da, — der schimpft zwar nicht laut wie wir, aber er haßt ihn schweigend und — giftig." Der Priester drückte die dunklen Augen zusammen. „Ich hatte Macht und Mittel genug," fuhr Hardrad fort, „wie ein Fürst zu leben, wie ein Herzog, bis dieser . ." — „Ja! Er nahm dir alle Benefizien und von dem Erbgut die Hälfte . . —" „Warum?" fragte der Abtvikar. „Weil ich, nach gutem altem Recht der Thüringe, dem Nachbar Fehde angesagt."

— „Ja, ja. Du hast ihm dabei das Haus verbrannt, den Sohn und zwölf Knechte erschlagen und alles Gold und Silber geraubt. Herr Karl hatte aber längst den Fehdegang verboten."

„Und noch als Gnade mußte ich's hinnehmen, daß er mir die Hälfte des Allods beließ und mir diese Grafschaft übertrug, die schlechteste, ärmste, gottverhaßteste in seinem ganzen Reich. Nun warte! Wehe diesen Sachsen, denen er mich zum Grafen bestellt hat! Es wäre ihnen besser, der Höllenwirt wäre ihr Graf." — „Sie sind, glaub' ich, alle dieser deiner Meinung!" — „Und sobald ich so viel Land und Gold aus ihnen herausgepreßt habe, daß ich wieder leben kann wie's meiner Sippe ziemt — fort aus diesem großen Gefängnis, darin Herr Karl mit Schlüsseln und Ketten rasselt." — „Aber wohin?" — „Oh, gleichviel! — Zu den Dänen!" „Sind Heiden," meinte der Vikar. „Sie fragen nicht nach dem Glauben, nur nach der Kraft. Das Land, das ich hier zusammengebracht, mache ich all' zu Gold, zu Waffen, zu Reisigen. Mit offenen Armen nimmt mich König Göttrik auf jenseit des Danevirks. Aber nicht mit leeren Händen, nicht ein Flüchtling, nicht bittend: — spendend will ich kommen. Geh mit, Fortunat!" — „Vielleicht! Vielleicht auch nicht. Weißbusige Weiber — das ist wohl war! — leben in Nordmannia. Aber vielleicht läßt mich doch Herr Karl zurück in meine Heimat Aquitania, in das schöne Land zwischen Loire und Garonne. Dort scheint die Sonne gütevoller. Und feuriger fließt das Blut der Frauen . . . —" — „Daß du nichts anderes im Sinne hast als Weiber!" — „Ja, sie sind all mein Glück! — Und all mein Unglück! — Sind sie doch auch schuld, daß ich hier eure angenehme Gesellschaft genieße." „Wie das?" fragte der Langobarde. — „Nun ja! — Gewöhnlich

brauche ich keine andere Überredung bei ihnen, als mir der reiche Gott in meinem glatten Gesicht, meinem glatten Wuchs und meiner glatten Zunge gegeben hat." „Heuchler und Schmeichler, — du betrügst sie alle!" schalt der Graf. „Nein! Da thust du mir unrecht. Schreiend unrecht! Mir gefällt immer eine am besten. Und das sag' ich ihr. Und da sie mir wirklich am besten gefällt, sag' ich ihr's sehr lebhaft und überzeugend, erfolgreich. Heilige Genoveva —!" „Laß die Heiligen aus dem Spiel," grollte der Vikar. — „Nun denn: Frau Venus!" — „Was weißt du von der?" — „O bitte! In der Klosterschule zu Tours lasen wir, auf Herrn Karls und auf Alkuins Befehl, Ovidius! — Lateinische Verse sollten wir dabei lernen: — aber Liebschaften lernten wir. Bei Sankt Venus also! Jede hält sich doch im Herzen für die Schönste. Sagt es ihr nun obendrein ein Mann, — der's selber glaubt in dieser Stunde, — wie soll sie's nicht erst recht glauben? Kam bis vor kurzem ganz glücklich vorwärts bei allen! Da will es das Unglück, daß zwei Schwestern gleich schön sind. Das wäre nun bloß ein doppelt Glück gewesen. Aber sie waren auch beide — und das eben war das Unglück! — gleich tugendhaft. Beiden mußte ich daher den verfluchten Goldring an einen ihrer weißen Finger stecken. Was thut man aber nicht den lieben Narren zuliebe! So heiratete ich die eine zu Tours, die andere — zwei Monate später — zu Toulouse. Keine wußte von der andern; Faustus hieß ich zu Tours und Fortunatus zu Toulouse. Die eine gab mir der Bruder, die andere der Oheim, der Bischof zu Tours. Sie hätten es noch lange nicht herausgebracht. Denn meine Villen, wo ich jedes der Weiblein hatte, lagen weit auseinander, eine an den Pyrenäen, die andere an der Loire. Aber zu meinem Verderben hatten sie ein Bäslein, ein reizendes

Ding, sag' ich euch! Das kam zu Besuch auf die Villa an der Loire. Und da das dumme Ding nicht nachgab, mußte ich mit Gewalt nachhelfen: — nur ein klein wenig! Da springt sie in den Strom! Und meine Frau — das heißt die eine, die an der Loire — erfährt es und ruft den Bruder herbei zur Rache. Und der kommt und erkennt mich als seinen andern Schwager, von den Pyrenäen her! Nun der Lärm! Der Bischof! Der Doppeloheim! Und der Doppelschwager! Was half's, daß ich den erschlug — in ehrlichem Zweikampf! — Der Bischof focht nicht: — er klagte bei Herrn Karl. Und das Hofgericht verurteilte mich zum Tode wegen so vieler Verbrechen! Ein ganzes Rudel! Zwei Seiten füllten die lateinischen Namen der Vergehen! Der Herr Kaiser aber begnadigte mich zur Einbannung nördlich der Elbe!"

„Warum?" meinte Petrus, vor Frost die Hände reibend. „Ihr hattet Euch den Tod doch redlich verdient!" „Gewiß," sagte Hardrad. „Aber Fortunat führt eine rasche Klinge. Er hat Herrn Karls Sohn, König Pippin, herausgehauen aus einem ganzen Wespenschwarm von Avaren. Dessen hat der Vater gedacht."

„Ja, ja," lachte der Aquitanier. „Aus mir hätte was werden können, gäb' es keine Weiber. — Nun, vielleicht wird hier was aus mir. Denn hier giebt es gar keine. Oder die, welche es giebt, sind so kühl wie die Eider im Winter. Neulich gar," — sprach er ganz zornig, — „hab' ich mir an einem Sommerabend einen Stoß vor die Brust und noch was geholt. — Ich will nie mehr küssen, zahl' ich's nicht heim!" „Wo? Bei unserm letzten Ritt?" fragte der Graf. „Die schwarze Wendin — dort an der Furt?"

„Eine Sklavin!" grollte Fortunat. „Ein schöner, schwarzbrauner Teufel! Ich packe sie plötzlich: — ich hatte

ihr Schilf schneiden zugesehen: — ihre geschmeidigen Glieder reizten mich. ‚Komm mit, schönes Weib,‘ rief ich ihr vom Roß herab — ‚du brauchst einen schönen Mann.‘ ‚Es giebt nur Einen Mann,‘ zischelt sie aus ihren weißen Zähnen, und mit einem Stoß vor meine Brust ist sie mir aus den Armen geglitten wie ein Aal.“ — „Und du gabst das Spiel auf?“ — „O nein! Ich ritt ihr nach! Sie huscht in den Pfahlzaun des nahen Gehöfts, ich springe vom Gaul, will nach durch das schmale Pförtlein: in der Pforte aber steht eine — nun, kurz gesagt: eine Göttin. Um eines Hauptes Höhe länger als ich — prachtvolle, stolze Brust — zwei Arme, schneeweiß, und rund und weich! Und eine Flut von hellblond leuchtendem Haar und —“ Wir schenken dir das andere!“ sagte der Graf. „Wär's mein eigen geworden, ich schenkte es keinem Gott! — Ich stehe vor ihr wie geblendet: — ich glaube wirklich, mein Knie senkte sich ein wenig in Scheu vor so viel reiner Frauenherrlichkeit. Aber gleich darauf stieg mir all' das heiße Blut, das die Traube der Garonne in sich kochen hat, in das Herz: mir schwindelte vor Verlangen und mit beiden Händen griff ich — sprachlos — nach ihren wonnevollen Schultern: — da war das nächste“ — er stockte. — „Nun?“ „Ha!“ lachte er grimmig. „Daß ich zur Erde flog. — Aber nicht allein!“ — „Mit dem Weibe?“ — „O nein! Mit der stärksten Ohrfeige, von der ich je gelesen oder gehört, oder, seit mein Vater starb, gespürt. Ich sprang auf wie der Blitz. Da stand in der Thüre, wo die nordische Göttin gestanden, geblitzt und gedonnert hatte, ein Hund — nun, so wie ein mäßiger Bär! — und knurrte. Die Göttin war verschwunden. Aber,“ schloß er grimmig, „wir Christen haben die Pflicht, Göttinnen zu zerstören. Ich kann nicht mehr schlafen, seit ich dies weiße Weib gesehen! Und ich schwör's: — die Hölle soll mich

braten, erfüll' ich's nicht: — ich sterbe oder ich zerbreche diesen keuschen Trotz in meinen Armen. So wahr mir Gott helfe und Sankt Martin von Tours! Amen."

„Eine hübsche Art von Christentum!" lachte der Priester. „Hat der fromme Kaiser viele solcher Vicegrafen in seinem Reich?" „Das war an dem Hof bei der Eiderfurt?" forschte Hardrad. „Ja? Das ist das Weib des Sachsenhunds, der mir den Hof nicht verkaufen und nicht mein Schutzhöriger werden will. Jahrelang dring' ich in ihn, jahrelang bann' ich ihn zu Ding und Heerfahrt und Wachtdienst, bis er mürbe werde oder ausbleibe, daß ich den Königsbann von ihm einheischen oder ihn vom Hofe treiben kann. Umsonst! Jedesmal ist er gekommen: — ich fass' es nicht, daß nicht längst seine ganze Wirtschaft verdorben ist." „Das macht die Frau," fiel der Abtvikar ein, „die soll, fehlt der Mann, so trefflich wirtschaften. Fidus hat mir viel von dem Paar erzählt, — steckte oft dort, rühmte diese Ehe als eine Musterehe. Die Frau, meinte er, ist so wacker und klug als sie schön ist. Ist eine gar herzbrechende Geschichte, bis die beiden sich heiraten konnten. Jahrelang mußte der Mann harren: ich hab' es nicht recht verstanden. Ihr Vater wollte sie einem ganz andern geben, einem gar vornehmen Nachbar. Ich weiß nicht mehr, wie sie dann doch der viel ärmere Freier gewann."

„Wie war das, Hardrad?" fragte Fortunat neugierig. „Weiß nichts davon," fuhr der Graf fort. „Aber das weiß ich: jetzt, seit der verfluchte Mönch ihm das Gesetz Herrn Karls gesteckt hat — der Fronbote hat's gemeldet! — jetzt ist ihm vollends nicht mehr beizukommen. Die Hölle verschlinge Fidus." „Der Heidenwald wird ihn wohl verschlingen," lachte der Abtvikar. „Kommt er zurück von dem Auftrag, den ich ihm gab, so müssen die Heiligen

mehr Wunder thun, als ich ihnen zutraue, für einen armen Mönch, der ihnen keine Kirche bauen kann. Der Tropf ist ein Aufpasser, ein verlängertes Ohr des Tyrannen Karl. — Übrigens, den Sachsen kann ich doch wohl fassen: wegen der dummen Pferdeköpfe, hat der Fronbote recht berichtet. Aber was liegt dir soviel an seinem Hof? Ist er so wertreich? So groß?" — „Das gerade nicht. Aber sein Land allein trennt noch die Hufen, die ich sämtlich dort mir zusammengezwungen. Und die Hauptsache: die Furt! Dort zieht der Hauptweg ins Dänenland. Sobald ich jene Uferstrecke habe, laß ich mir vom Kaiser Zollrecht, Furtrecht, Fährenrecht einräumen mit hohen Gebühren. Das kann sehr, sehr wertvoll werden! Dann verkaufe ich die ganze Landstrecke an einen Käufer, der ... der nicht knickert." „Ich ahne!" rief Fortunat. „Der Däne gewinnt dann Eigengut in Herrn Karls Reich und offenen Eingang." — „Aber ich fürchte, das hat nun gute Wege. Der Sachse hält sich streng ans Recht." „Das kann man brechen!" rief Fortunat. „Ein rascher Ritt: — in einer Nacht ist's gethan! — der Lümmel erschlagen: — dir der Hof — mir die herrliche blonde Herrin und — als Zugabe — die zierliche schwarze Magd!" Graf Hardrads Auge blitzte, wie gewährend; er griff ans Schwert. „Nichts da!" warnte der Priester. „Wohl ist das leicht, rasch geschehen. Aber dann kommen die Kaiserboten!"

Der Graf fuhr zusammen. „Das ist der verfluchteste Strick," grollte er, an dem roten Bart zerrend, „den dieser Karl um freier Männer Nacken geworfen hat!" „Ja, ja, die Kaiserboten!" fuhr der Priester fort. „Je ein Bischof und ein Graf, aus himmelferner Provinz, unbekannt, unbestechbar, parteilos bei den Streitsachen der Grafschaft. Und sie rufen alle Geistlichen und alle freien Männer des Gaues zusammen und fragen sie aus über alles Unrecht,

das etwa im Laufe des Jahres, Graf oder Vicegraf, oder Abt oder irgend ein Amtmann verübt! — Vereidigte Rügeschöffen fragen sie besonders. Die trifft der Tod, schweigen sie. Aber sie schweigen nicht! Gar gern decken sie auf jede Gewaltthat der Beamten. Und wenn nur einer von den Hunderten redet, die da erfahren müssen, daß dort, an der Eiderfurt, ein Hof ausgemordet ward: — dann wehe dir, Graf Hardrad." „Es ist wahr," zürnte der. „Der Sachse muß ins Unrecht. Anders geht es nicht. — Horch, was ist das? — Das Wallthor wird geöffnet — ein Weib — auf einem Gaul. — Es springt ab: — es wird hierher geführt. — Du erhältst Besuch, Fortunat!"

„Da wollen wir doch lieber gehen," meinte der Priester und erhob sich. „Ja, gehen wir," lachte Hardrad.

„Nein! Bleibt, Herr Graf," rief da eine weibliche Stimme, und schon ward oberhalb der Öffnung ein schwarzer Lockenkopf sichtbar — schon sprang jetzt die schlanke Gestalt von der letzten Leitersprosse nach oben — schon lag sie zu den Füßen Fortunats.

„Nimm mich, Herr," rief sie außer sich. „Ich bin dein." Und sie umschlang seine Kniee mit den Händen. Ihr Atem flog, ihr Busen wogte: sie zitterte am ganzen Leib. Er hob sie nicht auf: „Und der einzige Mann, der lebt?" höhnte er, sich herabbeugend.

„Zertritt ihn, wie er mich getreten hat. Du kannst es: du mußt es. Er, Volkfried der Sachse, ist ein Verräter! Er und sie — die Verhaßte! Sie pflegen in ihrem Hof einen Waldgänger, einen Verbannten!"

Siebentes Kapitel.

Am Abend darauf saßen in der Halle des Hofes „bei den Volkingen“: — so hieß das Gehöft an der Eiderfurt: seit grauer Vorzeit hatten darin die Söhne des Volko gewohnt, die zuerst den Wald hier gerodet und aus den gefällten Eichen das Haus aufgezimmert hatten — auf der Bank an dem Herdfeuer die beiden Kinder, links und rechts geschmiegt an einen Mann von etwa sechzig Jahren, der in rauhe Felle gekleidet war: das graue, aber noch dichte Haar reichte nur bis an das halbe Ohr.

Der Alte saß vornüber gebeugt und schnitzelte mit leicht gekrümmtem Messer an einem schmalen Schaft, den er gegen seine Brust und gegen den gestampften Lehmboden der Halle angestemmt hielt; rasch glitten die Späne hernieder.

Die Frau saß, ihnen gegenüber, auf einem erhöhten Stuhl, oberhalb dessen sich eine im Halbkreis geschnittene Lehne erhob; sie ließ gar emsig die flachsumwobene Spindel schnurrend auf dem Estrich tanzen; aber oft flog doch ihr Blick hinüber zu den Kindern.

„Weil du nur wieder da bist, Heimo,“ sagte das Mädchen und streichelte dem Alten die wetterbraune Wange. „Ich sorgte um dich! So ganz allein — auch die Nächte! — im Eichicht. Die Waldfrau soll dort wohnen.“ „Die Waldfrau wohnt dort, das ist gewiß,“ sprach Heimo ernsthaft, den Schaft vor sich hinhaltend und mit dem Auge prüfend. „Aber die thut mir nichts zuleide. Im Gegenteil. Die schützt meinen Schlaf.“ Die Frau horchte auf: — sie wollte unterbrechen; aber sie sah, wie begierig beider Kinder Augen an des Alten Munde hingen: — und sie schwieg.

„Warum? Woher weißt du das?“ fragte Volkbert eifrig. — „Weil ich nie versäume, von meinem Nachtmahl ein wenig Milch und Brotkrumen vor der Holzhütte zu sprengen und zu verstreuen. Davon naschen gar gern die Waldwichtlein in der Königin Gefolge.“

„So ist sie eine Königin, die Waldfrau?“ forschte das Mädchen. „Geht sie auch unter Krone?“ — „Sie braucht keine. Ihre Krone ist ihr goldig Haar —: das trägt sie siebenmal um das Haupt gezöpft. Aber ein golden Halsgeschmeide trägt sie.“

„Hast du sie denn gesehen?“ meinte der Knabe.

„Muß man alles gesehen haben, was da ist? Hat der Mönch Fidus schon den Schutzengel gesehen, von dem er so viel zu sagen weiß?“ Da sprach aber die Frau: „Das ist doch nicht gleich! — Du sollst den Kindern nicht so viel erzählen von den Waldwichten. — Ist das Kreuz fertig, das ich dich — zur Strafe — habe schnitzen lassen?“ — „Jawohl! Steht auch schon an — seinem Ort. — So, jetzt ist der Schaft überall gleich gerundet, mein' ich. Das ist die Gabe, die ich dir mitzubringen versprach aus dem Eichenwald, — ward nur nicht ganz fertig damit. Da, Volkbert, wäg' ihn einmal. Ist er so handgefüg?“ „Herrlich!“ rief der Knabe, den Speer schwingend. „Und doch auch schwerer als der letzte war. Das wiegt doch!“ — „Alle neun Monde etwas schwerer. Denn alle neun Monde mehrt sich die Kraft dem Mann, — bis sie wieder abnimmt! — Ich werde alt und schwach!“

„Mußt dich nicht mehr so schwer mühen, Heimo,“ mahnte die Frau. „Wir wollen einen Knecht kaufen statt der entlaufenen Wendin.“ „Hi!“ lachte der Alte. „Weißt du, Frau, was das Beste ist an der? — Garnichts? O doch! Eben daß sie entlaufen ist. Die war nicht geheuer! War von den Dunkelelben, mein' ich.“ „Wo der Herr

nur bleibt?" rief die Frau und warf einen Blick durch die halboffene Thür. „Er kann noch nicht zurück sein," tröstete der Alte. „Wollte er doch bis an den oberen Deich. Das ist weit." „Erzähle was, Heimo," rief Volkbert. „Ja, erzähle, guter Heimo," bat das Mädchen. „Aber nicht von den alten" . . . die Frau hielt inne: „Göttern" hatte sie sagen wollen — „nicht von den alten Gewalten." „Das hör' ich aber doch am liebsten," schmollte der Knabe. „Nun, so erzähle von Herrn Karl." „Ja, und von seiner guten, schönen Königin, Frau Hildigard," mahnte die Kleine. „Nein! Von der Schlacht, darin du ihn selbst gesehen. Und vom Vater — und von Herzog Widukind!" — „Habt's ja schon oft gehört." — „Du hast immer wieder was Neues zu sagen, man muß dich nur recht ausfragen! Also: wie war's? Gieb acht, ob ich den Anfang noch weiß! Also: ‚weil die Sachsen wußten, der Herr Karl weile fern jenseit der großen Berge, war Herr Widukind aus den Dänenmarken, wohin er geflüchtet, zurückgekehrt und alle Sachsen nördlich der Elbe und die südlich in Wigmodia folgten ihm wieder zum Kampf. Und sie schlugen die fränkischen Grafen in zwei Treffen und trieben sie vor sich hin an die Weser. Und auch in dem dritten Gefecht an der Weser wankten bereits die Feinde und . . ." Begeistert fuhr der Alte fort: „Auf grauweißem Roß sprengte Herzog Widukind voran wie Siegvater Woden . . . —" Da fiel das Mädchen ein und schlug ein Kreuz: „Ab sag' ich Woden und Donar und Saffenot und allen den Unholden, die ihre Genossen sind."

„Recht, Lindmuth," lobte die Mutter, „du bist ein frommes Kind . . ."

„Und wir folgten, zu Fuß in dichten Haufen, Speer an Speer," erzählte der Knabe. „Du warst aber doch noch nicht geboren!" lachte die Mutter. Er ward feuerrot:

„Das ist gleich. Heimo erzählt so. Und auch Heimo war dabei. Denn auch die Knechte hatte man in solcher Volkesnot gewaffnet. Aber plötzlich sprengte aus dem Wesertann eine starke Schar von Gewaffneten, vorauf ein Gewaltiger, ganz in Eisen gehüllt, ganz eisengrau. ‚Herr Karl!' riefen da die Franken. ‚Herr Karl ist zurückgekehrt! Unser ist der Sieg!'"

„Und viele Sachsen erschraken," fur Heimo fort, „denn sie erkannten ihn. Aber nicht erschrak Herzog Widukind." — „Und nicht der Vater . . . —" — „Der Herzog zu Roß . . . —" — „Der Vater zu Fuß, an seines Rosses Mähne sich haltend, und neben ihm vorspringend . . . —" — „So drangen sie vor gegen Herrn Karl." — „Wohl deckten ihn treulich seine Grafen und Paladine . . . —" — „Aber der Herzog schlug einen und zwei und drei . . . —" — „Und der Vater traf zwei zu Tode . . . —"

„Und so hatten sie Herrn Karl erreicht. Der aber zagte nicht vor den zwei so starken Männern. Die Speere warfen sie, des Herzogs Wurf ging fehl, zum Staunen der Seinigen: aber Herr Karl fehlte nicht: er warf den Lindenschild Widukinds durch und durch, blutend stürzte der Held vom Roß, seine Gefolgen trugen ihn aus dem Getümmel: die Sachsen flohen . . . —" — „Aber nicht der Vater! Der sprang an Herrn Karls schildlose Seite und bevor der König das lange Schwert ziehen konnte, hatte der Vater den Sachs gezückt und holte aus zum tödlichen Stoß wider sein Antlitz" . . . .

Da hielt der Knabe plötzlich inne.

„Was stockst du?" schalt die Frau. — „Es verdrießt mich jedesmal." Auch Heimo schwieg; er schaute unwirsch ins Herdfeuer. „Es soll dich nicht verdrießen," rief da Lindmuth. „Es ist keine Schande für den Vater, daß der Himmelsherr nur durch ein Wunder den großen Karl

erretten konnte vor seinem Arm. Und daß er unsern Vater gewürdigt hat, ihn durch ein Wunder zu bekehren. Denn wie war's? Als der Vater zielte auf des Königs Antlitz, — da mußte er ihm scharf ins Auge sehen: und der Herr König, furchtlos, obwohl jeder Waffe bar, erwiderte den Blick: — und — . . ."

„Und so gewaltiger Glanz," fuhr die Frau fort, „leuchtete aus diesen Augen nieder, so verklärt war das erhabene Antlitz, daß Held Volkfried, der noch nie gezagt, niederstürzte, wo er stand, neben des Königs Roß, die Waffe fortwarf und ausrief: ‚Herr Karl, mit dir ist der stärkste Gott!'"

„Ja," fuhr Lindmuth fort, „und nun waren die Paladine alle heran: Herr Wilhelm von Toulouse und Herr Erich von Friaul und alle, und ein kampfgrimmer Alamanne . . . —" „Herr Gerold selber war's, des Königs Schwäher," fiel der Knabe ein, „der schwang die Streitaxt über des Vaters Haupt . . . —"

„Da spreitete," fuhr Lindmuth fort, „Herr Karl vom Roß herab seinen blauen Mantel über den Vater und wehrte den vielen Waffen der Paladine und rief: ‚Der Mann bleibt leben! Er ward mein: — durch Christus den Herrn.'"

„Und als ich sah," hob nun Heimo wieder an, „wie mein Herr Herrn Karl sich ergab, da warf auch ich den Streitkolben weg und trat an seine Seite. Und war das die letzte Schlacht, die Herzog Widukind schlug wider den Herrn Karl."

„Denn er sprach zu seinen Gefolgen," ergänzte das Mädchen: „‚wahrlich, nun erkenne ich, daß sein Gott stärker ist denn die unsern. Nie hab' ich meines Feindes gefehlt auf halbe Speerwurfslänge! Sein aber fehlte ich! denn als ich auf ihn zielte, ganz scharf, haarscharf, da brach

plötzlich die Sinkesonne aus dem Gewölk und schien mir grell in die Augen und mir war, goldene Strahlenpfeile hoch vom Himmel her schossen mir durch die Wimpern. Und ich blinzte und warf und — fehlte. Er aber traf!' Und alsbald schickte der wunde Herzog Boten an Herrn Karl, wenn der ihm sicheres Geleit verspreche, wolle er zu ihm kommen in seine Pfalz und die Taufe nehmen und Herrn Karl Treue schwören. Und gern gewährte das der König. Und so geschah's gar feierlich."

„Und mit ihm nahm auch euer Vater die Taufe," sprach die Frau, „und that den Eid. Und unverbrüchlich haben beide seither die Treue gehalten, Herrn Christus und Herrn Karl. Das sollten sich Geringere merken." Heimo verzog das Gesicht. „Ja, ja, schon recht. Zumal was Herrn Karl angeht. Dem hab ich ja geschworen, als ich freigelassen ward. Was aber den Herrn Christus angeht . . ." „Du hast den Taufbund mit ihm geschlossen," mahnte die Frau. — „Aber recht ungefragt! Ganz gröblich haben sie mich dabei angefaßt. Ja, wie sie den Herzog tauften und unsern Herrn zu Attigny — ich stand ja dabei — der unsichtbare Gesang von oben her und die vielen hundert Kerzen und der süßliche Rauchqualm aus goldenen, durchbrochenen Gefäßen, die kleine Knaben schwangen, — ganz betäubt ward einem dabei; und beinah' übel! Und war alles sehr geheimnisvoll und großfeierlich. Aber mit mir machten sie's weiland anders. Gleich nach jener Schlacht an der Weser wurden wir geringen Gefangenen zusammengetrieben an dem Ufer, wohl ein paar hundert auf einmal, von Frankenreitern und mit den Speerschäften zurecht geschoben, so recht wie eine Herde Schafe. Und dann kam ein Bischof und weihte das Uferwasser der Weser, und nun hieß es: ‚vorwärts allzuhauf! Da hinein! Und untergetaucht! Als Heiden hinein, als Christen heraus.

Wer sich sperrt, wird erstochen.' Und das Wasser, in das sie mich hineinschoben, war schon ganz blutig. Denn manche hatten's gar nicht verstanden, was die Franken da auf fränkisch, der Priester auf römisch von ihnen verlangten, andere hatten gut verstanden aber nicht gewollt. Sie alle wurden flugs erstochen. — Und so stieg ich wieder heraus — halb mit Blut getauft und — mehr als halb —! wider Willen."

„Du mußt's doch halten," sagte der Knabe ernsthaft. „Hättest dich ja auch erstechen lassen können." — „Ja, ja, so sagt der Herr; und von dem hast du's gelernt." „Oder geerbt," sprach stolz die Frau. „Es wird schon so sein müssen. Nur verlangt nicht, daß es mich freuen soll auch noch!"

„Aber!" verwies Lindmuth. „Du kommst doch nun in den Himmel." „Wer weiß?" meinte der Alte. „Und wenn auch, — ich glaube kaum, daß es mir da so recht gefallen wird." „Lästre nicht," schalt die Frau. „Warum soll es dir dort nicht gefallen?" — „Warum? Weil es gerade wieder sein wird wie zu Aachen, wo es mir auch nicht — aber gar nicht! — gefallen hat. Gold, Weihrauchduft und Singen! Singen in fremden, leisen Sprachen, die ich nicht verstehe. Auf dem Throne der Himmelskönig mit dem langen weißen Bart, — ganz wie Herr Karl zu Aachen! — um ihn her die Erzengel und die Großheiligen, die Himmelspaladine! Und wir geringes Volk? — Ganz hinten, draußen, in den nassen Wolken. Und immer nur beten! In Walhall gab es Kampfspiel und Met und" . . . —

„Horch," rief die Frau und sprang auf. „Das ist Hofwarts Gebell." — „Ja, er grüßt den Hof, sobald er ihn sieht vom Waldrand aus!" „Der Vater! Dem Vater entgegen." Fort waren beide Kinder. Auch die Frau

legte die Spindel nieder und schritt zur Thüre hinaus in den Hofraum.

Die Sonne sank; sie hatte das Regengewölk durchbrochen; in hellem Schein lagen Anger und Wald; in die Pforte seiner Hofwehre schritt die hohe Gestalt Volkfrieds, ganz aufgerichtet: er trug schwer, der Starke, an dem Rehbock, dessen Läufe um den Jagdspeer über der Schulter zusammengeschnürt waren; die Kinder hielten ihn links und rechts an den Armen; die Frau reckte ihm beide Hände entgegen.

Auch Heimo war herangehinkt: er stand nun in der Hallenthür und sah auf die Gatten. „Die mögen sich immer noch, wie am ersten Tag. Fast allzu jung für so reife Leute! Nun, haben Kampf und Leid genug auszustehen gehabt, bis sie sich gewannen.“ Und leiser fuhr er fort: „Frau Frigg und du, guter Donar, schütz ihnen Herd und Haus! — Wenn's recht von Herzen geht, muß ich euch anrufen, nicht die Heiligen. Der Hofherr und die Frau opfern den Heiligen in der Steinkapelle, ich opfere den alten Göttern unter der alten Esche. Wißt ihr was, Götter und Heilige? Schützt sie reihum.“

Achtes Kapitel.

Volkfried war sehr müde von dem weiten Weg im feuchten Waldgrund und von der Jagd. Bald nach dem Abendessen wies er Heimo fort, er wolle sich schlafen legen.

„Ich hörte viel Hundegebell,“ sagte dieser aufstehend, „im Eiderwald. Auch Hörnerblasen.“ — „Die Frankengrafen von Badenfleth jagten.“ — „Auf Wölfe?“ — „Nein, auf

Waldgänger." — Heimo sah scharf in seines Herrn Antlitz, aber der verzog keine Miene; der Alte seufzte und ging; er schlief in der Hütte an der Furt.

Bald schlummerte Volkfried; aber die Frau an seiner Seite fand keine Ruhe. — —

Nach ein paar Stunden schlug der Hund an, heftig, zornig, dauernd. Sie warf einen Blick auf Volkfried; der schlief ruhig. Da schlug ein verhaltener Ruf an ihr Ohr: „Muthgard, hilf!" —

Sie war schon aus dem Lager; sie warf das mächtige Wisentfell ihres Mannes um die Schultern, schob geräuschlos den Holzriegel der Halle zurück und eilte durch den Hofraum. Es war ganz finstre Nacht; nicht Mond noch Stern stand am Himmel. „Volkhelm — du bist's?" — „Ich bin's." — „Schon wieder da! Ich hab' dir's doch verboten. Du hast versprochen, damals, es solle das letzte Mal sein." — „Heut' ist's, — glaub' ich, — das letzte Mal! Ich bin wund! — Da — im Rücken — der Pfeil! Sie haben mich gehetzt — den ganzen Tag — mit Hunden." — „Unseliger!" — „Laß mich hinein! Nur noch einmal am Herdfeuer liegen! Mich fröstelt. Rufe den Hund ab." — „Du weißt: ich darf nicht. Ich that schon mehr für dich, als mein Gewissen ertragen kann. Aber ich weiß, wie er dich liebt." — „Er! — Der Bruder, der mich umkommen läßt! Laß mich ins Haus!" — „Niemals!"

„Gieb mir zu trinken! gieb mir Brot! Schneide mir den Pfeil heraus! Du kannst's so gut! Ich verende sonst im Wald, wie ein weidwunder Hirsch."

Die Frau überlegte. „Wundenpflege? Das steht nicht unter den Verboten. Aber speisen und tränken!" — „Du hast es vorige Woche gethan!" — „Das steht unter den Verboten! Ich thu's nicht mehr. Ich kann Volkfried

nicht mehr in die Augen sehn. Warte hier! Nicht über die Schwelle! Ich hole . . . —"

Sie wandte sich und schrie auf — Volkfried stand hinter ihr. „Mein Weib erschrickt vor mir," sprach er sehr traurig, aber ohne Vorwurf im Ton. „Das ist hart." — „O Volkfried! Ich that's nur um deinetwillen."

„Ich weiß. Aber auch um meinetwillen durftest du Herrn Karls Recht nicht brechen —! Schweig! Den Pfeil magst du ihm ausschneiden." Sie ging. Volkhelm drängte herein: „Laß mich — ins Haus." — „Nein." Er schob ihn mit dem Arme von der Schwelle.

„Bruder! Bruder! Hast du vergessen, wie mich der Vater sterbend dir empfahl?" — „Ich that das Meinige an dir." — „Es ist wahr — wie ein Vater. Aber kannst du mich jetzt von deiner Schwelle weisen?" — „Ich muß. — Warum brachst du deinen Eid?"

Der Wunde lehnte sich ächzend an den Zaun. „Gezwungenen Eid! Sie hatten mich gefangen mit vielen andern. ‚Tod oder Taufe,' hieß es. ‚Tod oder Treueschwur.' Die Speerspitzen standen auf unsern nackten Leibern. Ich schwor." — „Drum mußt du's halten. Mancher — unser Oheim Volkhard — stieß sich selber den Frankenspeer, der auf seiner Brust stand, ins Herz. Du aber? — Du schwörst Herrn Karl Treue und sobald ein paar Nachbargaue wieder losschlagen, verläßt du den Hof, den ich dir bauen half, und eilst zu den andern Eidbrechern. Gar rasch wurdet ihr zersprengt! Ich sage dir — und ein viel Weiserer und Kühnerer als ich — Herzog Widukind selbst! — hat dir's gesagt: es ist umsonst. Herr Christus ist stärker als Woden und Herr Karl ist stärker als wir. Sei treu oder stirb!"

Da schlug der Hund, der schon vorher leise geknurrt hatte, an: zornig bellend sprang er zur Pforte hinaus und

um die Ecke nach dem Flusse hin: aber sofort verstummte er dort.

Jetzt kam Muthgard aus dem Hause zurück. Sie trug einen brennenden Kienspan in eiserner Stange mit je einem Öhre an jedem Ende; sie steckte das leere Öhr in einen spitzen Pfahl des Zaunes und trat zu dem wunden Mann. Die Fackel warf ihr flackernd Licht auf ihn: er sah wohl Volkfried ähnlich, aber er war etwa fünfzehn Jahre jünger, der Wuchs schlanker, schmächtiger; sein Haar war viel dunkler, fast braun; und nun war das schöngebildete Gesicht sehr hager: wilde Leidenschaften, Rachgier, Haß und Zorn und zuletzt der Mangel, das Elend hatten es vor der Zeit mit tiefen Falten durchfurcht; die Wangen lagen eingefallen, ein irres, unstetes Feuer loderte aus den dunkelgrauen Augen; Haar und Bart waren arg verwildert, Moos und Grashalme staken darin; barhäuptig, barfüßig stand er da auf den Pfahlzaun gelehnt, ein zerfetztes Wolfsfell, um die Hüften mit einem Schiffstau geknotet, sein einzig Gewand, einen Speerstumpf — die Spitze war abgehackt, — hielt er in der Faust; er zitterte vor Schmerz, er fröstelte vor Fieber.

„Da," stöhnte er, „da rechts in den Rippen." Sie prüfte die Stelle mit zart tastender Hand: er zuckte doch zusammen. „Das thut sehr weh," sagte sie. „Bah!" Er biß die Zähne übereinander. — „Aber es ist nicht zum sterben. Der Pfeil wird leicht herausgehen. Er hat nur einen, nicht zwei Haken."

„Bruder," begann Volkhelm aufs neue, „kenntest du das elende Leben im Wald! Von Hunden gehetzt! Auf Bäumen schlafen, festgebunden mit dem Gürtel, um nicht im Schlaf herabzustürzen! Von den Waldbeeren leben und von rohen Fischen und rohem Wild, solang ich's glücklich erjagte: Feuer zu machen darf ich nicht wagen. Und jetzt

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

erleg' ich nicht mehr Wild und Fisch: alle meine Pfeile sind seit dem letzten Gefecht verschossen; meinen Speer — siehe den Stumpf! — zerschlug mir der fränkische Reiter. Gieb mir einen frischen Speer!" — „Um keinen Preis! Du hebst ihn wider Herrn Karls Heerleute."

„O, so laß mich nur bis meine Wunde geheilt . . . — Hui, das that weh!" „Hier ist der Pfeil! Er ist heraus," flüsterte Muthgard. „Nun linde Salbe in die Wunde! — Das thut dir gut, nicht wahr?" — „Dank, Schwägerin!"

„Bruder, ich kann's nicht glauben von dir! Du —! Die Eider krachte im Eisgang — ich war eingebrochen — du sprangst hinein in den eisigen Tod und brachtest mich heraus. Ich lag unter dem Gaul, den der Wisent durchbohrt hatte: das Untier senkte den Kopf, mich zu spießen — du packtest den Stier am Horn und rissest ihn gegen dich und erstachst ihn. Dein Leben hast du — mehr als einmal! — eingesetzt, mich zu retten — und nun stößt du mich von der Schwelle? Ich habe nirgend ein Obdach! In meinem Hof — er ist eingezogen vom Kaiser! — hausen die Franken. Ich bitte dich — laß mich nur — nicht in deinem Haus, aber in dem Erdgang darunter, dem geheimen, liegen, bis die Wunde geheilt . . ."

Volkfried seufzte tief auf. „Auch dort ist mein Grund und Boden! — Mein Leben für dich lassen? Ich thät's auch heute noch. — Aber nicht die Treue." — „Nichts, gar nichts thust du für mich?" — „Was ich kann. Der Hof hier ist alles, was ich habe: — er ist mir lieb, sehr lieb. — Ich will morgen aufbrechen, zum Kaiser, nach Aachen: ich bitte ihn, dir Gnade zu schenken. Dafür biet' ich dem Kaiser meinen Hof." „Volkfried!" rief die Frau erschrocken. „Und wohin gehst du dann?" — „Ins Elend. Mit Weib und Kind. Das kann ich thun für dich, Bruder. Das andere nicht."

Volkhelm fuhr auf. „Sorge nicht, Schwägerin! Das nehm' ich nicht an. Lieber verend' ich im Busch. Oder" — schrie er plötzlich wild — „ich thue was anderes! — Was dich und deine Franken wenig freuen soll! Du aber, — mögest du's nie bereuen, Hartherziger, daß dir der Kaiser, der fremde Zwingherr, der vom Blut der Sachsen trieft, teurer war als der nächste Gesippe, als der eigene Bruder." Er sprang von dem Zaun weg gegen den Wald zu, verzweifelnd.

„He, he, eile nicht so," flüsterte es da aus dem Dunkel. Der Flüchtling hob drohend den Speerstumpf. „Ich bin's, Heimo. — Ruhig, Hofwart, nicht knurren! — Hab' alles gehört. Fast hätte der Hund mich verraten. Hätte dich fast nicht mehr eingeholt, — kann nicht so laufen mit dem lahmenden Fuß. — Sage: du kennst die Heidenesche im Südwald?" — „Den Wodensbaum? Gewiß!" — „Nun gut. Ich — ich opfere dort in den hohlen Stamm, den alten Göttern: Speck, auch Brot; fortab will ich auch gebraten Pferdefleisch da opfern. Ob's Wodens Raben holen oder — sonst wer — mir ist's gleich. Ich opferte alle sieben Nächte: fortab — alle drei." — „Dank, treuer Heimo, Dank!" Er war verschwunden im Dunkel der Nacht und des Waldes.

Neuntes Kapitel.

Die Gatten gingen schweigend in das Haus zurück. Die Frau leuchtete mit dem Kienspan in sein Gesicht: er wandte sich ab. „O Gott!" rief sie: „Schilt mich, schlage mich! Aber nicht dieses stumme Weh —! Es stößt mir

das Herz ab.“ „Laß gut sein,“ sagte er traurig. „Ich muß es nur erst lernen, daß du Heimlichkeit hast vor mir.“ — „Ich that's ja nur . . . —“ — „Aus Liebe zu mir. — Aber es war doch schweres Unrecht. — Es wird uns alle verderben.“

„Warum? Kein Mensch weiß darum.“ — „Die Wendin.“ — „Woher weiß die . . . —?“

„Sie hat dich bei mir verklagt. Sie hat dich mit ihm flüstern gehört. So hat sie wohl auch gesehen, daß du ihn speistest und tränktest!“ — „Du hast sie aus dem Feuer gerissen! Wie könnte sie gegen dich . . .?“ Er zuckte die Achseln. „Und wenn's auch niemand sonst wüßte . . . ich weiß es nun!“

Da schrie sie grell auf, ließ die Kienfackel fallen, daß sie erlosch, und griff mit beiden Händen nach seinen beiden Wangen. „Volkfried — magst du mich nicht mehr? Verwirfst du mich?“ — „Wie könnt' ich dich nicht mehr lieb haben — so lange ich dies Herz in der Brust trage?“ Er sprach ganz sanft, aber sehr traurig. „Allein es geht mir nicht aus dem Sinne, daß . . .“ Er stockte. — „Was, Volkfried, oh was?“ — „Es peinigt mich, seit mir's die Elende gesagt hat! Ich konnte mich deiner, — der Kinder nicht mehr freuen seitdem! Ich meine, ich . . . . Nein! ich will nichts übereilen! Ich muß es — langsam! — ganz durchdenken. Ich will — gewiß! — nichts darin rasch thun! — Aber — ich fürchte — es — muß — sein.“ — „Was? Was? Ich vergehe vor Angst bei deinen stockenden Worten! Was sinnest du?“ „Der Kaiser — muß es wissen!“ stieß er nun rasch heraus. — „Du — du selbst — willst mich . . anzeigen?“ — „Ich sorge: die Treue verlangt's.“ — „Volkfried —!“ — „Ich weiß, daß es ausdrücklich unter den Verboten steht — ‚speisen und tränken!‘ — Es ward so verlesen auf dem Grafending.

— Und ich hab' es dir auch gesagt? Oder" — und ganz freudig fragte er nun: „hab' ich dir dies Eine gerade vielleicht nicht gesagt? — Nur das vom ‚hausen und hofen und herbergen und waffnen' — aber dies Eine nicht? O sag: nein!" Sie senkte den Kopf. Sie weinte leise. „Du hast mir's gesagt!"

„Das ist hart. — Aber ich weiß nicht mehr, welche Strafe dafür gedroht ist. Ich achtete nicht darauf! Wie konnt' ich denken, daß mein Weib . . ." — „O Volkfried!" — „Auch saß ja damals, wie das verkündet ward, der Bruder noch ganz ruhig in seinem Hofe; hab' ich dir — damals — auch die Strafe gesagt?" — „Nein! Nur die für das Hausen und Hofen . . ." „Darauf steht der Tod!" Er erbebte: sein starker Leib zitterte heftig. — „Vielleicht ist doch das Speisen und Tränken gelinder bedroht." „Ich fürchte mich nicht, zu sterben," sprach sie fest. „Nur dich verlassen — so früh! — und die Kinder! — Und das Ärgste daran ist —:" — „Die Schande!" — „Die Schande!" Beide Gatten sprachen das Wort zugleich.

„Wenn dir die Treue gebeut," fuhr sie fort, „es anzusagen, so thu's gleich — morgen. Sonst zehrt es dir an der Ehre. Du mußt es dann thun." „Ja," sagte er ganz ruhig, „dann muß es sein. Jedoch — ich — seh's noch nicht klar. Die Liebe sagt: nein, die Treue sagt: ja. — Aber es ist noch was in mir — ich weiß nicht, was es ist — das spricht auch und sagt: „Nein! Das Ansagen wäre nur eine Wildheit des Stolzes." — „Wäre nur Fidus da, der gute Mönch! Der wüßte Rat!" — „Freilich, du mußt es beichten. Aber der Mönch, — der kann mir das nicht entscheiden! Die Kirchenbuße, ja: die wird er dir auflegen —! Aber dann — ich mein', ich hör' ihn schon! — dann sagt er: ‚damit ist's abgethan'. Aber für mich ist's damit nicht abgethan. Herrn Christus

ward damit sein Recht, nicht Herrn Karl. ‚Das ist eitel Stolz, — sündhafter Mannesstolz‘ — wird der Mönch sagen. Aber das eben ist's: ein Mönch ist kein Mann! In der Heidenzeit hielt man so trotzig auf die Ehre der Treue! Soll das nun nicht mehr gelten? — Ich glaube doch: ich muß!“

Sie richtete sich hoch auf: „Dir jeden Zweifel zu sparen“ — sie sprach es ganz gelassen — „thu' ich's selbst. Morgen ... —“ — „Ich verbiete dir's! Du hast gar nicht zu sprechen. Ich, dein Muntwalt, spreche vor Gericht für dich, und — muß es sein — gegen dich! Aber erst muß ich's ruhig, — gar langsam — durch und zu Ende denken. In der Hast folgen wir beide nur dem Drange der hochgemuten Herzen — auch in das Unnötige, Unsinnige hinein.“ —

Demütig schwieg sie und lehnte das schöne Haupt an seine Schulter.

„Und — wenn es sein muß — wem — wem willst du's ansagen?“

„O Schmach und Elend! Dem Grafen ...! Ihm müßte ich's ansagen. Den hat uns der Herr Kaiser gesetzt, ihn selbst zu vertreten. Aber dieser Graf! Mein Todfeind! Der jahrelang mich gequält — gegen Herrn Karls Recht! Wer bürgt mir, daß er mir nicht wieder falsches Recht, — Unrecht — spricht? Deine Strafe — aus Bosheit — erhöht wider das Recht? Ich kann ihm nicht mehr trauen! Das kann Herr Karl nicht verlangen! — Aber halt: da ist der andere, der Vicegraf! Der hat freundlichere Weise, — der hat mich noch nicht belogen. — Wenn ich Herrn Fortunatus dich, deine Sache überwiese ...?“ „Nein,“ fuhr sie auf. „Lieber springe ich in die Eider. Jetzt gleich —!“ Sie riß sich los von ihm.

„Oho! — Halt!“ — Er griff sie am Arm: „du zitterst

ja am ganzen Leibe! Ist's vor Furcht?" — „Nein!" — „Was kann's dann sein —? Ah, —! Ich hörte sagen: er ist arg verbuhlt. Hat er gewagt . .? — Ja, ja, es kann nichts andres sein! Der Bube! — Er soll nicht mehr leben!" Er schrie, daß der Hund bellte, wie seinem Herrn im Zorn zu helfen. „Was, . . . was hat er gewagt?" — „Er griff nach mir . . . —."

Volkfried stöhnte: „Und auch das hast du mir nicht gesagt!" — „Wozu? Ich half mir selbst. Ich schlug ihn ins Gesicht, daß er umfiel: dort — in der Thüre — lag er. Ich hätt's nie gesagt. Wozu dich ergrimmen? Aber mich — meine Strafe — dem anheimgeben —!" — „Ich schlag' ihn tot, sobald ich ihn sehe." — „Volkfried! Dann mußt du sterben, wie — vielleicht — ich." Er hielt hart atmend inne. Plötzlich rief er laut: „Es hilft nur Eins! Es kann nur Einer helfen." — „Wer?" — „Herr Karl! Sein Recht hast du gebrochen, nicht dieser elenden Grafen. Wir müssen zu Herrn Karl." — „Das ist ein weiter, ein harter Weg!" — „Wir müssen. Er ist der höchste, der rechte Richter. Herrn Karls Recht soll über uns ergehen."

Zehntes Kapitel.

Der folgende Tag war trüb, stürmisch, regnicht; dichte graue Wolken lagen über Wald und Strom; der Rauch des Herdfeuers ward vom Winde niedergedrückt, vermochte nicht, aus den Dachluken abzuziehen.

Die Gatten saßen um Sonnenuntergang in der Halle beisammen, schweigsam. Beide, zumal Volkfried, machten niemals viel Worte; auch was sie am tiefsten bewegte, ward

nicht voll ausgesprochen. So hatten sie auch die Vorgänge der verwichenen Nacht und die schwere Sorge ihrer Herzen nicht weiter beredet. Aber jeder der beiden traf, ohne Verabredung, für sich allein handelnd, Vorbereitungen zu der bevorstehenden weiten Reise. Die Frau räumte in dem Haus umher. Der Mann holte aus dem Stall einen mächtigen Rucksack, füllte ihn mit Brot, mit etwas Salz, mit geräucherten Fischen, mit getrocknetem Fleisch. Dann stellte und legte er auf dem Estrich in der Halle des Hofes Speere, Schwerter, Streitäxte, Schilde zusammen, vor dem Aufbruch die besten daraus zu wählen.

Der Knabe mahnte, es sei wohl bald Zeit, das Nachtmahl einzunehmen. „Ich warte nur auf Heimo," sagte die Frau. „Er brennt Kohlen im Südwald." „Da kommt er," rief Lindmuth, aus der Thüre blickend. „Was hat er nur? Ganz eilfertig kommt er gehumpelt." Atemlos schleppte sich der Alte über die Schwelle: „Flieht!" rief er. „Sie kommen!"

Ruhig stand Volkfried auf: „Wer kommt?"

„Der Graf! Und der Vicegraf! Und eine ganze Schar! Ich sah sie reiten im Walde. — Sie bogen von der Heerstraße ab — hierher!"

„Muthgard erbleichte: sie heftete die Augen auf ihren Mann. — Der schritt gegen die Thüre. „Nicht doch, Herr! Lieber Herr!" rief Heimo, sich ihm entgegenwerfend. „Flieht! — Durch den Erdgang! Ihr und die Frau! Ich bleibe hier im Hof mit den Kindern bis . . . —" Volkfried schob ihn schweigend beiseite.

„Herr! Glaubt! Es sind zu viele! Wir können nicht Widerstand leisten." Da griff Volkfried rasch unter die gehäuften Waffen: eine mächtige, eine langgeschaftete Streitaxt schwang er auf die Schulter und schritt ohne Hast, ganz langsam, hoch aufgerichtet, über die Schwelle

seines Hauses. Heimo raffte ein Schwert auf und folgte ihm eilig; aber schon vor ihm war der Knabe, seinen neuen Wurfspeer schwingend, hinausgehüpft. Muthgard folgte, die Kleine an der Hand führend.

Als Volkfried die Pforte des Pfahlzauns erreicht hatte, sprengten die Reiter aus dem Wald auf die Blöße. Neben dem Haferfeld führte ein breiter Fahrweg, den die zwei Reisigen an der Spitze einschlugen. Aber der nun folgende Reiter — Volkfried erkannte den Grafen — spornte sein Pferd rechts ab: mitten in das Haferfeld hinein setzte der Rappe, alle die übrigen Gäule folgten ihm nach und trabten scharf auf den Hof zu, die Ernte zerstampfend.

„Auch das soll Herr Karl erfahren," knirschte der Sachse; er öffnete die Zaunpforte und trat in dieselbe, den schmalen Gang ganz ausfüllend. Der Hund stand knurrend hinter seinem Herrn.

Die Reiter stutzten, wie sie den Hofherrn erkannten; sie hielten die Rosse an. Der Graf sprach mit zweien seiner Begleiter; auf einen Wink sprangen sie ab; nur ein Weib, das in der Schar ritt, blieb im Sattel; zwei der Reisigen hielten bei dem Weib und bei den ledigen Gäulen; die andern, etwa ein Dutzend Gewaffnete und ein Waffenloser, im schwarzen Priesterkleid, gingen auf die Zaunpforte zu. Der Geistliche trat vor. „Gleich der erste Blick auf dies Haus zeigt eine Sünde," rief er laut. „Die heidnischen Pferdeköpfe am First! Ich klage, Herr Graf! Die Synode hat sie verboten." „Und ich hab' es dem Sachsen ausdrücklich gesagt," sprach der Fronbote und schwang drohend einen Eibenbogen. „Gut," sprach der Graf, „das giebt einen weiteren Bußefall." „Nein, Herr," rief da Heimo, auf den Zaun kletternd und nach dem Dache weisend. „Mitnichten! In der Mitte — zwischen den beiden heiligen Roßhäuptern! — steckt ein Kreuz. Seht nur recht scharf

hin! Gar groß ist es freilich nicht!" lachte er pfiffig, „aber das schützt uns vor Strafe. Fidus hat es uns gelehrt."

Volkfried wandte sich rasch und sah hinauf; er entdeckte selbst jetzt erst das Kreuz, so klein hatte es Heimo geschnitzt.

„Ist das so?" fragte der Graf, und als der Abtvikar schweigend die schwarzen Brauen furchte, fuhr er fort: „Gleichviel! Wo Leben, Eigen und Ehre verwirkt sind, kommt's auf das Geringe nicht an. — Sachse, gieb den Waldgänger heraus, den du hausest und hofest." Volkfried schwieg. „Hörst du nicht?" rief der Graf, näher tretend. „In des Herrn Kaisers Namen! Du bist verklagt . . . ." — „Von wem?" — „Dort! — von . . ." — „Von meiner entsprungenen Unfreien, einer Wendin. Ihr Wort ist kein Wort." — „Gieb ihn heraus, den du verborgen. Dein Bruder ist's." — „Mein Bruder ist nicht in dem Hof." — „So war er drin." — „Niemals, seit er geächtet ist."

„Dein Weib," rief da der Vicegraf vortretend, „hat nachts mit ihm geflüstert, hier, am Zaun. Du hast es selbst gesagt. Da hinter dir steht sie ja, die Vielschöne! Sie soll's leugnen! Dann lügt sie, die stolze Frau!"

Wie Volkfried Fortunat erkannte, ward er ganz blaß; unmerklich den andern zuckte die Faust an der Streitaxt, er gab ihm keine Antwort.

„Und wenn!" rief Heimo vom Zaune herab. „Es ist nicht verboten mit Verbannten zu sprechen."

Volkfried pochte das Herz: nun mußte die Vorhaltung des Speisens und Tränkens folgen, falls die Wendin auch dies gesehen: aber jene Nächte waren ganz finster gewesen —: vielleicht hatte sie das nicht wahrgenommen? — — — Es war eine lange, bange Weile.

„Ach was,“ rief endlich der Graf ungeduldig. „Sie lügen alle. Was verlieren wir hier die Zeit? Ich gehe hinein und hole mir den Flüchtling.“ Er trat näher; die Männer hinter ihm machten Miene, ihm zu folgen. Volkfried atmete auf: — sie wußten von nichts! „Halt,“ rief er nun überlaut; sie fuhren zusammen. „Das dürft ihr nicht. Ich bin ein freier Sachse, unbescholten an meiner Ehre. Ihr dürft nur bei handhafter That über meine Hofwehre dringen.“ — „Was schert mich euer Sachsenrecht!“ — „Herr Karl hat es uns eidlich bestätigt. Hier leg' ich mein Schwert auf meines Hofes Schwelle —“ er zog den Sachs aus dem Gürtel und warf ihn vor seine Füße nieder — „ich rufe Herrn Karls Gericht an.“ Hardrad lachte: „Herr Karl ist weit! Es heißt: im Land Hispania. Du bist längst verfault, bevor der von dir hört. Laß mich ein oder —“: er griff ans Schwert. Laut bellend sprang der Hund aus der Pforte und fuhr gegen ihn: — erschrocken wich der Graf.

„Zurück, Hofwart!“ befahl Volkfried, „hierher!“ Augenblicklich gehorchte das Tier und lief hinter den Zaun zurück.

„Was? Den verfluchten Hund auf des Herrn Kaisers Grafen hetzen?“ schrie der Fronbote. „Warte, Bestie!“ Er griff an den Köcher, den er auf dem Rücken trug, öffnete die Deckelklappe und zog einen schwarzgeflügelten Pfeil heraus. „Ihr habt's alle gesehen! Das war Friedbruch.“ „Nein, Golo,“ sprach da vortretend einer der Krieger, ein breitschultriger Mann, dessen schlichtes, flachsblondes Haar, nur an den Schläfen etwas grau, aus der Sturmhaube quoll, mit langer, gerader, schön gebildeter Nase und goldbraunen Augen. „Vielmehr hat der Mann den Hund gleich abgerufen.“ „Wer bist du, selbst Hund?“ schrie der Graf und wandte sich zornig gegen den Sprecher.

— „Hülsung bin ich, Hülsos Sohn, ein freier Sachse. Für das Schimpfwort klag' ich dich, Graf, beim nächsten Königsboten." „Ha ha," lachte Hardrad, „es war noch nie einer in diesem Gau." „Und kommt auch keiner in diese Mark," meinte Fortunat.

Aber der Sachse fuhr fort: „Und recht hat der Mann, in allem, was er sprach. Ihr dürft nicht Gewalt brauchen. Zumal auch schon die Sonne zu Rüste gegangen dort hinter den Eschen im Wald. Ihr brecht den Hausfrieden, dringt ihr, ohne handhafte That und sonder Sonnenschein auf euren Helmen, in einen Sachsenhof!"

Der Graf wollte heftig erwidern; aber der Priester winkte ihm, den Finger leise hebend. „Du bist wohl Volkfrieds Gesippe, Hülsung?" fragte er schlau. „Nein! Ich wußte und weiß nichts von ihm. Ich bin kein Nordelbinger, ich bin ein Westfale: auf roter Erde, am Habichtsbeck bei Mimisgerneford, liegt der Hülshof, unser altes Erbe." „Nun," lächelte der Priester, „dann redest du eben nur von Westfalenrecht." — „Nein, Herr, darin ist das Recht gleich aller Sachsen. Und Hülsung, der Hülsunge Sohn, hilft nicht mit dabei, Sachsenrecht zu brechen. Geschieht dem Hofherrn dort Gewalt, klag' ich's Herrn Karl."

Der Graf riß mit einem Fluch das Schwert aus der Scheide und schwang es gegen den Kühnen. Petrus rührte leise an seinen Arm. „Geh, Hülsung," sprach er dann, „der Graf entbindet dich für heute des Dienstes; steig auf dein Roß dort und reite zurück nach Esesfeld. — Sei doch nicht so unklug," flüsterte er Hardrad zu. „Wir schicken ihn morgen ab mit dem Auftrag, nach Fidus zu suchen." —

Der Sachse warf den Speer auf die Schulter und ging, zögernd, zurück zu den Pferden; aber er stieg nicht auf und ritt nicht davon.

„Allzulang lassen wir uns hinhalten," rief Hardrad. „Mir nach!" Er trat auf die Pforte zu. „Haltet an!" rief Volkfried, die Streitaxt leise lupfend. „Den ersten, der meines Hofes Frieden bricht, schlag' ich tot! Ich rufe das Kreuz des Herrn Christi da droben zum Zeugnis an: — ich stehe hier in echter Not: — ich schütze Recht wider Gewalt." „Und ich erschlage den zweiten," rief Heimo vom Zaune rechts von Volkfried. „Und ich den dritten," rief der Knabe, hinter dem Vater sich reckend.

„Ha," lachte Fortunat, das Schwert ziehend, „mich wundert nur, daß die schöne Frau nicht auch mit schreit. Komm, Golo, holen wir die weiße Rebellin heraus. Dann mag er — allein! — drin bleiben, im sichern Schutze seines Hausfriedens. Aber, ich meine, dann kommt er ihr schon nach und heraus! Mir das Weib, dem Grafen den Hof . . . —"

„Und mir den Hund," lachte der Fronbote, warf Bogen und Pfeil zur Erde und zog das Schwert.

Beide sprangen vor und kletterten nebeneinander an dem Pfahlwerk des Zaunes zur Linken von Volkfried hinan. Fortunat war ihm zunächst: er sah dessen begehrende Augen seines Weibes Gestalt verschlingen. Nun schwang der Aquitanier behend, das Schwert in der Rechten, die Klinge gezückt, sich gegen einen Angriff zu decken, das eine Bein über den Zaun. Da sprang Volkfried gegen ihn mit der Streitaxt. Wohl hob der Geschmeidige flink das Schwert: aber ebenso leicht hätte er einen Blitzstrahl auffangen mögen, wie diesen furchtbaren Streich: die Schwertklinge zersprang wie Glas: das Helmdach barst: laut aufschreiend, mit zerschmettertem Schädel, flog er nach außen; Gehirn und Blut bespritzte Golo, der ebenfalls herabstürzte, unversehrt, vor eitel Entsetzen. Hardrad lief an des Freundes Seite, kniete nieder, richtete den blutenden Rumpf empor.

„Tot?" rief er. „Erschlagen! Und um das Weib? — Wart! In Schmach soll sie vergehen!"

„Jetzt flieht, Herr! Rettet Euch," mahnte Heimo.

Volkfried, der schon wieder in der Zaunpforte stand, schüttelte schweigend das Haupt. „So rettet doch die Frau! Vor Schande! Vor . ." Das begriff Volkfried. Er winkte seinem Weib und sprang in raschen Sätzen, die Kinder mit sich fortreißend, durch den Hofraum in die Hausthür.

Muthgard und Heimo folgten, auch der Hund; die Menschen kamen glücklich hinein: aber der Hund schrie auf, als er eben durch die nur ein wenig geöffnete Thüre folgen wollte: ein schwarzbeflügelter Pfeil stak in seinen Rippen: wimmernd kroch er in den Hausgang. Heimo warf die Thüre hinter ihm zu und schob den mächtigen Balkenriegel vor.

„Nehmt von den Waffen, was ihr könnt," rief Volkfried, mehrere Speere aufraffend, den Seinen zu. „Und Mundvorrat! — In den großen Sack! — So! — Mir nach! — Heimo, — ich lasse die Steinplatte offen — du folgst sogleich." — „Jawohl, eilt nur! — Horch! Schon donnern sie an die Thür! Da könnt ihr lange klopfen! — Die Thüre ist fest: ich hab' sie selbst gezimmert."

Volkfried mit den Seinen war verschwunden. Heimo guckte durch eine Ritze des Wandgebälks hinaus. „Ja, lauft nur herum und sucht! Der gute Hof hat keinen andern Eingang. Nur noch hinten das Stallthor. Das ist noch stärker als diese Thür. Nun mag ich folgen." Er lief, wie vor ihm Volkfried, durch die Halle in die Schlafkammer. Aus dieser Halle führte eine Thüre in den angebauten Stall: derselbe war zur Sommerzeit nicht von Vieh bestanden: nur Gras und Heu war darin hoch gehäuft von dem Lehmboden bis unter das Dach. An einer Stelle war das Heu soeben zur Seite geschoben, eine

mächtige Quaderplatte aufgehoben und auf das Heu, zur Seite geworfen: ein schwarz gähnendes Loch im Erdboden ward hier sichtbar, breit genug, einen Erwachsenen — zur Not — durchzulassen. Schon hatte Heimo den einen Fuß in die Öffnung gesenkt: nun wälzte er den Quaderstein heran, um ihn dann von unten, so gut es gehen würde, ganz einzufügen —: schon wollte er das zweite, das lahme Bein nachziehen und sich auf die erste Stufe hinabgleiten lassen, eine Kellertreppe schien steil abwärts zu führen —: da schlug von der Vorderthüre her an sein Ohr ein hell krachend Geräusch, wie von splitternden Balken; zugleich zog schwelender Rauch und scharfer Brandgeruch, vom Südwind in die Fugen des Gebälkes geführt, durch die offene Stallthür herein; rasch schwang er sich wieder aus der Öffnung auf den Boden des Stalles.

„O weh,“ sagte er zu sich selbst. „Das geht rasch! Allzu rasch. Woher haben sie so schnell Feuer gehabt. Was klingt da und klirrt?“ Er lugte vorsichtig durch eine Ritze im Gebälk des Stalles: „Golo! Stahl und Stein! Er schlägt Feuer!“ Auch hier! Sie schieben Feuer, brennende Späne zwischen die Fugen! Und horch! Da vorn kracht's immer übler. — Hm, Heimo? Was thun? — Flieh' auch ich durch den Erdgang? — Den Quader bring' ich wohl zurecht: — aber Heu und Gras kann ich dann nicht mehr darauf häufen. Stürmen sie aus der leren Halle in den Stall, so entdecken sie sofort den Stein, den verdächtigen, entblößt vom Gras. Sie dringen nach! Ach! — es ist zu früh! Sie holen uns ein, bevor wir . . .! Nicht nur mich: — sind sie ihnen durch den Gang auf der unverfehlbaren Spur — auch die andern! Es ist zu wenig Zwischenzeit! Dagegen: wenn ich —? Ja, das rettet sie!“

Elftes Kapitel.

Und nun wälzte er den Quader über das Loch und bemühte sich emsig — immer heller krachten vorn die Balken, immer ärger schwelten die Rinden des Eichenholzes, das zwar, dank dem letzten Regen, nur schwer Feuer fing, aber dafür atemerstickend qualmte — unbeirrt mühte er sich, Massen von Gras und Heu gerade über dem verräterischen Stein zu häufen. Er lockerte dann, daneben knieend, wieder die hohen Schichten klüglich mit den Fingern, leicht zupfend: so daß die gefährliche Stelle ganz unverdächtig, ganz unberührt von Menschenhand und Menschenfuß aussah. Nun warf er einen zufriedenen Blick auf seine listige Arbeit: sie war ihm vortrefflich gelungen! — Ein Lächeln zog um die harten Lippen: „So! Will sehen, ob sie das herausbringen? — Werd's aber wohl nicht sehen!“ — Er seufzte kurz. „Nun, sei's. Treuer Knecht läßt den Herrn nicht ungefolgt in den Tod schreiten, daß ihm nicht Hels Eisenthor auf die Ferse schlage. Ob ich Volkfried nachfolge in den Tod oder hineinspringe für ihn, damit er an dem Tode vorbeischlüpft — und die Frau an der äußersten Schmach! — das ist wohl dasselbe.“

Während dieser Worte hatte er den Stall verlassen und war in die Halle zurückgeschritten. Er schloß nun die Thüre, die in den Stall führte. „Hier, nicht nahe dem Erdloch, sollen sie mich finden. Die Thüre in den Stall würde sie doch nicht aufhalten. Hier sollen sie suchen, staunen und nichts finden als — Heimo. — Nun, nun! Hübsch sanft anklopfen! Heimo findet ihr zu Hause! Und ein paar Hiebe!“ Er nahm von dem Waffenvorrat auf dem Boden einen starken Lindenschild, mit Büffelleder überzogen, und streifte ihn an den linken Arm, stülpte

eine eherne Sturmhaube auf den grauen Kopf und griff so viele Speere, als er in beiden Händen fassen konnte: — es waren drei neben dem Schildriem —: so trat er dicht unter die Hallthüre.

Diese bestand aus zwei mächtigen, breiten und sehr dicken Platten von Eichenholz: in Eichenbalken waren sie oben und unten eingelassen. Ihren stärksten Widerhalt hatten sie in halber Höhe, wo ein Querbalken sie verband und wo überdies, oberhalb dieses Balkens, der Querriegel, das heißt ein zweiter Eichenbalken, fast so dick wie ein Mannesschenkel, an der Angelseite der Thüre in das Hausgebälk selbst eingelassen, an der Schloßseite derselben, wo sie öffnete, in eine gewaltige Eisenfuge eingeworfen war. Diese alten Sachsenhöfe, erbaut zur Zeit, da noch unbeschränkter Fehdegang waltete, waren kleine Festen, Holzburgen, auf Verteidigung schon des Hofraums, dann auch des Hauses weislich eingerichtet. So hatte die feste Thüre geraume Zeit widerstanden, ebenso die Stallthüre, an welcher nicht so viele Angreifer arbeiteten.

„Verflucht!“ rief vor der Vorderthüre der Graf. „Hätten wir nur mehr Streitäxte mitgebracht! Wer dachte, daß sie sich belagern lassen! Mit Messer und Speer ist nichts zu machen gegen diese Sachseneichen. Sind wie von Stein! Da! Bricht mir die dritte Speerspitze. Gieb mir mal die Doppelaxt, Golo. So! Hier, wo es schon hell brennt! Da bricht's! Jetzt — hinein.“

Die obere Platte, lange schon von Brand vermorscht und durch viele Schläge gesplittert, brach jetzt, krachend, nach innen: wenigstens der größte Teil ihres Mittelstückes: nur noch oben und von beiden Seiten blieben einige scharfgesplitterte Zacken stehen.

Heimos grauhaarig Haupt ward draußen nun voll sichtbar. Ein wildes Jauchzen begrüßte ihn: Speere und

Pfeile flogen gegen ihn, aber der gute Schild und die eherne Haube fingen alles auf.

Auch Hülsung stand vor der Hütte: es hatte ihn nicht bei den Pferden gelassen: er lehnte auf seinen Speer und schüttelte das Haupt langsam: „Es ist der Knecht!“ „Er ist des Todes!“ schrie Golo, den Bogen wieder spannend. „Noch nicht!“ antwortete Heimo grimmig. „Das schickt dir Hofwart.“ Sein erster Wurfspeer flog: in die linke Schulter getroffen, schrie der Fronbote laut auf vor Schmerz. „Drauf! Alle zugleich!“ befahl Hardrad und schlug, hoch sich reckend, mit der Streitaxt gegen Heimos Haupt: der Schlag ward wohl abgewehrt mit dem Speerschaft: aber dieser selbst ward glatt durchhauen: der zweite Speer war verloren. — Und in dem Schilde staken schon so viele Wurflanzen und Pfeile, daß er ihn nur mit Anstrengung noch halten konnte; den letzten Speer durfte er nicht zum Wurf verwenden: — er konnte nicht hoffen, zu dem Waffenvorrat in der Halle zurück und wieder an die einstweilen leer gelassene Thüre vorspringen zu können.

Ein wohlgezielter Speer — Hardrad selbst hatte ihn geworfen — hatte ihm die Helmhaube vom Kopf gerissen. Doch unverzagt und erfolgreich wehrte er durch scharfe, kurze Speerstöße noch eine Weile die Feinde ab: war er doch bis an die Brust durch die untere Thürplatte und die Balken geschützt, die immer noch standhielten. Nur der Brandqualm der ringsum glimmenden Balken ward sehr lästig: denn der Südwind trieb den vollen Rauch herein.

„Aber einstweilen,“ dachte er, „haben sie guten Vorsprung; es wird auch schon ganz dunkel.“ Diesen festen Trost im Sinne, sah er ruhig sein Blut von der Wange her in den langen Graubart rinnen: ein Pfeil hatte leicht sein Gesicht gestreift: — er hatte es gar nicht bemerkt.

Draußen trat ein Stillstand des Anpralls ein.

Hardrad hatte einen leichten Speerstoß durch den Schildrand in den linken Arm erhalten und ließ sich von Petrus die Wunde besehen. „Es ist nur eine Schramme. — Aber warte, Knecht! Gleich fährst du zur Hölle!“ drohte Petrus.

Heimo hatte nicht bemerkt, was ihm drohte. Der Priester hatte Golo, dessen rechter Arm unversehrt war, einen leisen Wink gegeben: nach oben, nach dem Dache, hatte er gedeutet. Von den beiden Seiten des Hauses, unwahrnehmbar für Heimo, waren Golo und drei Reisige auf das Dach geklettert.

„Zur Hölle?“ wiederholte Heimo: denn er hatte es gut verstanden. — Er überlegte. „Nein! In die Christenhölle mag ich nicht. Aber auch nicht in den Christenhimmel,“ sagte er ganz bedächtig. „Nein! — Und doch! — Wenn ich jetzt hier sterbe, — so, wie ich sterbe: — für meinen Herrn! Am Ende — getauft bin ich ja! — am Ende fahr' ich geradenwegs zu den verhaßten Heiligen? — Ich mag nicht!“ rief er laut und zornig. „Ich will zu Donar fahren, der treue Knechte aufnimmt, der Knechte treuer Gott in Thrudwang. — Die Taufe? Die gilt nicht! Ich rief zu Donar, während sie mich unterduckten. Und ich habe insgeheim seither oft und oft geopfert. Hör's, du Priester, und hört, ihr Heiligen da oben: ich sage ab Gott Vater, Gott Sohn und Gott dem Geiste und allen den Heiligen, die ihre Genossen sind. Ich glaube an Wodan und Sassenot und an Donar. Und zu dem will ich fahren.“

Es war sein letztes Wort.

Die auf dem Dache hatten, auf dem Bauche kriechend, die Dachluke gerade über seinem Haupte jetzt erreicht. Golo und einer der andern faßten einen mächtigen Dachbalken, den sie aus dem Gefüge gehoben: sie zielten scharf auf des Ahnungslosen Haupt: sie zählten: eins: zwei:

drei! Und nun stießen sie mit aller Kraft den Balken senkrecht auf seinen Wirbel. Lautlos fiel er, vornüber, auf die glimmende Thür; er war augenblicklich tot.

Wildes Geschrei begrüßte das Ende des ungleichen Kampfes. Einer der Reisigen zwängte sich über die Leiche hinwe gdurch die zertrümmerte Platte in die Halle, riß von innen die Riegel weg und stieß die Thür auf.

„Halt!" schrie Hardrad. „Schlagt ihn nicht tot, den Mörder Fortunats. Fangt ihn lebend! Ich will ihn so lang foltern, bis ihm die Augen aus den Höhlen springen!" Er eilte über die Schwelle. Die andern folgten. Groß war ihr Staunen als sie die Räume leer fanden. Sie durchsuchten alles in Halle, Schlafgemach und Stall, sie durchwühlten das Heu, sie durchstachen die Grashaufen nach allen Richtungen mit ihren Lanzen, sie rissen die Stallthür auf, sie suchten nach Spuren, nach Fußtritten außerhalb des Hofes, — obwohl Hardrad es für unmöglich erklärte, daß eine Seele unvermerkt aus dem sofort nach Fortunats Fall umstellten Haus hätte entrinnen können. Sie fanden nichts.

„Löscht! Löscht eilig!" befahl Hardrad unmutig, das Schwert in die Scheide stoßend. „Der Hof wird mein! Das heißt: er wird eingezogen, aber ich kaufe ihn dem Krongut ab." Die Reisigen verließen die Halle, von außen dem Brande zu wehren. Da huschte über die Schwelle ein leichter Schritt. „Du, Wlasta!" sprach Hardrad finster: „Unglücksweib! Deine Botschaft kostet Fortunat das Leben! Sahst du ihn liegen?" Sie nickte gleichgültig. „Habt Ihr ihn? — Und das Weib?" Sie sah sich ringsum. „Er — der Tote — hatte mir versprochen, das Weib solle — zuletzt! — meine Magd werden. Das müßt Ihr halten. Wo ist sie?" Ihre schwarzen Augen funkelten feindselig. „Verschwunden! Wie der Mörder. — Es ist unerklärlich!"

„Nein," sagte der Priester, „nicht unerklärlich. Die Leute waren wohl noch halbe Heiden: sie haben die Dämonen angerufen, sie zu entrücken." „Ah bah! Alle vier? Samt dem Hunde?" rief da Golo, die Schulter reibend, — die Wunde schmerzte sehr. „Das glaub' ich nicht! Viel eher mein' ich — in diesen Sachsenhöfen sind gar häufig unterirdische Keller, Höhlen, lange Gänge, die irgendwo im tiefsten Walde münden. Ich werde danach suchen, bis ich so was gefunden, dann haben wir die richtige Spur. — Aber jetzt — schafft mir Pflege für meine Schulter! — Der elende Knecht!" Er gab dem toten Heimo einen Fußtritt. Dann fiel er um. Die Krieger trugen Golo hin zu den Rossen.

Hülsung trat zu dem Grafen. „Ist es dir Ernst mit deinem Auftrag?" Hardrad nickte finster. „Gut! Dann gehe ich gleich von hier aus; hier ist die Furt, die über die Eider in den Dänenwald führt." „Gehe mit Gott, mein Sohn," sprach der Priester, und zu Hardrad flüsterte er: „Nie kommt er zurück."

Nun brach der ganze Zug auf und kehrte, den toten Fortunat und den wunden Golo mit sich führend, nach Esesfeld zurück. Als aber die Sterne aufstiegen, da flammte neben dem Volkingenhof eine rote Lohe zu ihnen empor.

Hülsung hatte den toten Heimo auf seinem Schild — den Speer hielt noch die starre Hand umschlossen — auf einen von den Kriegern gehäuften Stoß von halbverbrannten Balken gelegt und diese noch leise glimmenden aufs neue entfacht. Neben diesem Scheiterhaufen saß der Sachse, den Speer über der Schulter, und hielt dem Stammgenossen die Leichenwacht. „Denn," sagte er zu sich selber, „ob bei Herrn Christus oder bei Herrn Donar —: der Mann ist jetzt im Reiche der Getreuen."

Zweites Buch.

Erstes Kapitel.

Viele Tagereisen weit dehnte sich nördlich von der Eider der Eiderwald oder, wie die Sachsen und Franken sagten: „der Dänenwald“: echter Urwald; der Bär fand da reiche Honigbeute bei den von Menschen nie gestörten Wildbienen in uralten Hohlstämmen; die Wölfe trabten in Rudeln hinter dem breitschaufeligen Elch; Wisent und Ur staken im Sumpf bis an den mächtigen Nacken; auf dem wagrechten Baumast, wagrecht hingestreckt, lag der Luchs und lauerte auf den Hirsch, der zum Moosbronn wechselte; der Wald war hier so weit gedehnt, so dicht bestanden —, das Eichhorn mochte von Wipfel zu Wipfel springen sieben Tage hintereinander, ohne zu Boden gehen zu müssen.

Zwischen Schleswig und Husum lag mitten im dichtesten Wald eine kreisförmige Lichtung: gerade unter den hochgehobenen Knorrwurzeln einer uralten Eiche hervor quoll ein mächtiger Quell, der war ein gemeinsames Weihtum von vier dänischen Gauen, deren Landmarken hier zusammenstießen; die Burg des Königs dieser Gaue hieß Sliesthorp (Schleswig).

Es war gegen Ende des Erntemonds, des August; reichlich war das Getreide gediehen und von allen Dörfern und Gehöften glücklich eingebracht; voll Dankes gegen die

guten, gnädig spendenden Götter hatten die Leute der vier Gaue das Ernteopfer, das Dankopfer dargebracht; drei Nächte hatte es gewährt: — die dritte, die letzte Nacht ging nun zu Ende.

In weitem Kreis um die heilige Stätte lagerten Männer, Weiber und Kinder; auf Wagen waren sie herangefahren, auf Rossen geritten; Wagen und Rosse waren zusammengestellt, letztere angepflöckt; auf den Wagen oder unter ihnen hatten die Opfergäste geschlafen, auch wohl in Hütten aus Zweigen, welche die Frauen rasch und geschickt herzustellen verstanden.

Vor der Eiche aber, so weit davon entfernt, daß Stamm und Zweige nicht geschädigt werden mochten, brannte ein mächtig Feuer; um dieses, das den Mittelpunkt gebildet hatte, lagen, saßen und standen die vornehmsten Opfergäste; ihre breiten Armringe, die Wehrgehänge, die nackten Schwerter, die Speerspitzen glänzten bald hier, bald dort aus dem Rauch, wie der Schein der flackernden Flamme, hüpfend im regen Winde, in phantastischem Wechsel sie streifte.

In grauer Vorzeit, bald nachdem zuerst Germanen aus dem Quell geschöpft, war derselbe gefaßt worden, wo er bei der damals noch jungen Eiche emporsprudelte, in mächtige, graue, unbehauene Steine.

Hoch von dem Geäst des Baumes schauten gebleichte Pferdeschädel nieder, von alten Opferfesten herrührend; seltsam nahm sich daneben ein Kreuz aus: es bildete die Spitze eines blauen, reich mit Gold bestickten viereckigen Banners, das, den Schaft nach oben, die Spitze nach unten, an den Stamm genagelt war. Und neben dieser Kreuzfahne hing ein altes Kriegszeichen: offenbar ebenfalls dereinst ein Fahnenschaft, mit goldenen Nägeln beschlagen, mitten durchgehackt, oben auslaufend in eine breite Querstange, auf der saß der Rest eines goldenen Vogels, aber

Kopf und Hals und die eine Schwinge waren hinweggerostet — nur ein halb gehobener goldener Flügel und die Griffe der Füße waren noch erhalten.

Gerade oberhalb dieser Steinfassung der Quelle war an dem gewaltigen Stamm der Eiche — er war breiter als drei nebeneinander gestellte Männer — aus Holz ein reliefartig Schnitzwerk angebracht: — eines Mannes oder eines Gottes Gestalt, aber in übermenschlich hohen und breiten Maßen; das Bild war jetzt nicht zu erkennen, ganz zugedeckt von dem Gedränge der Männer vor dem Stamm.

Unter der Eiche stand, vom roten Feuerschein beleuchtet, ein Mann in reichstem Waffenschmuck: auf dem Erzhelm sträubte der graue Geier die ungeheuern schwarzen, lichtgrau geränderten Schwungfedern; ein schmaler Zackenreif von Gold lief um die Stirndeckung; in langen Locken flutete das rote Haar auf die breiten Schultern, auf das schwarzbraune Bärenfell, dessen Pranken mit vergoldeten Krallen und kaum sichtbaren Ösen unter der Kehle des Mannes ineinandergriffen; auf der schöngewölbten Erzbrünne spielte des Feuers Glast; die Linke war in die Hüfte gestemmt, die Rechte hob ein mächtig Wisenthorn: die hellblauen Augen der kraftstrotzenden, aber schlanken Gestalt musterten die Krieger, die sich um den Hünen drängten: diese Augen suchten und fingen und hielten gebannt jedes einzelnen Blick und mit dröhnender Stimme begann er: „Hört mich, auf Erden ihr, Dänenhelden, Schildgenossen, Schiffgenossen, Segelbrüder! Und ihr, hoch da droben in Walhall, meine Thor entsprossenen Ahnen, die ihr auch da oben unter Krone geht! Und endlich ihr, hilfreiche Asen selbst, Odhin von Asgardh und Thor und Freir mit dem Schwert! Achtet, ihr alle, des Eides, den ich eide, ich, Göttrik, Gottwins Sohn, ein König der Dänen. Ich eide auf den Eber, vor meinen Füßen, und auf das hallende Horn voll

alten Aeles in meiner haltenden Hand: ich gelobe das gute Gelübde!

Alt ward zu Aachen König Karl, den zum Kaiser krönten Pfaffen und Priester: schwach ward sein Schwert: verschollen scheint er in fremden Fernen. Schon drangen meine Drachen dräuend nach Frankland: schon schatzte mir Friesland. Schon holt' ich dies Heiligtum des gekreuzigten Christus, dies bunte Banner am Baum dort, aus dem gewüsteten Weihtum zu Wanga, und hing es hoch, guten Göttern zur Gabe als beste Beute, doch das Oberste unten, neben das alte, das uralte, das vor ungezählten Zeiten unsere Ahnen einst entrissen furchtbaren Feinden, den Recken von Rumaburg.

So hol' ich hierher mir — hört's, ihr Helden! — auch ihn, der, — so singt man und sagt man, — auf dem Palaste prangt König Karls dort zu Aachen: den ehernen Adler. In freiem Felde schlag ich die Schlacht mit dem Heere des Helden, Karls des Königs, noch heuer im Herbste, bevor noch der Winter die Wälder weißet oder doch noch im währenden Winter, sobald schiffsicher die See, bevor im Frühling der Falke über die Felder fliegt. Ich schlage die Schlacht, ich ersiege den Sieg, oder lasse mein Leben. Hört es, hier unter Helmen ihr Helden, und hört es ihr Hohen, ihr Herrscher in Walhall."

Und er rührte mit der linken Hand an den Eber, der vor ihm über dem Opferfeuer auf gequerten Eisenstangen hing, und die Rechte mit dem Horn hob er über sein Haupt, emporblickend zu dem Wipfel der Eiche, der sich hoch in Rauch und Nachtgewölk verlor. Darauf setzte er das Horn an den Mund, von welchem der rote Langbart bis an den Wehrgurt herabfloß, und trank es leer.

Lauter, brausender, dröhnender Jubel antwortete dem stolzen Kampfgelübde. Die Männer riefen: „Heil König

Göttrik!" und schlugen die Waffen an die Schilde und drängten sich heran, des Fürsten Rechte zu schütteln. Lange, lange währte es, bis der wilde Lärm sich einigermaßen legte; gar mancher schwor dem König zu, seines Gelübdes Genosse, die große Frankenschlacht Schild an Schild mit ihm zu schlagen.

Da drängte sich durch die Jarle und reichgewaffneten Königsgefolgen ein Bauer, in ein Wolfsfell gehüllt, ohne andere Waffen als den langen Eibenbogen über der Schulter, aus dem alten Lederköcher ragten die Pfeile, beschwingt mit der grauweißen Feder des Wildschwans; das weiße Haar hing in langen schlichten Strähnen auf seine Brust. Er suchte geraume Zeit vergeblich, sich bemerklich zu machen, des Königs Auge zu gewinnen; der schien ihn nicht zu sehen; der Bauer wandte sich an einen der Jarle: der zuckte die Achseln; an einen der Königsgefolgen, der wollte ihn unwirsch zur Seite stoßen: aber der alte Bauer war viel stärker als er aussah — mit einem einzigen Ruck hatte er den Vollgewaffneten weit hinweggeschleudert: er stand jetzt neben dem König, faßte ihn an dem lang herabwallenden Bärenfell und zog daran, nicht heftig, aber deutlich spürbar.

Göttrik wandte sich rasch: „Du dreister Bauer! Schon wieder da?" Zornesröte flammte über sein schönes Antlitz, die Nüstern der scharfgeschnittenen kühngebogenen Nase flogen. „Was suchst du?" — „Mein Recht!" „Das hast du schon oft gesucht," lachte der König. — „Ich werd' es suchen, bis ich es finde, — und ich werde es finden: — durch dich — oder gegen dich." Der König schwieg; geärgert sah er seitab; einer der Königsgefolgen bemerkte es: er wollte den Bauer fortführen, er faßte dessen Hand; ein Stoß vor die Brust, — der Jüngling taumelte zurück.

„Gieb mir das Rotroß heraus, das du mir genommen.

Das Ding hat gesprochen: es ist mein. Meine Hausmarke trägt es am Vorderbein. Deine Königsgefolgen, die bösen Buben, haben es mir von der Weide gestohlen." Auf fuhr da Göttrik: das blaue Auge blitzte: doch er faßte sich. „Mir gefällt der Gaul. Ich reit' ihn alle Tage. Ich behalt' ihn." — „König, bitte mich: — so werd' ich dir ihn schenken!" Göttriks Faust fuhr an das schwergoldene Heft des Messers im edelsteinblitzenden Wehrgurt. „Fort mit dir, Bauer!" grollte er. „Hast du's noch nicht verstanden? Der König will's. Und Königs Wille soll fortab Recht sein in Dänenland." Da sprach der Bauer drohend: „Hüte dich, Göttrik, Gottwins Sohn, vor Königswahn. Volkswille ist Recht in Dänenland. Und bleibt es. Ich denke noch die alten Tage. Schon drei stolze Könige vor dir wollten wie du. Weißt du, wer sie geholt hat? Der graue Schwan mit dem eisernen Schnabel! Noch einmal ruf ich um Recht. Aber dann: — dann ruf ich um Rache." — Jähzornig riß der König das Messer heraus: — doch der Bauer war verschwunden hinter dem breiten Stamm der Thoreiche.

Zweites Kapitel.

Es blieb nicht Zeit, dem Vorfall nachzudenken; sofort trat vor den Fürsten ein Krieger und meldete: „An dem Verhack, welcher den Steig zu der Opferstatt sperrt, halten wir Wacht, wie du geboten. Wir griffen dort zwei Franken." „Späher?" forschte der König rasch. „Nein, sie stellten sich selbst." — „Überläufer? Gar viele Sachsen . .!" — „Nein. Der eine, ein Mönch, hat eine Bot-

schaft, der andere ist sein Geleitsmann." — „Eine Botschaft? Von wem? An mich?" — „Er sagt es nicht: — aber er will hierher — an das Opferfeuer. Sollen wir . .?" — „Bringe sie!"

Einstweilen standen fern von der Eiche bei den ineinandergefahrenen Wagen, in dem äußersten Ringe der wogenden Volksmenge, Fidus und Hülsung, von einem Hüter des Verhackes mit gezogenem Schwerte bewacht. Neugierig gaffend drängten sich Weiber und Kinder an die beiden, zumal der Mönch ward eifrig bestaunt: und wenig freundlich.

Ein altes Weib leuchtete mit einem brennenden Span dicht an des Priesters Gewand: „Ja, ja," grinste sie, „der ist von denen! Die in solchen grauen Weibergewändern haben meinen armen Enkel — mit Gewalt — unter die Aller getaucht: — ja, ja, Mönch, ich bin aus Sachsenland hierher geflohen! — weil er sich der Taufe wehrte: und als sie ihm den Kopf heraushoben und er das Wasser von sich spie und ganz matt sprach: ‚und ich glaube doch an Woden!' da haben sie ihn wieder untergetaucht — für immer — und ich stand dabei und mußte 's mit ansehen. Ah," knirschte sie, „wie meinen Enkel sollte man ihn ersäufen."

„Nicht ersäufen," fiel ein Mann ein. „Wir haben das Feuer näher. Verbrennen! Alle beide! Bei lebendigem Leibe! Den Göttern zum Opfer! Wie sie mir Weib und Kind lebend verbrannten in meinem Gehöft an der Weser. Die Hunde!" Und er gab dem Mönch einen Faustschlag in den Nacken, daß er vornüber stürzte. Hülsung richtete den Alten auf; der zitterte sehr. „Du blutest an der Schläfe. Thut es weh?" „Ja — ein wenig — sehr! Ich fiel auf das Radeisen des Wagens. Aber" — er wankte — die Knie schlotterten ihm — „es ist nicht

das . . ." — „Was hast du?" — „Furcht, Sachse! Elende Menschenfurcht, Furcht vor dem Tod! — Vor den Peinigungen. Horch, wie sie da so gräßlich jauchzen, — dort bei jenem großen Feuer. — Schon jetzt sind diese geflüchteten Sachsen, diese wilden Dänen so grimmig gegen mich —: gegen mein bloßes Mönchsgewand. Wie werden sie toben, wenn ich meinen Auftrag erfüllt habe! Sie werden mich zerreißen — Glied um Glied. Ach, ich bin alt, schwach ist das Fleisch! Und auch dich werden sie morden. — Weh, was bist du mir nachgedrungen durch alle Schrecken dieser Wälder! Du mußtest mich ja nicht gefunden haben! Warum gingst du mit mir bis hierher?" — „Warum? Die Treue gebot. Der Frankengraf soll nicht sagen, Hülsung, der für das Recht sprach wider ihn, weigert dem Grafen das Recht, das seine Pflicht zu leisten: er soll nicht sagen, der Sachse sei entsprungen vor der Gefahr. Ich schwor Treue Herrn Karl. Die muß ich halten."

Da stürzte der Mönch auf die Knie: „O Gott," rief er unter strömenden Thränen, „wie beschämt mich, deinen Diener, o Herr, dieser Diener der Welt! Ich habe dir Treue geschworen und geschworen deinen Vertretern auf Erden — den geistlichen Obern: — er nur dem irdischen König. Er hält sie unverzagt. — Ich wankte in der Treue gegen den Himmelsherrn! Aber ich wanke nicht mehr."

Und hoch aufgerichtet schritt er, eilig und eifrig, der Mahnung des vom König zurückkehrenden Dänen folgend, auf das Opferfeuer zu! kaum konnte Hülsung Schritt mit ihm halten. Als sie, von den Flammen hell beleuchtet, heranschritten, da sprang rasch an des Königs Seite ein junger schmucker Krieger, in reichem Waffenschmuck: an seiner ehernen Sturmhaube staken ein paar Geierfedern. „Herr," flüsterte er in des Königs Ohr, hastig sich vor-

beugend und auf die Fremden deutend: „die Götter selbst senden dir diese beiden. Das fördert deinen Anschlag. Der eine ist ein Mönch aus jener Burg, — ich kenn ihn! — der andere gehört zur Besatzung. Wollen sie, können sie alles dir mitteilen, was wir so gerne wüßten.“ Sie sollen wollen,“ sprach drohend, aber ebenso leise der König. „Du hast eine Botschaft, hör' ich, Priester?“ fragte er laut. „An wen?“

„An den Gott, dem ihr hier dient. Ich suche schon lang sein Bild! Ist das nicht — da hinter dir . . ich kann es nicht deutlich sehen — ein solches Bild?“ Der König trat zur Seite. Voll sichtbar ward nun das über Menschenmaß hohe Holzbild, das in Halbrelief an den Stamm genagelt war: Haar und Bart waren grell rot bemalt, hellblau die Augen: mit der linken erzbehandschuhten Faust drückte er einen riesenhaften Wurm nieder, der gegen ihn empor bäumte, die Rechte schwang den Steinhammer; der Körper war unbekleidet, nur die Hüften deckte der breite Stärkegürtel von erzbeschlagenem Leder. „Das ist Asa-Thor!“ rief Göttrik. „Er lebt in dem Bild, er schwebt um dieser Eiche Wipfel.“

„So höre er denn!“ rief der Mönch. „Es ist nur Ein Gott, der Vater des Herrn Christus. Dieser Götze aber ist kein Gott, sondern ein Teufel. Nieder mit ihm!“

Und bevor die Dänen ihm wehren mochten, hatte der Alte einen der zahlreichen, an die Bäume gelehnten Speere ergriffen und mit aller Kraft gegen das Bild geschleudert. Ein hundertstimmiger Schrei des Entsetzens, des Schreckens über den Frevel erscholl: aller Augen richteten sich auf das geliebte Götterbild: aber sieh: es war unversehrt. Obwohl der Mönch nur drei Schritte entfernt gestanden, hatte er weder Bild noch Baum getroffen, zu Füßen des Gottes lag der Speer im Feuer, gierig ergriff ihn die

Flamme; der Mönch aber lag auf dem Boden: er war bei dem Ausholen zum Wurf ausgeglitten auf den glatten Tannennadeln, mit welchen der gestampfte Lehmboden hier überschüttet war; mit Mühe hob ihn Hülsung empor. Nun folgte bei den Heiden auf den Schrecken Wut gegen den frevelnden Mönch, aber auch ahnungsvolles Staunen über den Gott, der sein Bild geschützt hatte: dieses fromme Grauen erfüllte und lähmte viele der Dänen. Andere aber drangen tobend, mit geschwungenen Messern, auf den Priester ein — wohl warf sich der Sachse über ihn, mit dem eigenen Leib ihn zu decken: — doch schienen beide unrettbar verloren. Da sprang Göttrik mit Einem Satz zu den Bedrohten und spreitete mit der Linken seinen mächtigen Bärenmantel über sie wie einen Schild. „Haltet ein," rief er mit donnernder, des Befehls in der tosenden Heerschlacht gewohnter Stimme. „Haltet, ihr Dänen-Helden! Seht ihr denn nicht? Asathor will der Frevler Tod nicht. — Noch nicht! — Hätte er sie nicht ebensogut mit Miölnir mögen zermalmen, als — wahrlich ein viel wunderbarer Werk! — den so nahe heranfliegenden Speer zurückblasen mit dem Hauch seines Mundes, — mir war, ich vernahm seinen Bartruf wehen! — daß der frevelnde Schaft nun verzehrt wird von derselben Flamme, die da lodert zu Ehren des Gottes? Wie prahlen doch die Christen mit Wundern ihrer Heiligen, die sie nur darin finden, daß nichts geschieht! Fällt einer ihrer Bekehrer einen unserer heiligen Bäume und bleibt er dabei am Leben, weil unsere hohen Götter dieses Pfaffen-Gewürms nicht achten, — so ist's ihnen ein gewaltig Mirakel, wie sie's nennen. Hier aber! — Ich bin kein Priester: doch wir Nordleute bedürfen keines gelernten Zauberers, der allein zwischen den Himmlischen und uns vermittelte, wie die Christen: bei uns mag jeder den Willen der Götter

deuten, der ihn ahnt! — Hier aber — wir sahen's mit Augen — hier traf der Speer nicht, der treffen mußte! Und niederstürzte der Gott den Werfer aufs Antlitz, und ins Feuer blies er den fliegenden Speer. Hier hat der Gott durch handelnde That sein Bildnis geschirmt. Er will nicht des Christen Tod. Er will, daß die beiden hier ihm zu seiner Rächung, uns zum Siege verhelfen. Sie hat der Gott aus Esesfeld uns zugesandt, auf daß diese Zwingburg falle. „Hier, Volkhelm, mein jüngst eingeschworner Gefolge, nun verdiene dir die Geierfeder an deinem Helm. Dir übergeb ich die beiden: — als Führer sollen sie uns dienen, als Späher, als Geiseln und — will es ihr Trotz so — den Sieggöttern als Opfer."

Drittes Kapitel.

Wie nördlich der Eider, so deckte südlich dieses Flusses alles Land bis an und über die Elbe hin dichter Urwald, nur selten von einzelnen Rodungen gelichtet.

Solche fehlten ganz in der Richtung nach Osten: hier grenzten die nordelbischen Sachsen mit den slavischen Abodriten im heutigen Mecklenburg. Gar feindlich war die Nachbarschaft gewesen seit grauer Vorzeit: — erst in den letzten Jahren hatte der Kaiser Ruhe hergestellt zwischen beiden: den Sachsen, seinen nun unterworfenen Unterthanen, und den Abodriten, seinen abhängigen Verbündeten. Aber Siedelungen waren hier gar nicht vorhanden: beide Völker hatten ihre Sicherheit darin gefunden, möglichst viel undurchdringbaren Wald zwischen ihren Grenzen zu belassen; nur eine einzige, nicht leicht zu verfolgende Straße

führte von der Eider her durch den „Wendenwald". Hierher, in diesen „Wendenwald," hatte sich Volkfried mit den Seinigen geflüchtet.

Der Erdgang — es waren solche, wie Golo richtig gesagt, seit uralter Zeit sehr häufig unter den Gehöften aller Germanen, nicht nur der Sachsen — mündete in beträchtlicher Entfernung östlich vom Hofe der Volkingen, mitten in dichtestem Buschgenist, in einem alten verlassenen Dachsbau; von Geschlecht zu Geschlecht war das Geheimnis dieses letzten Rettungsweges immer nur vom Vater auf den Sohn vererbt worden, der verpflichtet war, es nach der Hochzeit der Ehefrau und noch zwei Getreuen mitzuteilen, damit es nicht durch plötzlichen Tod des einzigen Wissenden der Sippe verloren gehe.

Betreten hatte die Frau den Gang noch nie: er war höchst beschwerlich, an manchen Stellen so eng, daß nur mit äußerster Anstrengung eine schlanke Gestalt sich durchzwängen konnte, fast überall stockfinster, wo nicht, in sehr weiten Zwischenräumen, kleine Öffnungen, die, von oben her gesehen, Mauselöchern glichen, die höchst spärliche Luft einließen. Ohne den Hund, den sie voran laufen ließen, hätten die Frau und die Kinder, bepackt mit Waffen und Vorratsäcken, den Ausgang schwerlich erreicht; aber des Tieres Trieb warnte vor tiefen Löchern, die manchmal plötzlich aufgähnten, und führte nach todesbanger, endlos scheinender Zeit des Kriechens und geduckten Schleichens endlich ins Freie. Tief auf atmeten Mensch und Tier, als sie, statt des dumpfen Erdmoders, wieder die frische Himmelsluft verspürten.

„Ich dachte: das geht nach Hel," flüsterte erschauernd der Knabe, die Erdbrocken aus den Haaren schüttelnd. „Und du, Lindmuth — du?" fragte der Vater zärtlich. „Ich dachte: ob mich die lichten Engelein wohl auch so

tief unten finden und in den Himmel tragen könnten? Denn ich glaubte, zu sterben.“ „Und hast nicht geklagt?“ lobte die Frau, die zitternden kalten Hände fassend. — „Sollte ich dir das Herz noch schwerer machen?“ —

Lange, lange hatten sie in dem dichten Gebüsch gewartet auf Heimo, den Getreuen; Volkfried war sogar, trotz den Bitten der Seinigen, wieder in den Gang hinabgestiegen und eine Strecke weit darin zurückgekrochen; er hatte gerufen — ohne Erfolg. Als er wieder emporstieg und gen Westen schaute, wies er schweigend auf eine ferne Lohe.

„Was brennt da?“ fragte Volkbert. — „Dein Erbe! Und darin wohl — Heimos Leiche! — Fort! — Die Flamme nimmt schon ab. — Sie haben uns nicht darin gefunden: — nun werden sie weiter suchen! — Fort! — Wir müssen tiefer in den Wald . . . . .“

Die ganze Nacht liefen sie, fast ohne Rast, ohne Weg, nur stets nach Osten, von den Gestirnen geleitet, die durch die Wolken drangen, vorauf der Mann mit dem Hund, das Kurzschwert in der Rechten, manchmal die Dornbüsche zerhauend, Lindmuth mit der Linken nach sich ziehend; war der Weg oben von Strauchwerk freier, so setzte er das Kind auf den linken Arm und trug es weite Strecken; die Frau und der Knabe folgten.

Bei Sonnenaufgang machten sie Rast an einem Bach, wuschen sich und tranken gierig; die Frau schnitt dem Hunde, der oft leise gewinselt, den Pfeil aus dem Fleisch: dankbar leckte er der Herrin die weißen Hände.

Sie hatten alle heftigen Hunger: aber Volkfried verbot, an den Brotvorrat in dem Sacke zu rühren: „der ist für die Not, für die letzte,“ mahnte er. „So lang es so köstliche Moosbeeren giebt,“ rief Lindmuth fröhlich lächelnd und brachte ihren ganzen Kittel gehäuft voll — „hat's

aber keine Not! Wovon leben die Vöglein im Wald?" „Aber Hofwart?" fragte die Frau. „Der braucht Fleisch." „Hier ist der Braten für Hofwart," rief Volkbert, heranhüpfend. „Sieh, gut traf das Eichhorn mein Pfeil! Nur muß er den Braten fressen — ungebraten!" „Es ist gut für diesmal," warnte der Vater. „Aber fortan darfst du keinen Pfeil mehr wagen an so geringes Ziel. Bedenk, wir werden leben müssen von Bogen und Pfeil." „Wie lange?" fragte der Knabe.

Volkfried schwieg.

„Auf," trieb er, „wir dürfen hier nicht länger säumen. Wir sind dem Hofe noch zu nah. Vorwärts, immer mir nach! —"

Den ganzen Tag gingen sie, so rasch der verwachsene Wald es gestattete, weiter, der Sonne entgegen, nach Ost, dann nach Süd.

Früh ward es dunkel unter dem breitschattenden Dach der Riesenbäume; aber noch vor völliger Finsternis machte Volkfried Halt vor einem sanft ansteigenden Hügel, der, an seinem Fuß ganz von dichtestem, über mannshohem Gedörn umhegt, an den Seiten aber von mächtigen Ulmen bestanden war: wie prüfend, abmessend, ging er von einem Waldquell, der hier aus dem Moose sickerte, drei große Schritte nach rechts: dann blieb er stehen und bog das Gestrüpp mit beiden Händen auseinander: „Es ist richtig," sagte er nun: „da gähnt der Eingang in die Höhle: hier, vor Jahren, entdeckte ich einmal auf der Bärenjagd dieses Bärenlager: es ist nun der Volkinge Haus und Heim! —"

Unmutig, scheu blickte der Knabe auf die schwarz klaffende Höhlung. Muthgard schwieg: sie drückte die Lippen rasch zusammen. Aber das Mädchen hatte der Mutter verhaltenen Seufzer doch vernommen. „Mutter, sei getrost," flüsterte sie leise. „Ich schäme mich schon

lange wegen meines Zweifels an den Engelein, — da unten im Erdgang. Der liebe Gott ist überall: — Fidus hat's gesagt! — auch in diesem finstern Geklüft. Er wird uns nicht vergehen lassen."

Viertes Kapitel.

In den nächsten Tagen und Wochen hatten die Flüchtlinge, Kinder wie Eltern, Arbeit vollauf, die Zufluchtstätte, so gut es gehen mochte, wohnlich zu gestalten.

Die Knochen der Tiere, die der Bär in das Lager geschleppt und hier verzehrt hatte, wurden herausgeschafft, trockenes Waldmoos eingetragen, und der harte Felsboden dicht damit bestreut; ein paar Hiebe mit der Streitaxt in der Höhlung zeigten Volkfried, daß eine der Innenwände nur sehr dünn war: — sie ward schnell durchgeschlagen und so ein zweiter, zwar etwas niedriger Raum, tiefer im Hügel, gewonnen: dieser ward dazu bestimmt, die geringe Habe aufzunehmen, nicht nur das Mitgebrachte an Waffen, Gerät und Lebensmitteln, — auch die neuen Vorräte, die von alt und jung gar emsig, gleich vom nächsten Tag an, gesammelt wurden im Walde.

Denn vorsorglich machte sich Volkfried auf langen, unbestimmbar langen Aufenthalt gefaßt. Noch immer schwebte ihm der Gedanke vor, den Kaiser selbst anzurufen. Allein war die Reise von der Eider nach Aachen stets eine Art Wagestück, reich an Mühen und Beschwernissen, so schien sie jetzt so gut wie unmöglich.

Der Weg — gen Süden — führte notwendig über Brücken, durch Furten, durch Tag und Nacht bewachte

Durchlässe der Grenzwehren, die von des Grafen Kriegern besetzt waren; auf diesen Straßen wartete der beiden Gatten das sichere Verderben. Zu den heidnischen Dänen, den Feinden der Franken, — nach Norden — zu fliehen, diesen Gedanken zu bekämpfen hatten beide gar nicht nötig: er stieg den Vielgetreuen gar nicht auf.

Aber auch nach Osten, zu den Abodriten, konnten sie sich nicht wenden: waren doch diese Slaven alte Feinde der Sachsen an der Wendenmark; manchen Schwertschlag hatte Volkfried mit ihren Raubreitern auf den kleinen zottigen Gäulen getauscht in früheren Jahren: — mancher Abodrite hatte seiner Wunden Blut oder gar erschlagene Gesippen an ihm zu rächen. Nun waren sie zwar des Kaisers halb unterworfene Verbündete: aber das hielt sie einerseits nicht vom alten Haß gegen die Sachsen ab: und andererseits mochten sie gerade deshalb von Graf Hardrad gemahnt sein, ihm den Geächteten auszuliefern, falls sie ihn griffen. Denn daß man wegen der Tötung Fortunats und gewaffneten Widerstands gegen den Grafen diesen Spruch über ihn gefällt haben werde, war Volkfried gewiß. Er mußte das den Kindern klar machen, die es nur schwer begriffen.

„Aber du thust doch gewiß nichts wider Recht, Vater?“ staunte der Knabe. „Gewiß nicht. Ich brach nicht das Recht des Kaisers, ich übte mein Recht: ja, ich schützte auch des Herrn Kaisers Recht und wahren Willen. Denn Herr Karl will unser Sachsenrecht gewahrt wissen: ich schützte in Notwehr den Hoffrieden und — und eure Mutter.“

„Also können sie dich doch nicht strafen,“ meinte Lindmuth.

„Mit Recht nicht, aber mit Unrecht.“ — „So brechen ja sie Herrn Karls Recht!“ — „Gewiß. Und Herr Karl würde mir zu meinem Recht verhelfen und jene strafen, wüßte er darum. Aber er weiß es nicht. Und wir können

nicht zu ihm gelangen, weil die Rechtbrecher die Wege zu ihm sperren."

Die Kinder schwiegen, offenbar wenig befriedigt.

„Ist es gewiß," fragte am Abend vor dem Einschlafen das Mädchen die Frau, „daß Herr Karl uns helfen würde, wenn er die Wahrheit wüßte?" — „Ja, Kind, das ist gewiß. Er ist gerecht: er selber ist das Recht."

„So will ich den Himmelsherrn bitten, daß er ihm die Wahrheit zeige — vielleicht in einem Traumbild! — Ihm zeige, wie wir hier im Wildwald hausen müssen — in steter Furcht und Sorge. Denn ich merke es wohl, wie — ganz anders als zu Hause! — der Vater hier das Schwert stets bei der Hand liegen hat und auffährt bei jedem Geräusch im Wald. Gott sollte das doch dem Kaiser sagen." „Ein gerechter Kaiser," schalt der Knabe unwillig, sich streckend auf dem Mooslager an der andern Seite der Höhle, „sollte auch nur gerechte Grafen haben! Oder er sollte alles wissen, was da geschieht in seinen Landen. Mich hungert! Nein! Beeren kann ich nicht mehr essen! Mich brennt der Gaumen schon: — er ist ganz wund von dem sauren Schmack." „Nun, vielleicht," beschwichtigte die Frau und schob dem Scheltenden die Brotrinde in die Lippen, welche Volkfried ihr als Abendschmaus zugeteilt hatte, „vielleicht erfährt Herr Karl von unserer Not, auch in der Ferne. Wenn ihr still zuhören und allmählich einschlafen wollt . . . —" „Wo ist der Vater?" fragte das Mädchen. „Es ist schon bald dunkel im Walde." — „Der Vater will ein Wild beschleichen, Hirsch oder Reh, wann sie zur Abendtränke gehen. — Wenn du, Volkbert, still zuhören willst, erzähl' ich euch vom Herrn Kaiser." — „Gern, Mutter, gern. Bitte, nimm das halbe Brot zurück, — ich sehe, du hast ja gar nichts." — „Iß nur!" — Und er aß.

„Also: der Herr Kaiser hat zu Aachen in der Königsburg an seinem Bette — das Bettgestell ist ganz von Silber und auf den vier Eckpfosten ragen vier heilige Männer, aus edlem Holz kunstvoll geschnitzt — auf einem weißen Marmeltisch stehen eine goldene Kugel, die schwebt frei auf silberner Stange. Auf dieser Kugel sind abgebildet alle Landschaften und Gaue seines weiten Reiches: vom Mittagland, wo's niemals Winter wird, bis hier an die Dänenmark, vom Aufgang der Sonne in Avarenland bis wo sie niedersinkt in einem fernen, fernen Inselmeer. Und wo irgend in seinem weiten Reiche Herrn Karls Recht gebrochen wird, oder wo der Feind von außen einbricht, ... horch, da klingt die Kugel, gerade an der Stelle, wo Unrecht geschieht oder Feindesgewalt: erst ganz leise, dann immer lauter, bis der Herr Kaiser es hört ...." „Wenn er aber schläft?" fragte Volkbert. — „Es klingt zuletzt so laut, daß er vom Schlaf erwacht. Und dann springt er auf, vom Lager zur Nacht, oder vom Mahle bei Tag, der Herr Kaiser, der das Recht mehr liebt als Schlaf und Wein und köstliche Speise, und eilt auf die Kugel zu und merkt, wo man seiner bedarf und reitet zu Hilfe mit Richterstab und Königsschwert." „Wenn er aber gar nicht in Aachen ist, sondern wo anders?" meinte der Knabe.

„Dann wachen Nacht und Tag zwölf Wächter neben der Zauberkugel: und zwölf windschnelle Rosse stehen unten im Hofe der Pfalz und stampfen den Marbelestrich: und sowie die Kugel ertönt, springt ein Wächter aufs Roß und jagt zum Kaiser, ihm es zu melden." „Das ist schön," sprach Lindmuth. „Wie stark muß doch die liebe, weise Kugel ertönt haben, als die Bösen über unsern Zaun drangen! Nun muß der Herr Kaiser schon bald bei uns sein." „Meinst du, Mutter," fragte Volkbert, „er ist morgen früh schon da?" — „Ich weiß es nicht." — „Es

wäre doch noch besser, — dann brauchte er keine Kugel und keine zwölf Rosse! — wenn der Herr Kaiser überall zugleich wäre.“ „Dann wäre er aber der liebe Himmelsherr selber, Volkbert,“ erwiderte die Schwester. „Ja, frommes Kind. Aber um sich allgegenwärtig zu machen — soweit ein Mensch das kann, — hat der Herr Kaiser sich etwas Wunderweises ausgedacht.“ „Hat er sich Flügel zaubern lassen?“ forschte der Knabe eifrig. „Heimo erzählte, ein kluger Schmied Weland . . .“ „Nein! Aber er sendet alle Jahre von seinem Palast in jeden Gau zwei seiner klügsten und gerechtesten Getreuen, fromme Bischöfe und tapfere Herzöge —“ „Warum immer zwei?“ fragte Volkbert. „Damit immer einer den andern überwacht . . .“ — „O weh! Das ist schlimm! Er traut also doch auch diesen Treuesten nicht ganz!“ — „Und diese beiden, — Sendboten, Kaiserboten, Königsboten heißen sie: — versammeln in jedem Gau, wohin sie kommen, alle freien Männer auf der alten Dingstätte und verkünden die neuen Beschlüsse, die Herr Karl und seine weisen Räte gefaßt haben für Heil und Wohlergehen der Freien. Und sie fordern alle Leute auf, unverzagt Beschwerde zu führen, laut zu sprechen oder leise zu den Königsboten, über alles Unrecht, das im Gau verübt worden, seit der letzten Sendboten Besuch . . . —“ „Auch über böse Grafen?“ zweifelte der Knabe: schon ziemlich schläfrig klang der Ton. „Darüber zu allermeist! Falls die selbst Gewalt brauchen oder auch nur das Recht nicht schützen gegen anderer Gewalt.“ „Da ist uns ja geholfen, sobald solch ein Königsbote in den Gau kommt,“ meinte Volkbert und lehnte den krausen Kopf gegen die Wand. „Du mußt mir noch viel mehr erzählen von Herrn Karl und seinem Recht, liebe Mutter“ — flüsterte das Mädchen. — „Aber leise: der Bruder schläft schon — das giebt soviel Friede, so starken Trost

im Herzen. Und mir war doch heute manchmal bang in der garstigen Höhle. Aber nun bin ich ganz beschwichtet. Ich vertraue fest auf Herrn Karl! Weißt du noch mehr von ihm?" — „Noch viel! Ich erzähle euch noch vom Horn Herrn Rolands, das der Kaiser über aller Berge Gipfel hinweg vernahm, wann es um Hilfe rief in höchster Not. Und von der armen Blindschleiche, die ..... Aber siehe: die Äuglein fallen auch dir zu. Ein andermal davon! Schlafe nur getrost. Sieh', ich halte hier deine Hand. — Und draußen vor der Höhle steht — ich sehe seinen Schatten, ich höre seinen Schritt — der Vater, den Speer auf der Schulter: er bewacht uns, treu und kühn." „Ja," flüsterte das schöne Mädchen im Entschlummern. „Und ihn, den guten Vater, schützt und bewacht da oben der treue Himmelsherr!" — —

Fünftes Kapitel.

Und viele Wochen vergingen so. —

Der stummen bangen Frage seines Weibes — nur ihre Augen, nicht ihre Lippen hatten geforscht! — gab Volkfried zur Antwort: er hoffe nach Westen, zu den Friesen, zu entkommen.

Er wußte, daß diese im Spätherbst mit vielen Segeln nach dem Küstenort Milindorf zu fahren pflegten, friesische Mäntel und geräucherte Fische feil bietend gegen sächsische Rinder, Waldhonig, Bären- und Wolfsfelle: der Ort lag nördlich von Esesfeld und war zu erreichen auf einem Volkfried wohlbekannten Wege, der durch menschenleeren Wald zwischen Sachsen- und Dänen-Land sich hinzog. Unter

diesen friesischen Schiffern hatte er manchen Gastfreund; er durfte hoffen, ein solcher werde sein Verlangen, ihn auf seinem Schiff nach Friesland mitzunehmen, nicht abschlagen: von dort war Aachen sicher und gefahrlos zu erreichen.

Aber freilich: jener Tauschhandel ward erst eröffnet, kurz bevor die Schiffahrt zu Ende neigte, der Fischfang, die „Meeresernte", abgeschlossen war. Es galt, noch gar lange auszuharren bis dahin; und Volkfried vertraute der Frau auch nicht an, daß er noch nicht habe entscheiden können, was gefährlicher und sorgenschwerer sei, auf jenem Wege durch den wildesten Urwald Weib und Kinder mitzuführen oder sie hier — ohne Schutz! — zurückzulassen im Versteck, bis er von Aachen wiederkehre. —

Die erste Zeit, den Rest des Sommers und den Frühherbst, ging es den Waldgästen nicht gar so übel; gegen Wind und Regen bot die Höhle Schutz; an sonnigen warmen Tagen aber verbrachten Mutter und Tochter viele Stunden in einem gar luftigen, freundlichen und doch schattigen Aufenthalt: in dem Geäst der höchsten Ulme, die den Hügel krönte.

Der Vater hatte den Stamm unten derart behauen, daß man auf den wenigen übriggelassenen wagrechten Zweigen bequem hinansteigen konnte: in dem Wipfelgezweig aber hatte er ein paar sichere Sitze angebracht, auf allen Seiten mit Latten umhegt, gegen den Sturz zu schützen. Da saßen dann die Frau und das Mädchen, mit allerlei wirtschaftlicher Arbeit die niemals müßigen Hände mühend, während Vater, Sohn und Hund den wildreichen Wald durchstreiften und fast nie ohne gute Weidbeute heimkehrten. Es galt ja nicht nur für den nächsten Tag Speise zu schaffen, sondern Vorräte für solche Zeiten, da frisches Fleisch nicht zu erjagen war. Fern von der Höhle hatte Volkfried eine Räucherstätte angelegt, wo nach Möglichkeit

stets Kohlen glimmend erhalten wurden: denn das Feuerreiben aus harten Hölzern war mühsam und langwierig, und nicht stets glückte es, den Funken zu fangen, den Eisen aus Stein hervorschlug. Starken Rauch vermied Volkfried und bei der Dunkelheit auch Feuer, um nicht die Feinde auf seine Spur zu führen. Sorgfältig ward hier alles Fleisch, dessen man nicht für den rinnenden Tag bedurfte, geräuchert, getrocknet und in der Vorratskammer der Höhle aufbewahrt.

Auch Fische fingen sie in dem nahen Bache in länglichen Körben, die Mutter und Schwester kunstfertig aus den Binsen der vielen Sümpfe zu flechten verstanden: sie wurden, mit Steinen beschwert, auf den Grund versenkt, die Öffnung nach dem Zuthalfluß: der Knabe und Hofwart sprangen dann ein paar hundert Schritte weiter unten in den Bach und liefen und wateten darin, laut schreiend, patschend und bellend, zu Berg: die Fischlein flossen in Schrecken und Eile vor ihnen her und fuhren in die grünen Körbe, in denen der Vater sie griff. —

Aber auch Beeren jeder Art und Pilze, — die giftigen kannten auch die Kinder gar gut! — Holzäpfel und Waldbeeren, Hagebutten der Wildrosen und Haselnüsse mußten die Kinder suchen und ansammeln zu dichten Haufen geschichtet; ja auch Bucheckern und Eicheln gebot der Vater aufzulesen: wohl zog Volkbert die Lippe kraus und sah fragend zu ihm auf. „Ja, ja, mein Sohn. Geben die Heiligen, daß wir sie nicht brauchen! — Aber wir können's brauchen müssen." „Sie schmecken nicht gut," meinte Volkbert, als der Vater weggegangen war. „Hunger schmeckt noch schlechter! Gehorche," schloß die Frau. —

Während der warmen, trockenen Jahreszeit also ging alles leidlich: diese Menschen waren an ein höchst schlichtes, ja rauhes, hartes Leben gewöhnt.

Aber nun kam der Herbst mit unendlichem Regen und kaltem Wind. Der liebgewordene Aufenthalt in der luftigen Wipfellaube war längst unmöglich: die grünen Blätter, die so lustig im Sommerwinde gespielt, sie lagen traurig am Fuße des Stammes, in Regenlachen verfaulend. Fast den ganzen Tag, wie die langen, langen Stunden der Dunkelheit mußten die vier Menschen in der niedrigen, engen Höhle zubringen. Feuer wagten sie hier nur selten zu machen: in der Höhle konnten sie dann nicht weilen: der Rauch war erstickend. Und draußen wollte es nicht brennen unter den triefenden Zweigen, auf dem pfützenreichen Boden; sie mußten jetzt auf gekochte, gebratene Speise verzichten. —

Einmal fand Volkbert im Moose — Hofwart hatte ihn geführt — ein verlassenes Nest ganz voll von Eiern der Wildente. Jubelnd lief er damit zu der Mutter: man mußte sie wegwerfen, sie waren alt und faul. — Der Bach war ausgefischt, soweit gen Südwesten hinauf man ihm zu folgen wagen durfte.

Aber das Schlimmste war: — oft und oft kehrten jetzt die beiden Jäger und der Hund ohne Jagdbeute heim: die Wildvögel waren weggestrichen, Hasen, Rehe, Hirsche, Wildschweine hatten sich verzogen: jene ins freie Feld in die Nähe menschlicher Anbaue, diese aber in den tiefsten undurchdringlichsten Wald und Sumpf. Erschreckend rasch schmolzen nun die Vorräte hin von Rauchfleisch und getrockneten Fischen, von Beeren, Pilzen und Nüssen: auch Bucheckern und Eicheln verschmähte der junge Volkbert schon lange nicht mehr: er verzog den Mund, er schalt auch wohl, aber er schluckte sie hinunter. Lindmuth klagte nie; aber sie schwand zusammen.

Der Vater sah es wohl; er fragte die Mutter; deren Stimme zitterte leise, wie sie antwortete: „es ist doch

wohl der Hunger! — Oder, — nein doch! — die immer kalte Nahrung. Wenn wir nur einmal wieder ein Stück Fleisch braten könnten!" Am anderen Morgen war Volkfried mit dem Hunde allein auf die Jagd gegangen, bevor Volkbert erwachte. Erst spät in der Nacht kam er zurück — mit leerer Hand.

„Kein Wild weit und breit," sprach er tonlos. „Nicht einmal eines Wolfes Spur."

Einmal in diesen schlimmen Tagen — es ging ihnen schon recht traurig! — war Volkfried am Abend mit hastigeren Schritten als sonst nach Hause gekommen: — wieder ohne Beute. „Was ist dir?" hatte die Frau gefragt, wie er sich, kurz aufseufzend, auf die Moosstreu warf. „Nichts! — Mich verdrießt, daß ich euch nichts bringen kann." Aber in der Nacht hatte Muthgard, die schlaflos seinem raschen, ungleichen Atem lauschte, die Worte gehört, die er im Traume sprach. „Nein, Bruder! Weiche! Niemals! Ich geh' nicht zu dem Feind Herrn Karls! Auch nicht um Lindmuth! Nicht um Muthgard." Die Frau nickte schweigend. „O wüßtest du, Herr Karl, wie er dir Treue hält!" —

Am andern Morgen noch vor Tagesanbruch sprach der Mann zu der Frau: „Es muß ein Ende nehmen. Früher als je zuvor brach dieser Herbstregen ein. — Noch lange nicht — erst bei Vollmond — kommen zwar die Friesen nach Milindorf. Gleichviel! — Die Kinder schlafen doch? — Hier müssen wir elend verderben. Ich breche auf! Und ihr alle drei — ja, du auch, Hofwart, viel getreuer —," und er streichelte des klugen Tieres Kopf, „sollt mit mir

gehn. Hier könnt ihr ohne mich nicht bleiben. Schlechter kann es uns nicht gehen auf dem Wege. Es wird auch schon bitter kalt. Und meinen guten Speer, den letzten guten! hab' ich gestern verworfen! Bogen und Köcher hatte ich Volkbert gegeben. Ich sah am Saum des schwarzen Moors eine hungrige Krähe hüpfen: ich wagte um Lindmuth! — die gute Waffe: ich warf: aber der Vogel flog auf im selben Augenblick und meine beste Waffe — die Streitaxt ist zu schwach! — fuhr in den Sumpf, spurlos verschwindend! Umsonst watete ich eine Stunde lang in dem kalten Moorwasser: der unergründliche Wasserboden hat den Speer verschluckt. Jetzt hab' ich nur mehr den alten Schaft, mit der angeschnürten Steinspitze! Morgen schon brechen wir auf."

Sechstes Kapitel.

Aber am folgenden Tage, als Lindmuth, von der Mutter geweckt, aufstehen wollte, fiel das Kind wieder auf das Lager: „ich bin so schwach," sagte es ganz leise. „Es ist jetzt doch wohl der Hunger," meinte die Frau und zerdrückte eine Thräne.

Volkfried faßte den Speer und sprang zur Höhle hinaus. Da staunte er: — alles weiß ringsum! In der Nacht war Schnee gefallen, in ungeheuren Massen, Wald und Moor und alles bergend in gleichem unterscheidungslosem Weiß. — — Volkfried zog die Brauen zusammen: „ist schlimm. Nun sind die mir bekannten Waldwege verschneit. Aber komm, Hofwart! — Unser liebes Kind soll Bratfleisch haben, oder wir sterben darüber — beide.

Komm, Hofwart. Nein, zurück, Volkbert! Du bleibst bei der Schwester."

Der arme, magere Hund sprang freudig bellend an dem Herrn hinan, als dieser kräftig ausschritt und den Speer schwang. Der Herr sah ihm in das schöne kluge, goldbraune Auge. „Nein, Hofwart! Du sollst nicht sterben, — wie ich heute Nacht bedachte — damit wir — einmal! — satt werden. Verzeih mir den Einfall, alter Freund. Ich schäme mich! Ich komme mir vor wie ein Mörder seither. Nein! Komm, tapfrer Gesell! Wir holen zusammen den Braten für Lindmuth . . . . . — Wo war's doch? . . . Der Schnee macht alles gleich! — Dort ragt die alte Weide. Dort ist Osten. Im Osten war's. Und dieser neue Schnee kann helfen, ja — wahrlich! — Da zieht schon eine frische Spur. Lauf, Hofwart! Vor Abend sind wir zu Hause. Ei, werden wir gut empfangen werden!"

Aber weder am Abend noch in der Nacht noch am folgenden Vormittag kamen Herr oder Hund nach Hause.

Noch eine lange, bange Weile harrte die Frau, die ängstlichen Fragen der Kinder nach dem Vater beschwichtend, immer neue Gründe für sein langes Ausbleiben vorbringend, an die sie selbst immer weniger glaubte. Endlich, als Volkbert wieder von dem hohen, jetzt ganz kahlen Baumwipfel niederstieg mit der Meldung, weit und breit sei vom Vater, auch vom Hunde nichts zu sehen, — da sprang die starkgemute Frau vom Lager des Mädchens auf.

„Volkbert, wir müssen den Vater suchen. Wenn er irgendwo läge! Ins Eis gebrochen! Von Schnee verschüttet! — Wenn er einsam sterben müßte, weil wir . . . . Lindmuth, mein tapferes Kind, fürchtest du dich, wenn wir dich allein lassen?"

„Ich fürchte mich nicht. Ihr laßt mich nicht allein.

Fidus sagt, der Schirmengel ist stets bei mir. Ich meine oft, ich sehe ihn im Traum."

„O treuer Himmelsherr," rief die Frau, die weißen Hände gegen beide Schläfe drückend, „hörst du dies Kind? So thue nach seinem Glauben! — Komm, Volkbert! Wir müssen ihn finden!"

Und sie fanden ihn . . . . . .

Es war kein Schnee mehr gefallen, seit er die Höhle verlassen: so waren die Spuren des Mannes und des voranspringenden Hundes in der Neue gar nicht zu verfehlen: sie führten gerade gegen Osten, in den tiefsten dichtesten Urwald. Ganz deutlich sahen die Suchenden, wie der Mann manchmal mit Mühe, — mit dem Langmesser hatte er hier und da die schneebeladenen Zweige weggehauen — sich durch das unwegsamste Gestrüpp gezwängt hatte. Nun führten die Fußstapfen auf einen Hügel zu, ähnlich dem, in welchem die Flüchtlinge hausten. Volkbert erinnerte sich, der Vater hatte ihn oft gewarnt vor dieser Richtung: — er sann nach, welchen Grund er genannt: — aber da wies die Frau, mit gellendem Aufschrei vorwärts springend, auf einen klaffenden Felsspalt des Hügels: der Schnee war weithin von Blut gerötet: — und mitten in dem roten Schnee lagen, nebeneinander hingestreckt, ein riesiger, ein furchtbarer Bär, Hofwart und Volkfried, regungslos alle drei.

Der Knabe kreischte nun auf vor Entsetzen: die Kniee versagten ihm: er konnte nicht von der Stelle. Als er aber die Mutter bereits dicht neben dem Untier im Schnee knieen und des Vaters bleiches Haupt sanft aufrichten sah, da war auch er mit einem Sprung an des Vaters Seite.

Tot lag der Bär auf dem Rücken; die rechte Vorder-

brante ruhte auf des Hundes zerschmettertem Haupt, die linke hielt zwischen Vorderbug und Brust den oberen Teil des zerbrochenen Speeres; ein mächtiger Blutstrom war ihm aus der Brust geflossen; zur Linken des Ungetüms lag auf der Seite Volkfried mit geschlossenen Augen, das Heft des blutigroten Langmessers in der Faust.

„Tot! Der Vater tot!“ schrie Volkbert. „Nein! Das Herz schlägt noch,“ sprach die Frau und schob in die halb geöffneten Lippen ein wenig Schnee. — Komm, reib' ihm die Schläfe, wie ich! Wir müssen ihn retten.“ Beide rieben ihm nun eifrig Stirn und Schläfe mit Schnee. Bald schlug er die Augen auf und atmete tief: „Du — Muthgard? — Liebes Weib! — und Volkbert! — Wo ist Lindmuth? — Ich wollte . . ihr . . Speise . . schaffen. Wo ist sie?“ — „In Sicherheit. Ich sehe keine Wunde — außer hier — oh, der Schenkel ist's. Thut's hier weh?“ „Kaum! Nur — ein wenig,“ sagte er und vor Schmerzen sank er in Ohnmacht zurück . . . —

Wohl war die Stelle wenig weiter als eine Stunde von der Höhle entfernt: aber viele, viele Stunden schwerster Arbeit vergingen, bis die Frau und der Knabe den großen Mann, sie das Haupt, er die Füße tragend, mit unzähligen Unterbrechungen in die Zufluchtstätte geschafft hatten. War er bei Bewußtsein, so unterstützte er wohl nach Kräften ihr Bemühen, bat aber auch wohl, vom Schmerz überwältigt, sie möchten ihn liegen und ruhig sterben lassen. —

Da schluchzte der Knabe wild auf; aber die Frau winkte ihm mit den Augen, zu schweigen: sie legte dann das Haupt des Wunden in ihren Schos, wartete, bis er wieder betäubt war, und gebot dann dem Sohn, aufs neue ihn aufzuheben und weiterzutragen.

Endlich, endlich — es dunkelte schon stark — war die

Höhle erreicht und der Wunde auf dem weichsten Moose gebettet. Volkbert schlug Feuer. Lindmuth schlief: die Frau sah auf ihr Antlitz, ein friedlich Lächeln spielte um ihre Lippen.

Volkfried aber sprach mit schwacher Stimme: „Lauf — Volkbert! — Lauf zurück zu dem Bären — Nimm mein Messer — du hast es schon! — Schneide von dem Fleisch ab, soviel du tragen kannst, und schaff es her. Du, Frau, machst dann Feuer an. Ja! Trotz aller Gefahr! — Ich will Lindmuth noch einmal essen sehen — essen nach Herzenslust! Bärenfleisch ist gut, sehr gut. Hofwart ist dafür in den Tod gesprungen: . . . . das Kind soll doch . . davon . . etwas haben . . . . —“

Da vergingen ihm wieder die Sinne.

Siebentes Kapitel.

Und so geschah's.

Und trefflich mundete der so teuer erkaufte Braten den lange Darbenden. Die wundenkundige Frau fand alsbald, daß die Pranke des Untiers zwar tiefe, bis auf den Knochen gehende Fleischwunden gerissen, aber den Knochen selbst nicht zerschlagen hatte. Kaum hatte sich der wunde Mann soweit erkräftigt, daß er sprechen konnte, als des Knaben wiederholte ungeduldige Fragen nach dem Verlauf des Kampfes nicht mehr zu hemmen waren.

Volkfried stützte das bleiche Antlitz auf die Hand, den Ellbogen auf das säuberlich abgeschürfte Fell des Bären, auf dem er neben Lindmuth ruhte, und erzählte: aber freilich, in seiner wortkargen Art, lange nicht ausführlich

genug für die mit leisem, süßem Grauen gemischte Neugier des Knaben.

„Ich konnt's nicht mehr mit ansehen, das!“ Er drückte Lindmuth leicht an seine Brust. „Und nachdem tagelang kein Wild mehr sich im Freien zeigte, ich auch einen Dachsbau, — einen Fuchsbau sogar! — vergeblich aufgegraben, erinnerte ich mich, daß vor Jahren, als wir, Jäger in großer Zahl, den Bären auftrieben, welcher diese — jetzt unsere! — Höhle bewohnte, wir einen andern aufscheuchten, der gen Osten hin verschwand in undurchdringbarem Gestrüpp: — damals, im Sommer, konnte nicht einmal Hofwart ihm durch die dichtbelaubten Büsche folgen. Als wir nun wochenlang hier hausten, wurde auf einem meiner Jagdgänge jener andere Hügel durch das kahle Buschwerk hindurch sichtbar. Ich dachte wohl, das sei jenes zweiten Bären Lager und warnte dich daher, allein dorthin zu streifen. Dieser Bär fiel mir nun neulich ein, da ich die Kleine so bitter leiden sah. Ich wollte sehen, ob er noch lebe.“ „Und du gingst“ — sprach die Frau — „den Bären im Lager zu suchen!“ „Allein! Mit dem Hund! Ohne mich!“ klagte der Knabe. „Und mit dem schlechten Speer!“ schloß die Frau. Lindmuth sprach nicht: sie zwang mühsam das Weinen zurück. „Ja, der Speer! Der war schuld. Sonst wär's ganz wohl gelungen. Als ich an den Höhlenspalt gelangt war, sah ich an der breiten Spur im neuen Schnee: der Bär war kürzlich zu Bau gezogen, sich einzulagern für den Winter. Die Spur war noch frisch: — er hatte sich noch nicht eingeschlagen zu Schlafe. Wie Hofwart in das Loch schnupperte und bellte, erdröhnte bald das Brummen des Hausherrn: ich stellte mich bereit, ihn zu speeren, wann er heraus fahre. Aber so blitzschnell schoß er dem weichenden Hunde nach — ich konnte nicht zielen! Sowie er den Mann sah, ließ er vom Hunde,

der seitwärts sprang. Der Bär erhob sich.“ „O Vater!“ rief Lindmuth. — „Aufrecht kam er auf mich zu, tapfer wie ein Held —“ „Ja, tapfer wie Donar ist sein brauner Hund, der Herr Bär,“ fiel Volkbert ein: „so lehrte mich Heimo.“ — „Brummend, die Vorderbranten zornig aneinander schlagend, kam er heran. Ich muß sagen: er war furchtbar bös. Er hatte wohl gerade den Winterschlaf beginnen wollen. Grimmig sahen die kleinen, feindseligen Augen. Lieber drei Wenden als — den! Also rannte ich ihm entgegegen, faßte den Speer mit beiden Händen und zielte scharf aufs Herz. Aber ein Schlag der linken Brante — der Stoß war abgeschlagen, die Spitze des Speers, der angeschnürte Stein, flog zur Seite, ein nutzloser Holzstumpf blieb mir in der Faust. Ich warf ihn weg und der Bär drang an.“ „Vater, mach ein Ende!“ rief Lindmuth. — „Ich sprang zurück, Aug' in Aug' mit dem Feind, nach dem Messer im Gürtel tastend. Ich griff's nicht gleich. Ich war verloren —! Aber da sprang Hofwart, der treue, mit wildem Gebell das Untier an, entging geschickt dem ersten Schlag der Branten und faß ihm an der Gurgel — und hemmte ihn wacker.“ „Da hättest du doch fliehen können!“ rief die Frau. — „Ja! Vielleicht — vielleicht auch nicht: — sie laufen unglaublich rasch. Aber ich dachte gar nicht daran. Sollte ich Hofwart, den treuen, im Stich lassen? Feiger sein als der edle Hund? Ich fand mein Messer, sprang vor und, wie der Bär den festgebissenen Hund mit der Brante sich von der Gurgel schlug, traf ich ihn in das Herz. Aber im Fallen schlug er noch einmal nach mir. Ich flog in den Schnee. Und ich konnte nicht aufstehen. Ich rief, ich schrie — nach euch — lang! Ich dachte: was wird aus ihnen — wenn ich von hier nicht mehr fortkomme? Das war das Ärgste: ärger als der Schmerz. Und wie ich

nicht mehr schreien konnte — ich wußte, ihr würdet mich suchen! — kam's über mich wie süßer Schlaf. Und wie ich erwachte und die Mutter sah, da dachte ich: wir wären beide im Himmel. — Arme Muthgard, arme Kinder!" Tief aufseufzend wandte er das Antlitz ab. Er dachte daran, daß jetzt, durch seine Wunde, durch sein Siechtum jede Hoffnung durch Schnee und Eis die Friesen rechtzeitig zu erreichen vernichtet war. — —

In den nächsten Tagen ging noch alles leidlich.

Lange Zeit hielt das Fleisch des Bären vor, das von dem Knaben bald allein, bald mit der Frau herbeigeholt ward. Es verdarb nicht: denn es fror in der nun streng einfallenden Kälte: die Schinken und die Tatzen waren Leckerbissen.

Die Wunden Volkfrieds schienen gut, aber langsam zu heilen. Lindmuth erkräftigte sich rasch. Aber auch eines recht großen Bären Fleisch geht allmählich zu Ende, soll es — allein — vier Menschen ernähren. Längst aufgezehrt war die letzte Rinde Brot. Ein paar trockene Krumen verwandte Lindmuth dazu, sie einem armen Vöglein dicht vor der Höhle auf schneebefreitem Platz zu streuen: es war ein Rotkehlchen, das die eine Schwinge gebrochen hatte und vielleicht deshalb im Spätherbst verblieben, nicht mit den andern fortgestrichen war. Es war ganz zahm und zutraulich geworden, hielt sich stets in der Nähe der Höhle, flog dem Mädchen auf dessen Zuruf auf die Schulter, auf die Hand, mahnte auch wohl, ihm Futter zu reichen mit seinem erregten Ruf: „Pitz-Witz! Pitz-Witz!"

Aber es kam der Tag, da Lindmuth ihm traurig sagte: „Ja, Pitz-Witz! Wir haben selbst gar, gar nichts mehr! Auch nicht Ein Krümchen Brot! Und keine trockene Beere

mehr. — Es ist jetzt wohl bald alles aus mit uns und — mit dir." Aber das Vögelein wollte es nicht glauben. „Pitz-Witz!" rief es und flog ihr nach bis an die Höhle.

Achtes Kapitel.

Noch einmal half den Darbenden der Zufall.

Volkbert, der Tag für Tag mit Bogen und Pfeil den Wald durchstreifte, ohne auch nur die Spur eines Wildes zu entdecken, fand in dem Hohlstamm einer Buche versteckt einen reichen Vorrat von Bucheckern, auch von Eicheln und Haselnüssen, die sich wohl ein Eichhorn hier zusammengetragen hatte; jubelnd brachte er seinen Schatz der Mutter, die ihn sorgfältig und sparsam in vier Teile gliederte; Lindmuth gab von jedem Nußkern, den sie aß, ein Stücklein dem Rotkehlchen, das es gar dankbar aufpickte.

Aber auch diese vier Häuflein neigten zu Ende.

Und eines Abends, als die Kinder schliefen, brachte die Frau das lang zurückgehaltene Wort über die Lippen. Sie sah, wie der Mann, dessen Wunden wacker heilten — aber gehen konnte er noch nicht! — sich in dumpfer Verzweiflung verzehrte. Das gab ihr die Kraft zu dem harten Entschluß. Sie ließ sich neben ihm nieder. „Volkfried, Lieber," sagte sie sanft und schob ihm unvermerkt — es war ja ganz dunkel — von ihrem Viertel ein paar der größten Haselnüsse unter seinen Anteil. „Du kannst nun nicht zu den Friesen gehen. Laß mich gehen an deiner Statt. Ich fürchte mich nicht. Ich nehme die Streitaxt mit; die Kinder laß ich dir hier, dich zu pflegen." —

Da schlang der starke Mann, sprachlos vor bitterstem Weh, den Arm um die schöne Frau und lehnte den Kopf an die Schulter und stöhnte tief auf; weinen konnte er nicht.

„Sieh," fuhr sie fort, leise über seine Stirne streichend, „es thut zwar recht weh, dich zu verlassen. Ich weiß ja auch nicht, ob ich . . ob ich zurückkomme. Aber das weiß ich: es ist die einzige Hilfe, die uns von Menschen werden mag. Wohl sind die Dänen nah und nicht schwer zu erreichen, aber — nein! Niemals! Volkfrieds Weib darf nicht zu Herrn Karls Feinden fliehen. Ich weiß: es ist bei Todesstrafe verboten. Schwer lastet mir schon auf der Seele, daß ich gegen des Kaisers Gebot den Gebannten gespeist: ich belade nicht noch mehr mein Gewissen. Ach, wenn ich nächtelang den Himmelsherrn gebeten hatte, sich unser zu erbarmen, dir wenigstens ein Stück Wild vor den Bogen zu schicken und wenn er immer und immer nichts für uns that, dann sagte ich mir wohl, ‚das ist die Strafe *meiner* Schuld.‘ O, wie oft bat ich ihn, mich sterben zu lassen, — mich allein — aber nicht auch euch Unschuldige mit mir zu verderben. — Und deshalb, weil ich schuldig bin, ich allein, muß ich allein auch mein Leben wagen, ob ich uns alle errette. Ich weiß es wohl, der Weg ist . . ."

„Nie legst du ihn zurück! Nicht ich selber käme jetzt durch den von Eis und Schnee bedeckten Wald! Es sind viele, viele Tagereisen bis nach Milindorf. Ja, auch zu den Abodriten, die so viel näher, kommst du nicht durch die tief verschneiten Waldsteige! O mein Weib, mein liebes, treues Weib! Es stößt mir das Herz ab! Um meinetwillen! Nur um meinetwillen mußt du all' das leiden, mußt du hier elend verderben!"

„Um deinetwillen?"

„Ja, weil du mich geliebt, weil du mein Weib geworden. Nein — laß mich ausreden. Ich hab' es so lange denken müssen — immer im Kreise herum, immer dasselbe diese langen Tage, die ich nun hier schon liege: — es ist eine Wohlthat, es einmal auszusprechen. Hättest du, nach deines Vaters Wunsch, dem reichen Grafensohn, eurem Nachbar, der solang, so dringend um dich warb: — er hat dich wirklich geliebt . . .!"

„Ich glaube: ja!"

„Hättest du ihm die Hand gereicht! — Herrlich und in Freuden, reich und vornehm, lebtest du nun irgendwo, vielleicht zu Aachen in des Kaisers Pfalz: und keine von den stolzen Frauen dort, nicht Herrn Karls wunderschöne Töchter selbst, wären schöner, herrlicher als du. Statt dessen sagtest du dem Vater, er könne dich wohl zwingen nach dem Recht, aber nicht in der That: und an dem Tage, da er dich Richwalt gebe, sprängst du in die Elbe. Und doch war Richwalt schön, — sehr schön! — jung, und dennoch schon ein sieggekrönter Held, edelgeartet und viel, ach! viel klüger und geistmächtiger und redegewaltiger als der arme Volkfried, der Herr von ein paar magern Hufen, der Ungeschickte, der nie sagen kann, wie er's meint. Den güterarmen, gedankenarmen, redearmen Volkfried wolltest du haben oder keinen, sagtest du. Aber was zitterst du so? Friert dich?" — „Ja, mich fröstelt. Es war bitter kalt heut Nacht! Aber es geht bald vorüber!" — „Und dein Vater — er hatte der Mutter versprochen in ihrer letzten Lebensstunde, er wolle dich nie wider Willen vermählen: sie kannte ihrer Tochter Herz! — er zwang dich nicht. Er wies den Grafensohn ab. Verzweiflungsvoll, ingrimmig schied der — dein Todfeind und der meine: — du weißt gar nicht, wie tödlich er mich haßt. — Er verließ seines Vaters reichen Besitz, er ging weit,

weit nach Süden: — er ist verschollen. Dein Vater aber wollte wenigstens dem armen Frei-Bauer sein Kind unerreichbar machen. Er verlangte für die Verlobung einen Muntschatz, der . . . —" — „Der ganz unerschwinglich war, für den armen Volkfried, so wähnte er. Und wirklich: Jahre vergingen, — viele Jahre — ich hoffte nicht mehr. Da kam er eines Tages, der arme Volkfried, gesprungen in strahlenden Freuden und trug in seinen beiden Händen seine Sturmhaube und schüttete mir aus derselben einen ganzen Regen von Goldstücken in den Schos und lachte laut — der stille, der ernsthafte, der gemessene Volkfried lachte ganz unbändig! — und rief: ‚das hat der Sorbenkönig nicht gedacht, den ich für Herrn Karl erschlug vor seinem Lederzelt, daß er all diesen Hort für schön Muthgard zusammengeraubt hat.' Und der Vater, —" sie lächelte bei der Erinnerung in all dem Weh der Gegenwart — „machte Augen — so groß! Aber sein Wort mußte er halten: so gab er mich dir. Doch so bitter verdroß es ihn, daß er sein Gut verkaufte und mit all dem Golde davon zog — auf Nimmerwiedersehn! Er soll's zu Metz einer Kirche vermacht haben."

„Auch den Vater hast du mir geopfert! Wie den glänzenden Grafensohn . . . —"

„Und thät's nochmal!"

„O wie dich's schauert!"

„Mich fröstelt noch ein wenig. — Ja, wenn ich alles voraus wüßte: unsere ganze Not — bis auf diese Stunde: ich thät's nochmal und würde doch dein Weib — mit dir zu leben, mit dir zu sterben, du Heißgeliebter!"

Und die verhaltne Frau warf beide Arme um seinen Hals und küßte ihn heiß auf den Mund.

Da, zum erstenmal, traten die Thränen in des

starken Mannes Augen; aber er zerdrückte sie, bevor sie rannen. Und es waren Thränen eines Schmerzes, der da selig macht. Und in der dunkeln kalten Höhle schien es warm und licht zu werden, so glücklich waren die beiden Gatten, ja glücklich im Angesicht des drohenden Todes.

Am andern Morgen war der Streit darüber erspart, ob die Frau die Wanderung antreten solle; sie konnte nicht aufstehen, so groß war ihre Schwäche.

Wochenlang hatte sie, wann nur irgend sie es unvermerkt vermocht, an ihrem Teile der Nahrung gespart und das Ersparte den andern, ohne daß sie es ahnten, zugesteckt; das Fieber rüttelte sie jetzt mit kaltem Schauer, während ihre Schläfen glühten; sie redete irr.

Volkfried hüllte sie in das Bärenfell; er schüttelte den Kopf: „Gott im Himmel, hilf! Oder mach' ein Ende. Aber rasch! Auch mit den Kindern." —

Da legte sich eine leichte Hand auf seine Schulter. „Vater," sagte Lindmuth, „nicht verzagen. Ich habe gestern Nacht — ich konnte nicht gleich schlafen — gehört, was ihr spracht: — nämlich das von der Wanderung zu den Friesen oder zu den Abodriten. Nun kann die arme Mutter nicht gehen. Ich will gehen. Und Volkbert. Jedes für sich allein. Ich habe ihm alles gesagt: wie wir verloren sind, alle vier, wenn keine Hilfe geholt wird. Er sieht es ein. Er will ganz wie ich. Kommt eines von uns . . . vielleicht . . . nicht zurück, dringt doch . . . vielleicht . . . das andere zu Menschen durch. Zu den Dänen gehen wir nicht. So bitten wir um Urlaub, zu gehen."

„Ich gehe zu den Friesen," rief Volkbert herantretend, „weil das der bösere Weg; Lindmuth geht zu den

Abodriten. Ich nehme die Streitaxt, die Schwester nimmt das Messer: — aber sieh nur, Lindmuth — sieh — den Vater — er sinkt um." — „Er ist eingeschlafen. — Oder — wieder! — unmächtig. Nun sind sie beide stumm. Vater! Liebe Mutter! Wacht auf! Sagt doch, daß wir gehen dürfen!" Sie rüttelten beide an den Schultern, sie riefen laut in ihre Ohren —: aber die beiden Gatten blieben stumm, ihre Augen geschlossen. „Komm, Lindmuth," rief der Knabe. „Wir können nicht warten bis sie erwachen. Komm! Es eilt." „Warte nur noch, bis ich sie ganz zugedeckt habe, beide: die Mutter auch noch mit des Vaters Mantel. Und hierher — dicht neben beider Hände — die letzten Nüsse, daß sie leicht danach greifen mögen. — So! — Nun, lieber Himmelsherr, behüte du unsere armen Eltern!"

Sie folgte dem Bruder aus der Höhle.

Sowie sie heraustrat, flog ihr das Rotkehlchen auf die Schulter.

„Leb wohl, Schwester," sagte Volkbert und gab ihr die Hand. „Ob wir uns wohl wieder sehn? — Dort steht die Morgensonne — dort ist Osten: das ist dein Weg. Ich geh gerade aus — hinweg von dir — nach Westen, zu den Friesen. Knicke die Zweige an den Büschen, wie du schreitest, damit du dich mit helfenden Menschen zurückfindest zur Höhle: — die Fußspuren könnte frisch fallender Schnee bedecken."

„Leb wohl, Bruder! Der wache Schutzengel schwebe über deinem Haupt!"

Der Knabe schwang die Streitaxt auf die Schulter und sprang davon, ohne umzusehen.

Lange blickte ihm die Kleine nach; dann bekreuzte sie Stirn und Brust und schritt mutig der steigenden Sonne entgegen.

Es war nicht kalt. Aber der Schnee begann in dichten, dichten Flocken zu fallen; sie achtete nicht darauf. Sie stapfte fort, ohne Weg, ohne Steg. Das Vöglein flog ihr neugierig nach von Busch zu Busch: wo immer es aufhüpfte mit dem leichten Gewicht, stäubte doch der Schnee auf und rieselte von jedem Ästlein. Und immer dichter, immer dichter, geräuschlos, — kein Lüftchen regte sich — immer dichter fiel der Schnee. — —

Drittes Buch.

Erstes Kapitel.

Im Grenzwald, fern von der Höhle der Gatten, bewegte sich ein langer Zug von Männern, Rossen, Wagen, auf der alten, der einzigen fahrbaren Straße, die von den Abodriten quer durch Sachsenland gen Friesland führte.

Ein ganzer Troß von abodritischen Knechten zog voraus, mit dreieckigen Schlittenkarren und breiten Holzschaufeln, den Schnee, wo er zu weich war, den Tritt von Roß und Mann zu tragen, zur Seite zu schieben und zu schaufeln. Manche ihrer kleinen zottigen Gäule hatten hellklirrende Blechklappen in Mähne und Schweif gebunden: die Gefahr für den einzelnen, abzukommen von dem erst zu findenden Weg und den Genossen, war groß.

In weitem Abstand folgte eine Schar wohlgewaffneter Reiter: es waren Sachsen aus Ostfalenland; nur der graubärtige Befehlshaber der Krieger war ein Franke. Hinter ihnen wurden von gar gleichmäßig schreitenden Maultieren zwei reichgeschmückte Sänften getragen: leichte hölzerne Tragsessel, mit hoher hölzerner Rückwand, auf den drei andern Seiten verschließbar durch Ledervorhänge an zierlichen Gestellstangen; der Sitz war mit Polstern, der Boden hochauf mit Pelzen belegt.

Aber die beiden Sänften waren leer. Die beiden

Führer des Zuges, denen offenbar die Sänften dienen sollten, hatten es vorgezogen, bei dem Aufbruch nach dem letzten Nachtlager — in den Zelten des abodritischen Häuptlings an der Grenze — zu Pferde zu steigen: der helle Sonnenschein lud dazu ein, der Schneefall hatte am frühen Morgen noch nicht begonnen.

Der jüngere der beiden Anführer war ohne Zweifel der viel vornehmere. Er ritt daher zur Rechten; er trug bischöfliches Gewand und zog manchmal aus der reichgestickten Ledertasche, die er auf der Brust trug, ein Pergamentblatt, las darin andächtig und sagte das Gelesene halblaut betend her.

Sein viel älterer Begleiter, der ihm zur Linken ritt, war ein schlichter Kriegsmann; seine Waffen waren gut, aber ohne Schmuck; ein langer, schöner weißer Bart wallte bis auf den breiten Schwertgurt; sein mächtiger Hengst schien doch schwer zu tragen an dem wuchtigen Reiter, der den Bischof um mehr als Hauptes Länge überragte und sich, trotz seiner Jahre, stolz aufrecht hielt im Sattel; das Roß war silberweiß wie des greisen Reiters Bart; es schien auch schon sehr alt. Den rundlichen Kopf schmückte noch reichlich das schöne weiße Haar, stark und gerade war die Nase, die sehr großen Augen blitzten in ungeschwächter Klarheit und Schärfe.

Den Schluß des Zuges bildeten mehrere Wagen, jeder von vier, auch von sechs Rossen gezogen, mit Lebensmitteln und Reisevorrat jeder Art reichlich beladen, begleitet von einer zweiten Schar wohlbewaffneter Sachsen zu Pferd und zu Fuß.

Nach langem Schweigen steckte der Bischof mit einer ungeduldigen Bewegung das Pergament wieder in die Buchtasche und warf einen raschen Blick auf seinen Begleiter. „Ich kann nicht mehr beten — nicht immer beten,“ rief

er und sein dunkelgraues Auge loderte. „Ich muß so viel an Euch denken, Graf. An unser langes, langes Gespräch von gestern Nacht. Und . . . ja, eben an Euch. Es ist wunderbar. Ich, der Priester, habe Euch, dem Laien, gebeichtet. Ich staune über mich selbst; das heißt: in Wahrheit über Euch. Ich bin verschlossen, hart, wie der Felsen Petri, hat der heilige Vater, Leo selbst, einmal von mir gesagt. Keinem Menschen als etwa meinem Beichtiger, falls die Qual, die brennende Qual zu heiß ward, das rasende Verlangen als arge Sünde mein Gewissen allzuschwer belastete, habe ich's gesagt! — Ja, auch in der Beichte habe ich — Gott vergeb' es mir! — niemals so offen, so hingegeben mein Herz aufgedeckt wie Euch, Graf Francio, — dem Laien, dem Fremden. Erst vierzehn Tage kenn' ich Euch — seit der Herr Kaiser uns zusammen auf diese Fahrt geschickt hat — und gestern hab' ich Euch so tief in meine Seele, in meine Schmerzen, in meine Sündenschuld, blicken lassen, wie nur Gott bisher geschaut hat. Ihr habt eine Macht über mich —! Wie ich sie bisher keinem Sterblichen gegönnt hatte. — Gleich zuerst, als ich in Euer leuchtend Auge sah — Euch muß ich vertrauen, wie — wie —"

„Wie der Sohn dem Vater," sprach der Alte und schlug das lebhafte, himmelblaue Auge auf. „Oder der Enkel dem Ahn. Könnt' ich doch fast Euer Großvater sein, Herr Bischof. Denn Ihr seid sehr jung, fast allzu jung, — will es scheinen! — für Eure hohe, pflichtenschwere Würde. Groß müssen Eure Verdienste sein, daß der Herr König von Italien und der heilige Vater Euch in so frühen Jahren schon zum Bischof gemacht haben."

„Ja, es ging nicht ohne Widerstand ab. Der Herr Kaiser wollte lange nicht." „Der Alte mischt sich in alles," brummte der Graf leise in den Bart. Aber der

andere hatte es doch verstanden; er zog den Zügel an, das Roß hielt: „Hört, Graf, das ist das einzige, was mir an Euch mißhagt. Wiederholt habt Ihr in diesen Wochen von dem Herrn Kaiser gesprochen, wie man von ihm nicht sprechen soll." Der Graf trieb seinen Hengst, den er ebenfalls angehalten hatte, wieder an. „Hei, ich kenn' ihn eben besser als Ihr." — „Ein wunderbarer Mann ist dieser Kaiser. Kaum faßlich ist, wie solche Fülle von Gedanken, von Plänen, von Sorgen zugleich Raum finden mag in diesem Einen Haupt." — „Von Sorgen? — Ja, da sprecht Ihr wahr. Glaubt mir nur: — er wäre oft viel lieber der ärmste Freimann in seinem weiten Reich, als dieses Reiches Kaiser. Und gerade jetzt — —!" — „Hat er jetzt schwerere Zeit als sonst?" „Freilich. Das wächst, das wächst von Jahr zu Jahr. Denn immer weitere und weitere Kreise zieht die Macht des Reiches um ihn her. In jungen Jahren, — da hat es ihn gefreut: — denn in das Maßlose, in das Ungemessene strebt sein Geist nur allzusehr! — Wenn immer wieder von neuen Völkern und Fürsten Gesandte eintrafen in seiner Pfalz: — Bitten, Wünsche, Hilferufe, auch wohl Forderungen und Drohungen überbringend, — das schmeichelte seinem Stolz, beglückte seine Thatengier! Hei, nun hat er's! Hat nun die Folgen, der Alte! Nun kann er sich der Fülle kaum mehr erwehren. Geschieht ihm recht!" brummte der Graf und strich den langen Bart. „Er konnte ja nie genug Arbeit, Kampf und Ruhm haben. Aber jüngst — in der letzten Ratsversammlung — ward's ihm doch allzuviel." — „Was beschäftigte ihn denn?"

„Nun: nur Europa, Asia und Afrika! In Italia schlägt sich sein Sohn Pippin mit Benevent und mit dem falschen Dogen von Venedig. In Hispania ringen seine Markgrafen mit den Arabern zu Land. Araber zur See

— Raubschiffe — plagen die Christen auf den fernen Inseln: — der Alte rüstet Schiffe zu deren Schutz: die Franken fechten jetzt zur See bei Eilanden, deren Lage der Kaiser erst bei Freund Alkuin erlernen mußte! — er weiß kaum die Namen alle auswendig! — Im Osten wehrt sein Sohn Karl die Avaren ab. Hier, im Norden, drohen Dänen und Wilzen sich zu verbinden: — der König Göttrik schickt ihm freche Worte, wirklich allzufreche! In Asia aber ruft der Patriarch von Jerusalem seine Hilfe an zum Schutz des heiligen Grabes und der Pilger: — der Statthalter des befreundeten Kalifen Harun in Afrika erbittet Hilfe wider den Omaijaden von Cordoba, der ihn von Hispania her bedroht. — Und der neidische, eifersüchtige, von uralt eingerostetem Hochmut aufgeblähte Imperator zu Byzanz weigert ihm immer noch die Anerkennung als Kaiser. Das wurmt den Alten schwer!" — „Ich weiß es." — „So? — Woher?" — „Vom Papst und von König Pippin. Und ich habe — mit meiner schwachen Kraft — versucht, ihm dies Ziel erreichen zu helfen." „Ihr?" — Der Graf hielt das Pferd an und sah erstaunt auf den Bischof hernieder. „Was habt Ihr gethan?" — „Eine Staatsschrift ausgearbeitet, die Kaiser Nikephoros zeigen muß, wie sein eigener Vorteil nicht minder als das Recht und das Heil der ganzen Christenheit erheischen, daß er Herrn Karl als seinen kaiserlichen Bruder anerkenne." — „Und diese Schrift?" — „Haben der Papst und König Pippin nach Byzanz geschickt." „Hinter des Alten Rücken!" grollte der Graf und sein blaues Auge blitzte. — „Jawohl! Das Nein trifft dann nur mich, nicht ihn. Das Ja . . . —" „Hei," lachte Graf Francio bitter, „Ihr seid ein feiner Kopf, Herr Bischof, aber das setzt Ihr niemals durch! Niemals! Der Alte hat die Hoffnung aufgegeben. — All' diese Wolken ziehen sich zur Zeit drohend über seinem

Haupt zusammen. Ich mein', er hat Ursache zu seufzen: ‚O, Herr Christus, du gabst mir ein recht mühereiches Amt!'" — „Alles, was Ihr da von Herrn Karl erzählt, erhöht nur meine Bewunderung für ihn." — „So? — Dann hab' ich's schlecht gemacht! Nicht meine Absicht!" — „Nein! Wahrlich nicht. Ihr seid nicht sein Schmeichler, sein herber Tadler seid Ihr. Aber gegen Euren Willen müßt Ihr für ihn zeugen. — Und so hatte der Geistgewaltige auch ganz recht — ich kenn' ihn gar nicht! Und mein heißester Wunsch — seit Jahren — ist es, einmal dem Herrlichen in das Auge zu schauen — recht hatte er, als er nicht ohne weiteres meinen Lobspendern glaubte. — Ihr wißt es jetzt, wie sehr recht! Kennte der heilige Vater mein Geheimnis, wie Ihr es kennt, — er hätte mich noch nicht zum Bischof vorgeschlagen. Ich sträubte mich auch dagegen." „Hei, das ist also üblich bei euch demutreichen Herren," schmunzelte der Alte mit einem gutmütigen, geistüberlegenen Lächeln, das ihm sehr schön ließ. — „Mir war es Ernst! Aber der Papst befahl, der König Pippin wünschte und . . . —" — „Der Alte zu Aachen gab zuletzt nach! — Wie gewöhnlich!" — „Ich glaube jedoch: ganz hat der Kaiser sein Mißtrauen gegen mich noch nicht überwunden." „So? Woraus schließt Ihr das? — Wie das schneit!" Er schüttelte die dichten Flocken von dem blauen Mantel ab, der ihm das Brustwams von Otter und Zobel bedeckte. — „Aus dieser Fahrt als Königsbote, die er mir aufgelegt hat. Ungewöhnlich ist es, einen Bischof aus dem italischen Reich als Sendboten im Frankenreich zu verwenden, vollends hier im fernsten Sachsenland." — „Vielleicht weiß er, daß Ihr aus diesen Gauen stammt." — „Unmöglich! Er hat mich nie gesprochen. Wie sollte er . . .?" — „Hei, es ist sonst nicht viel zu loben an dem Alten . . . ." — „Herr Graf!" —

„Aber eins ist wahr: ein Gedächtnis hat er für Namen und Menschen und Menschengeschicke, daß er oft selbst darüber staunt. König Pippin wird seinem Vater über Euch geschrieben haben.“ — „Ich glaube vielmehr: der kluge Herrscher hat in diesem Auftrag ein ganz unauffälliges Mittel gefunden, mich vor sein Angesicht zu ziehen.“ „So? Meint Ihr? — Ei, ei, wie das schneit!“ Und er schüttelte den breiten etwas kurzen Nacken und das silberweiße Haar, das aus der schlichten fränkischen Sturmhaube auf den Mantel niederquoll.

„Er selbst verläßt ja den Palast zu Aachen nur noch selten.“ — „Gar nie mehr. Bequem ist er worden! Allzubequem!“ — „Er also kommt nicht mehr über die Alpen zu mir nach Arezzo . . . —“ „Schwerlich!“ lachte der Graf. „Mich ausdrücklich an seinen Hof laden, um mich zu prüfen, das vermeidet er wohl.“ — „Warum?“ — „Er will den heiligen Vater und seinen Sohn Pippin nicht durch solches Mißtrauen kränken.“ — „Ihr traut ihm zuviel Rücksicht zu. Er ist gar grob.“ — „Aber jeder Königsbote muß nach Vollführung seines Auftrags Herrn Karl Aug' in Auge Bericht erstatten: — also muß ich alsbald vor ihn treten.“

„Ihr seid klug — wie ein rechter Bischof sein soll. Nun ja! Es mag was daran sein. — In der Pfalz zu Aachen ward soviel erzählt von Eurer scharfen Strenge! — Nicht umsonst heißt Ihr Acerbus.“ — „Ihr wißt jetzt, weshalb ich diesen Namen angenommen!“ — „Zumal von Eurer unerbittlichen Schärfe, — wie gegen Euch selbst, so gegen alle Geistliche — bei jeder kleinsten Verfehlung des Fleisches. Das hat den Alten — vielleicht — mißtrauisch gemacht. Es ist wider Menschen Art, daß ein Mann in voller Jugendkraft — Ihr seid noch nicht vierzig! — gar nichts verspürt gegen alle Weiber.“ — „Ihr wißt ja

nun ....“ „Ja, ich weiß! Aber nicht der Alte! Und der —: der glaubt nicht leicht an so was. Wißt Ihr warum? Nein? So will ich's Euch sagen: weil er selber in diesen Dingen ein recht arger Sünder gewesen ist, seit ihm der erste Flaumbart sproßte, und geblieben, bis er im Silberbarte ging. Gott sei ihm gnädig,“ brummte der Graf und schlug ein Kreuz über seine breite Brust. — „Ihr sollt nicht so von ihm sprechen. Ihr dürft nicht.“ — „Ich darf.“ — „Weshalb?“ „Hei,“ schmunzelte der Graf, und ein lustiges Leuchten flog über das heitere Antlitz. „Weshalb? Schnurrige Frage! Weil ich in keiner Schlacht gefehlt habe, in die er ritt. Oft hab' ich ihn mit meinem Schild gedeckt wie mich selbst, manchen Sachsenspeer hab' ich ihm abgewehrt. Aber auch seine Liebschaften kenn' ich wie — kaum ein anderer. Ich hab' ihn nur allzulieb, bin oft allzuschwach gegen den Alten gewesen. Ich darf auf ihn schelten: es meint's doch kaum einer besser mit ihm. Zumal seit Markgraf Roland fiel bei Ronceval! Und Gerold, der greise Held von Bayerland! — Und sie — Frau Hildigard! — ihm starb.“ Ganz langsam, schwer und traurig sprach das der Graf zu Ende, der in scherzendem Tone begonnen hatte.

Erstaunt sah der Bischof zu ihm hoch empor. „Verzeiht mir eine Frage —!“ — „Die Frag' ist frei. Aber die Antwort auch!“

„Wie kommt es, wenn Ihr dem Kaiser so nahe steht ...“

„Daß ich es nicht weiter gebracht habe?“ lachte der Alte aus vollem Halse. „Ja, ich gab mir alle Mühe. Aber es ging nicht höher hinauf! Kaiser von Byzanz wollte ich einmal werden...! Die Wahrheit ist: der Alte kennt mich so genau wie ich ihn. Er kennt auch meine Fehler. — Nun also: er hat vielleicht Eure viel gepriesene Blindheit für alle Weibesschöne und die furchtbare Strenge,

mit der Ihr an andern bestraft jede Schwäche gegen die holden weißen Leiber, für eitel Heuchelei gehalten.“ — „Ihr wißt nun ...“ — „Ja ich! Aber der Alte! Und so was kommt vor bei Euch frommen Herren. Gerade um die eigenen schweren Laster zu decken, wüten sie gegen die leichten Verfehlungen anderer. Kommt vor, kommt vor!“ „Ich aber! — Hab' ich doch an mir erfahren, wie Jahre und Jahrzehnte hindurch die Liebe — nicht nur das heiße Verlangen der Sinne! — auch den Priester des Herrn bei heiligstem Willen beherrschen kann, seine Tage, seine Nächte mit wachen Qualen füllen. — Wie? Wenn ich unerbittlich — ob ach vergeblich! — die edle Liebe mir aus dem Herzen reißen wollte und darüber schier dies Herz selbst mir ausriß, — ich sollte dulden, daß die meiner Obhut Befohlenen nicht einmal die elende Wallung des Blutes meistern könnten? Ich sollte der so heilig — ob auch so heiß! — Geliebten entsagen müssen und die andern sollten dem tierischen Triebe fröhnen? Wehe den Elenden!“ rief er nun laut und grimmig. „Diener des heiligen Geistes sollen sie sein: und sind Knechte des Fleisches.“

Der Graf sah ihn sinnend an aus seinen großen seelendurchdringenden Augen: „Ihr seid ein armer Mann! Und ein edler Geist. Aber Euer grausam Geschick hat Euch bitter gemacht im Gemüt! — Ja, ja! Die Liebe ist stark — wie Zauber,“ schloß er ernst. „Hat doch sogar der große Kaiser,“ bestätigte der Bischof, „solchen Zauber gespürt. Oder ist es nicht wahr, was die Sänger schon singen von ihm und von seiner schönen Königin Hildigard? Die soll er am meisten geliebt haben von seinen vielen Frauen und ... —“ — „Freundinnen. — Es ist nicht wahr.“ — „Wie? Er hat nicht Hildigard am meisten geliebt?“ Der Graf beugte die Sturmhaube bis tief auf die Mähne des

Rosses, schüttelte den unablässig rieselnden Schnee ab und besserte am Zaumzeug. „Geliebt hat er nur Hildigardis,“ sprach er ohne aufzusehen. „Die andern —? Er ist schwach, und sein Blut war sehr heiß.“ — „Nun also! Man sagt, er habe sich wochen- und mondelang nicht trennen können von der schönen Toten. Heer und Reich habe er darüber versäumt. Er saß Tag und Nacht bei der holden, durch fremde Künste schön erhaltenen Leiche. Sie habe einen Zauberring an der rechten Hand getragen, der ihn an sie bannte.“ — „Sie brauchte dazu keines Zaubers.“ — „Bis ein frommer Bischof, Tilpin von Reims, ihn von dem Bann erlöste, indem er der Leiche den Ring vom Finger streifte und in den See bei Aachen warf. Ist das wahr?“ — „Nein. — Hier ist der Ring. Ich zog ihn ihr vom weißen kalten Finger und sprach zu dem Herrn Kaiser: ‚Du gehörst deinem Volke, sie selber will es so.‘ Da hat er mir den Ring angesteckt. Ich trag' ihn zum Gedächtnis jener Stunde. Ich zeig' ihn Herrn Karl, wenn er sie vergessen will; sie — oder seine Pflichten.“ — „So würde er auch mich verstehen! Den Zauber, den meine Liebe, meine Trauer um die Verlorne mir aufzwingt! Ja, er würde mich verstehen!“ — „Ich glaube, ja. Aber er würde doch strenge sagen: ‚mach's wie ich! Brich den Zauber. Du gehörst deiner Kirche — wie ich meinem Volke. Entsage!‘“ — „Ich thu's ja! Ich muß wohl! Aber ich gestehe es: mir graut vor der alten Heimat. Ich werde zwar — die Heiligen wollen's gnädig abwenden! — weder sie noch ihn wiedersehen.“ — „Wer weiß!“ — „O nein! Wer weiß vielmehr, was aus ihnen geworden ist, wohin sie geraten sind! Viele zehntausende von Sachsen sind seither gefallen. Viele andere zehntausende hat mit Weib und Kind Herr Karl ausgehoben aus der Heimat, sie verstreut über alle seine weiten Lande. Aber schon wenn ich

die braune Heide wiedersehe, den Hof ihres Vaters und den Wald, in den ich den Verhaßten zum Zweikampf geladen auf Leben und Tod . . .": jetzt schossen Lohen in die bleichen Wangen des edeln, fein geschnittenen Angesichts und aus den sonst so gebändigten Augen sprühten heiße Blitze tödlichen Grimmes. Er strich sich wild das dunkelbraune Haar aus der Schläfe. Es zuckte um die ausdrucksvollen Lippen des ganz glatt geschornen Mundes.

„So?" fragte der Graf gedehnt, scharf hinüberblickend. „Das habt Ihr mir gestern Nacht nicht erzählt." — „Wozu? — Ja, nachdem mich der Vater endgültig abgewiesen, mir gesagt, daß sie des Bauernsohnes werden wolle oder keines Mannes — da lud ich, der Edling, ihn zum Todesgang nach altem Sachsenrecht! — Und er — der Elende! — schlug es aus!" — „Aus Feigheit?" — „Nein! Das darf sogar mein Haß nicht sagen. Er kannte keine Furcht: er zählte zu Herzog Widukinds Gefolgschaft." „Das genügt," sagte der Graf sehr ernst, mit dem gewaltigen Haupte nickend.

„Er kämpfte wie ein Held bei Detmold und am Hasefluß." — „So? — Dort? — Da hätten sie den Alten — fast — geschlagen. — Und erschlagen dazu. Aber Gott half!" — „Dort ward er gefangen." — „So? — Den Namen könnt Ihr mir jetzt auch wohl sagen." — „Volkfried." — „Der? — Ich kenn' ihn gut!" — „Woher?" „Je nun —" der Alte stockte und schmunzelte — „Ich stand eben auch dabei, als Herzog Widukind die Taufe nahm zu Attigny. — Da nahm sie auch Volkfried, den ich in der letzten Schlacht — recht nah! — gesehen bei dem Alten. Ein treuer Mann: — Gott und Herrn Karl getreu." „Ja nur zu sehr!" knirschte der Bischof. „Er antwortete mir auf meine Kampfforderung: „Herrn Karls Recht hat das verboten." — „Ihr wußtet das nicht?" „Wohl

wußte ich's. Aber" — der Bischof ballte die Faust wie um einen Schwertgriff und hob sie in die Luft — „alle Rechte Karls hätt' ich gebrochen, dem Mann das Haupt zu spalten, den sie liebte. Und heute noch! O daß ich sie Euch schildern könnte! Hinter einer ruhigen Stirn eine Welt von Liebe! Wie soll ich sie Euch malen? Sie ist . . . . . wie in der Peterskapelle — in Rom — der römische Gesang —! Wart Ihr jemals in Rom, Graf Francio, und hörtet den Gesang?" — „Ich war in Rom und hörte den Gesang." — „Wohlan! — An sie — an sie allein muß ich immer dabei denken." — „Sünder! — Weshalb?" — „Der wunderbare, der berauschende Zauberreiz ihrer — versteht Ihr griechisch?" — „Schlecht! — Aber ein wenig hab' ich bei Paul, dem Sohne des Warnefried, mitgelernt, als der des Kaisers Tochter unterwies."

„Ihrer Harmonia! — Das ist's! Die Harmonia! Wie bei jener vielhundertstimmigen Musik und dem Dazwischenklingen der Orgel aus Byzanz der Zauber seligen Wohlgefühls darauf beruht, daß jedes Kleinste, jeder leise Hauch der Stimmen gerade so, genau so und nicht ein Geringstes anders ist und alles völlig ineinander stimmt: — das Kleinste anders und der Zauber wäre hin! — so ist die Schöne dieser heiligen Frau. Alles an ihr, bis aufs allermindeste — wie ihr das Haar am Nacken angewachsen ist! — muß so sein, wie es ist. Sonst wäre die „Harmonia" nicht mehr. Und fehlte nur der kleine leise Zug am Ende ihrer Mundwinkel, wann sie zu lächeln beginnt — selten genug hab' ich sie lächeln gesehen! — aber sah ich das, ging strahlend mir der Himmel auf." Er hielt erschöpft inne, so leidenschaftlich hastig hatte er gesprochen.

„Ihr seid ein arger Sünder! Seid krank! Seid wahnsinnig! — Aber: — Ihr wißt, was Liebe ist."

„Und könnt' Ihr es fassen, daß solche Liebe Gegenliebe nicht erzwang?" — „Solche Fragen sollte ein Bischof nicht fragen."

„Ihr Mann! Nun ja! Er ist ein Mann, ein Held sogar. Ein Jahr älter als ich, nicht schöner als ich — — war. Ich bin gegen ihn . . . —" — „Vor allem seid Ihr sehr eitel." — „Ein Adler gegen den Falken! Ein Blitzstrahl gegen das Herdfeuer." — „Sie zog das Herdfeuer vor. Mit Recht!" — „Mich verschmäht sie — ihn erzwingt sie sich! Warum? Warum?" „Für einen Adler und so gescheiten Bischof fragt Ihr herzlich dumm. Weil sie ihn liebt und Euch nicht. Schweigt! Sonst leidet meine wirklich gute Meinung von Eurem Verstand," rief er laut, fast unwillig. — „Armer Mann!" flüsterte er leise in den weißen Bart. Aber der Bischof fuhr fort: „Wie meine Liebe, lodert noch mein Haß! Ich bring' ihn um, wenn ich ihn treffe, ihn, der all' mein Leben zu einer grausamen Qual gemacht hat. Ah, an ihrer Seite! Vater ihrer Söhne! Ein Graf, ein Herzog wär' ich geworden, keinem der Paladine weichend an des Kaisers Hof. Ein Mann vor allem! Jetzt bin ich ein — Priester! Ein Verstümmelter! Ein Knecht der Bücher!"

„Ein Diener des Herrn, des Heiligen, Allmächtigen, gegen den Karl und seine stolzen Paladine elendes Gewürm im Staube sind," rief der Graf mit dröhnender Stimme. „Schweigt, sag' ich Euch! Mir widerspricht man nicht! — Nämlich," fuhr er, nach einer Weile sich sammelnd, fort, „wenn man so jung ist im Vergleich mit mir. — Ich will Euch noch mehr sagen. Der Alte hat mir's selbst vertraut: ja, er will Euch kennen lernen zu Aachen: — Ihr ahntet richtig. Einmal, weil er Eurer maßlosen Strenge mißtraut. Dann aber —" und hier ward die Stimme väterlich mild — „weil er erforschen will, wie es kam, daß ein

Mann Priester ward, der einer seiner allerbesten Helden zu werden verhieß ... —" — „Herr Graf!" — „Schweigt, wenn ich rede! Ich weiß es. Von wem? Vom Kaiser weiß ich es. Ihr habt in jungen Jahren gegen Dänen und Wilzen, gegen Sorben und Linonen so heldenhaft gefochten, ja als Feldherr kleine Scharen so meisterlich geführt, daß Euch der Alte ein Herzogtum schon zugedacht hatte: — da kam die Nachricht, Ihr seid ein Mönch geworden! Es verdroß ihn damals in seiner sündhaft weltlichen Sinnesart. Aber das kann ich Euch sagen: wenn er ernst nachdenkt, stellt er einen Bischof wie Ihr seid — trotz Eures Geheimnisses! — als einen Diener Sankt Peters hoch über jeden Herzog seines Reichs, der nur dem Kaiser dient. Das merkt Euch! Klagt nicht mehr, daß Ihr dem Himmel statt dem Hofe dient! Des gedenkt alle Zeit, Herr Richwalt von Arezzo! — Seht, hier gabelt sich unser Weg: — ich laß Euch die Hälfte der Krieger, der abodritischen Knechte, der Rosse und der Wagen. Ihr zieht gerad' aus: nach Nordwesten, in den Nord-Eidergau; in Heidhof sollt Ihr dort Lager halten, gebot der Alte. Ich biege ab gen Süden, in den Süd-Eidergau. In Welandsfleth — südlich von Esesfeld — treffen wir wieder zusammen: wer früher eintrifft, wartet des andern. — Ei, ei der Schneefall! Unablässig flutet das herab! Hügelhoch! Die Knechte können kaum die Straße frei schaufeln. Wir haben's gar nicht recht geachtet im Eifer des Gesprächs. Ihr solltet vom Sattel steigen und in der Sänfte Euch bergen." — „Thut Ihr's doch auch nicht, Graf!" — „Hei, ich! Mich hat der Himmelsherr auf Erden nicht in einen Kasten sperren wollen, aufs Roß hat er mich gesetzt. Da reit' ich denn für ihn, solang ich Sattel halten mag. Auf Wiedersehn, Herr Bischof! Die Liebe, die reine Liebe laßt in Gottes Namen in Eurem Herzen,

bringt Ihr sie nicht heraus. Aber den Haß, — den erstickt! Das bitt' ich mir streng aus — im Namen Gottes nämlich und des Kaisers. — Nun trabe, treuer Tenzendur, weiß wie dein Herr vor Alter," flüsterte er dem Roß ins Ohr. „Trabe durch den Sachsenschnee. Wir kennen ihn: — weiß und — rot!"

Zweites Kapitel.

Der Führer der abodritischen Knechte konnte in der nordelbingischen Mundart sich verständlich machen: er wiederholte die Mahnung an den Bischof, in der Sänfte Schutz zu suchen vor dem gewaltigen Schneegestöber: „Wir können nicht rasch genug für die Wagen die Bahn frei schaufeln. Seht nur, alles wird zugedeckt, die Tiefen wie die Höhen. Wenn Ihr, hochheiliger Herr Bischof, in der Sänfte eine Weile warten wolltet . . . —" Aber Acerbus gab dem Roß die Sporen: „Ich kann nicht ruhn! Ich reite voraus. Kommt nach!" Und scharf sprengte er voran. „Mein Blut tobt! Das Herz will mir springen! Diese Unterredung hat alles in mir aufgerührt, hat geweckt, was ja doch nicht tot, nur mit Mühe eingeschläfert war: Liebe und Trauer. — Und Groll? Nein, Haß, tödlichen Haß! Auch gegen sie. — Beten? — Ich kann nicht! Es hilft nicht. Reiten und rennen! Der sausende Wind wilden Rittes, — der wird mir gut thun! O ging es in die Schlacht —! Stünde er dort in Waffen vor dem Walde!" — — Und schneller, immer schneller ritt er, so rasch das schäumende Tier in dem fußhohen Schnee vorwärts kommen mochte. „Muthgard, Muthgard!" rief der

starke gequälte Mann in die schweigende Schneelandschaft hinaus. „O weißes blondes Weib, warum kann ich nicht los von dir?"

Da strauchelte das keuchende Roß und fiel vornüber, tief einbrechend durch die Schneekruste; flink war der Reiter aus dem Sattel und half dem Tiere empor; aber es blutete am linken Vorderfuß, die scharfe Eiskante unter der Schneehülle hatte eingeschnitten. Mit dem wilden Jagen war es vorbei. Er nahm das Pferd am Zügel und schritt langsam, langsam vorwärts.

Da brach die Sonne wieder durch das weißgraue Gewölk: das Schneetreiben ließ allmählich nach; freier ward der Ausblick. Acerbus machte Halt: er sah um sich her. „Alles weiß, alles ebenmäßig zugedeckt wie mit einem großen, weißen Bartuch: still, schweigend, kein Leben ringsum — kein Tierlaut seit vielen Stunden. — Horch! Was ist das? Da links — neben der Straße taucht etwas auf. Ein Vögelchen? Ja, ein ganz kleines. Dort — auf jenem kleinen sanftgewölbten Schneehügel! — Es fliegt auf —! Aber sieh, es fliegt immer wieder darauf zurück. Wieder! Pitz-Witz! Pitz-Witz! Armes Tierlein, du mußt ja hier verhungern. Wieder auf dem Schneehügel? Was ragt da — bräunlich — aus all dem Weiß? — Was liegt unter dem Schnee?"

Er ließ das Pferd stehen und sprang ein paar Schritte zur Seite, nicht ohne einzusinken bis über das Knie in den frischgefallenen, ganz weichen Schnee, den der leise, aber unablässig wehende Wind hier zusammengetrieben und hoch gehäuft hatte.

Nun flog das Vöglein weiter davon, aber gar nicht weit: auf einem Busch am Wege ließ es sich nieder: — der Schnee schüttete dicht zu Boden bei seinem leisen Aufsitzen: neugierig drehte es das Köpfchen zur Seite und

sah zu, was der Mann da schaffen werde. Acerbus aber kniete schon neben dem leicht gerundeten, länglichen Hügel: „Ein Stück Bärenfell. Ein Mantel! Ein Mensch hier verschüttet. Ein Weib. Hier das Herz: — es klopft noch. Hier der Kopf — sie regt sich! Gleich, gleich! Du bist gerettet!“ Er hob die schlanke Gestalt empor, den Schnee mit beiden Händen von Mund und Hals hinwegschiebend. Er richtete die Wankende auf, er lehnte sie an seine Schulter, er strich die letzten Schneemassen von ihrem blonden Haar, — er sah ihr nun ins Antlitz, sie schlug die Augen auf. „Muthgard!“ schrie er. „Du . . . !“

Er zitterte am ganzen Leibe, er sprang einen Schritt zurück von ihr.

Das Kind sah verwundert zu ihm empor: „Wo bin ich? Noch nicht im Himmel? Ich träumte so schön.“ — „Ist es deine Seele? Bist du gestorben und erscheinst mir hier, Muthgard?“ — „So heißt meine Mutter.“ — „Deine Mutter? Wo . . .?“ — „O helft ihr, lieber Herr. Ihr und dem Vater.“ — „Er! Wo steckt er?“ Drohend sah er umher. „In einer Höhle. Rettet! Helft! Sonst sind wir alle verloren. Ich kann nicht mehr. Laßt mich wieder einschlafen — es war so . . süß.“ Und sie knickte zusammen.

Aber er faßte sie mit starken Armen, trug sie an das Pferd, hob die leichte Last auf den Sattel und schrie und winkte den Führern des Reiterzugs und der Wagen, die nun schon nahe sichtbar waren, rasch heranzueilen. Von weitem flog das Rotkehlchen nach. Bald saß die Kleine in der Sänfte. Der Bischof schritt neben ihr, reichte ihr wiederholt edeln Wein und weißes Brot, — sie gab manche Krume dem Vögelein, das auf ihrer Schulter saß — und ließ sich erzählen, immerfort erzählen. — Aber er maß sie dabei mit finstern Blicken: immer drohender ward seine

Miene. „Tot, sagst du?“ schrie er plötzlich wild. Das Kind erschrak. „Der Vicegraf blieb wirklich tot?“ — „Der Vater hat es selbst gesagt.“ Da trat er rasch von der Sänfte hinweg und befahl dem Führer der Reiter: „Nimm zwei deiner bestberittenen Leute und jaget voraus! Immer nach Westen! Auf der Straße nach Friesland! Bald werdet ihr einen Knaben einholen, etwas jünger als dies Mädchen, Volkbert heißt er. Greift ihn! Er darf nicht entweichen. Er ist eines Hochverräters Sohn. Der Vater hat den Vicegrafen des Kaisers erschlagen. Er hauset hier in der Nähe im Walde. Ich gehe, ihn zu fangen. Ihr kommt zu mir zurück. Ihr könnt uns nicht verfehlen. Ich werde Feuer anzünden lassen und lagern vor seinem Versteck. Und weithin sichtbar wird euch winken — sein Galgen.“

Wenige Stunden darauf stand der Bischof mit seinem Gefolge vor der Höhle im Ulmenhügel. Er winkte den Reitern: sie sollten den Knaben, den sie soeben gebunden eingebracht, — gar bald hatten die raschen Rosse den zu Fuß tapfer, aber mühsam durch den Schnee Stapfenden eingeholt — in ihrer Mitte behalten, seitab von der Höhle. Er befahl der ungeduldigen Kleinen in der Sänfte zu bleiben und schritt — allein — in den halbdunkeln Raum.

Da lagen die beiden Gatten, dicht aneinander geschmiegt, mit geschlossenen Augen. „Sie ist es! — Schöner — nur bleicher! — als je.“ Er bückte sich. „Wenn ich zu spät gekommen wäre! Wenn sie tot wäre! — Nein, sie atmet: — o, welche Lust! Nun gieb, o Gott, daß er nicht mehr atmet! Hörst du, ich bete darum! Du ersparst mir damit eine große Sünde! Mache du sie zur Witwe, Gott, — sonst . . . O, wehe mir: — er atmet auch.“

Hastig, leidenschaftlich, wie zornig, faßte er nun die Schulter der Frau und rüttelte sie. „Wach auf, Muthgard! Kennst du mich nicht mehr?“

Sie schlug die sanften Augen auf und starrte eine Weile auf seine Züge, die Erinnerung suchend. „Richwalt!“ sprach sie dann. „Ihr? — Gerettet! — Wach auf, Volkfried, Lieber! Wach auf.“ Auch dieser erwachte nun und sah wirr um sich. „Nun ist alles gut,“ rief sie ihm zu. „Hilfe, Menschen sind da. Aber unsere Kinder! Wo sind sie?“ — „Draußen. In meiner Hand: beide.“ — „Freue dich doch, Mann! Es ist ja Richwalt.“ — „Acerbus ist mein Name.“

„Nun sind wir gerettet! Meine Kinder!“ Sie richtete sich auf und wankte aus der Höhle. Volkfried warf einen Blick auf den Bischof, der ihr eilend folgte: „Richwalt? — Verloren sind wir! — O, wären wir doch nicht mehr aufgewacht!“

Drittes Kapitel.

In dem Turmgemach zu Esesfeld saßen in später Nachtstunde der Graf und der Abtvikar beisammen in flüsterndem Gespräch. Der Wein auf dem Tische blieb unberührt; Hardrad hatte einmal aus dem Erzkrug den Zinnbecher randvoll gefüllt, aber vergessen, ihn zum Munde zu führen; schon oft hatten sie den Kienspan in der eisernen Zwinge erneut, der ein rotes, unstetes Licht spärlich über die nackten Mauern warf. Der Graf sprang zuweilen auf und machte hastig die paar Schritte, die der enge Raum verstattete; ruhiger blieb Petrus, obwohl auch seine Züge sich finster umwölkten.

„Verdammt!“ knirschte Hardrad und zerrte mit der Hand an dem dichten roten Bart. „Verdammt Herr Karl und seine Spürhunde! Wer hätt's gedacht, daß sie die Nasen bis in diese fernste Mark stecken würden! Nie — seit er das Amt dieser Aushorcher eingerichtet hat — noch nie ist ein solcher Königsspäher bis hierher gedrungen! Darauf hab' ich gebaut! Und jetzt! — Gerade jetzt! Mitten im Winter! Sonst reisen sie im Sommer, im Frühherbst! Nur um ein paar Monde handelte sich's. Im Frühjahr hoffte ich das ganze Land, das ich mir allmählich abrundend zusammenerworben, zu verkaufen. Und dann fort mit dem Gold zu dem Dänenkönig! Dann, hinterdrein, mochte Herr Karl erfahren, wie ich zu all dem weiten Grundbesitz gelangt: — Göttrik liefert keinen aus, der zu ihm mit reichem Golde flüchtet. — Und nun führt ein übler Höllenwicht diesen Kaiserboten her!“ „Ja, es wird ein hübscher Chorus werden,“ meinte Petrus ruhig, „wenn alle die armen Sachsen, denen Ihr Hufen und Habe abgepreßt, die Stimmen wider Euch erheben.“ — „Und nicht leiser wird es tönen, wann all die Bauern gegen Euch klagen, denen Ihr statt eines Zehnten zwei Zehnten abgepreßt, wie Karl angeblich befohlen habe! Und wie Euch alle die Geistlichen, die sündigten gegen alle zehn Gebote, mit Geld zum Schweigen bewegen konnten!“

Der Priester zuckte nur die Achseln. „Kennt Ihr diesen Grafen Francio?“ — „Nein. Ich wollte, er läge tot im Walde.“ — „Würde nicht viel helfen. Oder doch nicht auf lange. Dann schickt der Tyrann einen andern. Nicht die Sendlinge sind, — der Sender ist alles Übels Wurzel. Die müßte ausgerissen werden, die!“

So giftig kam das heisere Wort heraus, daß Hardrad erstaunt seinen Schritt hemmte und dicht vor dem Priester stehen blieb. „Hört,“ sagte er, „Ihr tragt dem Kaiser

— schon lange merk' ich's — furchtbar tödlichen Haß. Warum? Was hat er Euch gethan?" „Ich bin Langobarde," antwortete Petrus zögernd. „Er hat meines Volkes Krone gestohlen."

„Ei," lachte der andere und ging wieder auf und nieder. „Man sagt aber, gerade Ihr habt dem königlichen Diebe die Leiter gehalten, die ihn über die Mauer von Pavia trug." „Ich rat' Euch sehr," erwiderte Petrus, die schwarzen Brauen zusammenziehend, „nur zu sagen, was Ihr beweisen könnt. Weder erstürmt noch verraten, ausgehungert ward Pavia." — „Mir kann's gleich sein. — Aber ich bewundere Eure Ruhe. Auch über Euch zieht sich ein Gewitter zusammen! Sobald der andere Kaiserbote eintrifft, der Bischof, der auch schon angekündigt ist. Ihr habt — weiß Gott! — auch nicht alle Pflichten erfüllt, die Kanones und Kapitularien Euch auflegen! Was werdet Ihr thun?" — „Ich werde ihn bestechen." — „Und wenn er unbestechlich ist?" „Dann werd' ich ihn vergiften," sagte Petrus ruhig und schenkte sich den andern Becher voll. „Unbestechlich ist er schwerlich, unsterblich ist er schwerlicher. — Und Euch," fuhr er fort, „wird gegen diesen Grafen Francio auch keine andere Wahl bleiben, — wollt Ihr nicht jetzt schon zu den Dänen fliehen."

„Mit leeren Händen? Nein." — „Seid nur ruhig! Gift und Flucht werden nicht nötig werden. Schon viele Königsboten sind mir vorgekommen, Bischöfe und Äbte, — Herzoge und Grafen: ganz unbestechlich fand ich selten einen. Die meisten reizt etwas. Gold! Oder Weiber! Oder Rosse! Jagdfalken oder Jagdhunde oder Schmeichelrede! Oder Jagdgründe! Seltene Codices! Ja, zuweilen auch Knochen von Heiligen . . ." — „Wenn man aber keine Heiligen hat?" — „Nimmt man andere Knochen! — Schade, daß der Graf, wie man hört, schon so alt ist.

Für einen jüngeren wäre Eure heiße Wendin guter Köder." — „Ach, die tolle Dirne! Die küßt keinen mehr! Ich glaube, die hat einen Dämon!" — „Was thut sie?"

„Alles! Nur nicht küssen! Redet mit sich selbst. Rauft ihr schwarzes Haar. Wandelt nachts mit halbgeschlossenen Augen über den Burghof. Kratzt und faucht, will man sie anrühren. Seufzt Nacht und Tag." — „Nach Fortunat?" — „Nein! Der ward ihrer nicht froh! Nach dem Ächter, dem Sachsen. — Wenn ich nur Zeit gewinnen könnte bis zum Frühjahr! — Freilich, wollt' ich mich entschließen, auf des Dänen Vorschlag einzugehen, dann! Aber ich bring' es doch nicht recht über das Herz." — „Das heißt: Ihr findet den Kaufpreis, den er Euch bot, noch zu gering?" — „Nein, Priester! Ich bin ein Mann, kein Pfaff. Meine Ahnen waren den Königen trotzende Helden, aber Helden, nicht Verräter. Meiner Ehrentreue hat Herr Karl diese Feste anvertraut, diese Markwehr gegen den Dänen: soll ich sie selbst dem Dänen öffnen?"

Petrus zuckte die Achseln: „Logisch sündigen habt Ihr nicht gelernt. In tausend Fällen Eurer Lieblingsbegierden bracht Ihr dem Tyrannen die Treue, jahrelang. Ihr habt seine Bauern geplagt — wider sein Recht! — bis aufs Blut! Nun hier, wo . . . —" — „Wo es des Kriegers Ehre gilt, da — wird mir's schwer. Ihr solltet beten, Bischof, daß mir die Wahl erspart wird. — Still! Man kommt! Du, Wlasta? Was bringst du?" Die Wendin stand in dem Eingang des Gemaches, zwischen den Falten des dunkeln Vorhangs. Geisterhaft bleich schien ihr sonst bräunliches Antlitz, die großen schwarzen Augen sahen verstört: hinter ihr ward ein Schritt vernehmbar. „Wen bringst du?" wiederholte der Graf. „Seinen Bruder!" Ganz tonlos sagte sie's, glitt zur Seite und verschlang den Eintretenden mit den Blicken. „Wie ähnlich! Aber Er

war tausendmal, tausendmal schöner." — Sie seufzte und verschwand.

Volkhelm, in vollem Waffenschmuck, blieb hart an dem Eingang stehen; nur karg war sein Gruß für Abt und Graf; von seinen schönen, obwohl von Leidenschaften verstörten Zügen war jenes freudige, hitzige Leben gewichen, das sie in jener Opfernacht beseelt hatte; finster, traurig, aber hart, entschlossen, sah er auf die beiden Männer.

„Des Dänenkönigs Bote!" rief der Graf. „Was bringst du?" — „Nichts Gutes: für dich und für — andere. Nochmal reicht dir mein Herr die Hand. Schlag ein diesmal oder . . . —" Unwillig schüttelte der Graf den Kopf. „Oder du bist verloren. Wisse, Fidus . . . —" Da stand der Abtvikar langsam auf. „Fidus und Hülsung sind uns entrissen." „Durch wen?" riefen Petrus und Hardrad zugleich. „Durch einen der beiden Kaiserboten. Wir wissen nichts näheres; aber sie sind ihren Wächtern unterwegs mit Gewalt abgenommen und weilen bei den Franken; das ist gewiß." „Hülsung? — So bin ich verloren!" rief Hardrad. „Wenn Fidus alles angiebt, — dann . . ." murmelte der Abtvikar. „Weshalb sollten sie euer schonen?" fragte Volkhelm. „Drum also spricht zu euch beiden mein Herr: übergebt ihm diese Burg und er zahlt nicht nur das angebotene Gold: — er sorgt dafür, daß beide Königsboten euch nicht schaden." — „Aber wie?" — „Sie werden ermordet. — Der König ließ seine Gefolgen losen. Mich traf das Los." — Er stockte. Er griff an den Dolch. — „Es ward mir schwer. Aber ich kann nicht meinem zweiten König den Eid brechen wie . . dem ersten. Ich thu's."

Hardrad schritt nochmals hastig durch das Gemach „Mir wäre freilich lieber das Blut — eines andenr," überlegte Petrus zögernd.

Da tönten laute Schritte auf dem Steingang unten: alsbald schlug die Wendin den Vorhang auseinander: ein über und über mit Schnee und Reif bedeckter Bote trat ein, — man merkte, er war nach scharfem Ritt soeben vom Pferd gesprungen: „Steh' ich hier vor dem Abtvikar Petrus und dem Grafen Hardrad? — Wohlan: so lad' ich euch beide vor der Kaiserboten Gericht nach sieben Nächten zu Welandsfleth. Euch klagen Fidus der Mönch und Hülsung der Westfale. Ihr habt gehört! Ihr seid nach Recht geladen." Und wandte sich und schritt hinaus.

Hastig sprang der Graf auf Volkhelm zu und faßte ihn bei der Schulter. „Jetzt muß es sein! Es gilt! — Aber eile!"

Viertes Kapitel.

Welandsfleth war ein altes Sachsengehöft, ganz ähnlich in der Anlage dem Hofe der Volkinger, nur erheblich größer, stattlicher, umfangreicher, mit zahlreichen Nebengebäuden.

In dem Haupthause, dem Welandshof, war Graf Francio mit den Seinen eingekehrt. Nach Reichsrecht mußten alle Beamten des Kaisers gehaust, gehoft, gespeist und getränkt werden, der Sachse hatte die Fremden wirtlich aufgenommen. Aber schon wie er vom Pferde stieg, hatte ihm der Sendbote zugerufen: „Erschrick nicht über die vielen Gäste! Die meisten Esser schick' ich gleich fort; und in den Wagen dort bring' ich Speise und Trank die Fülle, auch für dich und die Deinen. Es soll nicht dein Schade werden, daß des Kaisers Boten bei dir gasten."

Der eisgraue Sachse sprach: „Ich und mein Hof, wir

sind Herrn Karl zu eigen. Fünfmal hab' ich ihm den Eid gebrochen, Woden wieder geopfert und gegen Herrn Karl gekämpft: und fünfmal hat er mir verziehen." „Ja, er ist gut," sprach der fränkische Führer der sächsischen Krieger. „Schwach ist er," schalt Graf Francio, über die Schwelle des Hauses schreitend. „Früher," sprach, ihm folgend, der Welandbauer — Welanding hieß er — „hatte ich den einzigen Wunsch, Herrn Woden einmal im Leben zu schauen .... —" „Du!" drohte Francio, sich wendend. „Wie heißt es? Ich sage ab —" — „Schon recht, Herr! Aber nun! Seit Jahren hab' ich nur den Wunsch, Herrn Karl einmal zu schauen. — Ist es wahr, daß kein Mensch seinen Blick ertragen kann?" „Mit schlechtem Gewissen: — keiner!" sagte der fränkische Scharführer und folgte dem Grafen in die Halle.

Der hatte den Jägern befohlen, das an offenem Feuer gebratene Fleisch an den Jägerspießen hineinzutragen; er aß sehr stark, aber er trank nur dreimal von dem mitgeführten Wein. Der Bauer, den der Graf mit zu speisen geladen, und die aufwartenden Diener verließen nun die Halle.

„Trinkt nicht zu viel, Herr Seniskalk," warnte Francio lachend. „Ihr seid schon beim vierten Becher! — Daß Ihr uns nicht verratet im Rausch."

„Euch muß man warnen, Herr," erwiderte der andere, den kurzen, grauen Bart wischend, „nicht mich. Das ist nicht mehr Mut —: Tollkühnheit ist, was Ihr treibt." „Hei," lachte der Sendbote. „ohne ein Stücklein Tollkühnheit hätten wir's nicht so weit gebracht, die Ahnherrn und ich. Zudem," schloß er ernst, „ich steh' in Gottes Schutz. Er hat mich oft schon wunderbar behütet."

„Ihr sollt aber Gott nicht versuchen! Seit drei Wochen treibt Ihr nun dies Spiel! Nur ich, von allen Euren

Begleitern, weiß darum. Diese Sachsen: — keiner kannte Euch." — „Drum that mir keiner was zuleide!" — „Aber wenn Euch einer erkennt! Bedenkt! Dreißig Jahre lang habt Ihr blutigen Krieg gegen sie geführt." „Der Herr Christus hat's befohlen!" sagte der andere sehr ernst: „sonst hätt' ich's wahrlich nicht gethan." — „Viele Zehntausende haben — nach ihrem heidnischen Wahn — für erschlagene Gesippen die Pflicht der Blutrache gegen Euch." — „Der Herr Christus, — nicht ich! — hat dieses Blut zu verantworten vor seinem Herrn Vater. Er ist mir siebenmal im Traum erschienen und hat befohlen: Karl, gewinne mir und dir die hartgemuten Sachsen." — „Dazu — die Dänen! Ganz nahe — wir haben's ja selbst gesehen — streifen sie durch die Wälder hier. Wenn sie erführen! Wenn ein Angriff gegen Euch . .! Ein schwaches Häuflein unverlässiger Sachsen! —" — „Nenne sie nicht so, Freund Audulf. Sie waren dem Teufel Woden treu: — beneidenswert treu! — sie sind's nun mir, der ich kein Teufel bin."

„Gut! Aber die Hälfte von ihnen laßt Ihr mit dem Bischof ziehen und die andere Hälfte verschickt Ihr von hier aus nach allen Seiten!" — „Alle Freien aller fünf Nachbargaue will ich versammelt sehen beim Sendbotending. Und nicht durch die Fronboten dieses Grafen kann ich sie laden lassen, — die übergingen wohl die gefährlichsten Ankläger! — nur durch meine Leute. Wir haben ja schon unterwegs erfahren, wie diese Gewaltherren zu Eſesfeld umspringen mit dem Recht. Nun wartet!" Drohend hob er die starke Faust, Feuer blitzte jetzt aus den sonst so freundlich heitern, hellblauen Augen.

„Überall in meinem weiten Reiche zertreten die Großen die Kleinen, ja meine Amtleute selbst die armen Bauern, deren Recht sie schützen sollen. O großer Himmelsherr,

allzuschwer ist die Bürde, die du deinem Diener aufgelegt hast zu tragen. Zugleich in Benevent, in Schleswig, in Barcelona, in den Avarenringen, in Rom und in Jerusalem sollte ich sein. Wenn du mir nur ein klein wenig, nicht von deiner Allmacht und Allwissenheit, aber nur von deiner Allgegenwärtigkeit ein Stücklein verleihen wolltest.“ „Ihr seid nicht zaghaft im Wünschen,“ lachte der Seniskalk.

„Noch immer keine Boten von all den vielen Bränden, die ich löschen muß zugleich an allen Ecken des Reichs, ja der ganzen Christenschaft? Noch keine Nachricht? Kein Brief aus Byzanz?“ — „Nein, Herr! Es ist auch noch nicht möglich.“ — „Hei, hätten nur die Jungen die Eiferschnelle wie wir Alten, Audulf! Es wäre schon möglich! Aber sie sind mir alle zu langsam, alle.“ — „Und weil Ihr nicht allgegenwärtig sein könnt, reist Ihr nun in Verkleidung durch Eure Lande?“ — „Jawohl! Aber das ist nicht meine Klugheit! Entlehnte, abgelernte.“ — „Wem abgelernt?“ — „Hei, meinem Freunde drüben überm Meer, in Bagdad, der auch mehr ungetreue als getreue Diener hat!“ — „Von dem Kalifen?“

„Jawohl, von meinem edlen Freund Harun Alraschid. Was gäb' ich drum, ihn nur einmal von Angesicht zu schauen! Ein herrlicher Held! Heiliger Christ, den muß ich dir noch zur Taufe bringen, eh' ich sterbe! — Nun, seine letzten Gesandten . . . —“ — „Die Euch das Tier Elephas gebracht?“ — „Jawohl! Die haben mir von ihm erzählt, wie er wunderbarerweise darauf geführt wurde, in Verkleidung durch seine Städte und Lande zu ziehen und so die Wahrheit zu erkunden. — Wieder einmal hatte er erfahren müssen, wie seine Herzoge und Grafen — Veziere und Walis heißen die heidnischen und taugen, scheint es, ebensowenig wie die getauften! — ihn

belügen und betrügen, die Not des Volkes vor ihm verbergen, sich bestechen lassen, die Schwachen bedrücken. Da warf er sich vor dem Einschlafen nieder in seinem Kämmerlein und betete um Rat und Abhilfe zu Gott." — „Zu welchem?" „Natürlich zu dem Seinen." Der Erzähler stockte und besann sich. „Aber der Unsrige hat ihn gehört." — „Wie wißt Ihr das?" — „Weil was Gutes dabei herauskam. — Denn im Traum vernahm er eine Stimme, die sprach zu ihm: ‚Wenn du mit vier Elefanten, o thörichter Harun, in goldner Sänfte und mit tausend Sklaven durch die Lande ziehst, schaust du nur, was man dem Kalifen zeigen will. Der Bettler, der Fischer, der Kaufherr, der Pilger sieht die Wahrheit.' Und am folgenden Tag zog Harun als Bettler, am zweiten als Fischer, am dritten als Kaufherr, am vierten als Pilger durch die Gassen von Bagdad oder auf die Landstraßen oder auf den Schiffen der Ströme. Und nun sah er die Wahrheit: und fast jeden Abend hing ein andrer Kadi — das ist so ein Gaurichter! — oder ein Wali — das ist dort ein Herzog! — an einem sehr hohen Galgen." — „Das ist gut." — „Ja, sehr! Aber noch besser ist: ein großer Schreck fuhr unter die ungetreuen Amtleute alle. Denn keiner wußte ja, ob nicht der Kalif in dem Bettler oder Fischer oder Kaufherrn oder Pilger stecke, der sich an ihn wandte. Und während sie früher solche Leute hatten prügeln lassen gleich beim Empfang, sind sie nun gar höflich und dienstfertig geworden gegen alle Leute und fragen jeden zerlumpten Bettler: ‚was wünschest du, mein Täubchen? Was kann ich dir Gutes anthun, mein Lamm? Worüber klagt mein Liebling?' — Und das ist sehr drollig! Nicht? Ha, ha!" Der Erzähler lachte recht von Herzen. „Und siehst du, nun mach' ich's Freund Harun nach." „Aber die Grafen hier zu Land haben's

noch nicht gemerkt," meinte der Seniskalk. „Sie sind noch recht grob mit den Leuten." — „Ich fange auch eben erst an! Warte nur! Wenn erst Graf Hardrad hängt auf der höchsten Turmzinne zu Esesfeld: — dann gieb acht, wie seine Amtsgenossen in der Nachbarschaft leutselig werden." — „Und ganz allein geht Euer kühner Freund auf solche Wanderschaft?" „Nein, meist gesellt er sich seinen getreuen Vezier! — wie ich mir dich geselle, Audulf. — In deinem Schose liegt mein Haupt so sicher wie einst" — er seufzte tief — „auf Rolands Knieen. — Drum hab' ich seine Bretonenmark dir anvertraut: dem Treuesten sollte der Treueste folgen." Der Alte schwieg; sein Blick umflorte sich. „Dank, Herr, heißen Dank," sprach der graubärtige Seniskalk, seine Rechte fassend und zum Munde führend. „Aber denkt nicht — es macht Euch stets noch traurig — nicht so oft . . an" . . — „An Roland? Und an Ronceval? Ach, bis ans Grab werd' ich dran denken. — Manchmal, zur Nacht, ist mir, ich hör' sein Horn — wie ich es damals gehört, weit über Berg und Thal, wie es, so sehr — so sehr nach Hilfe rief! Ich hatt' es gehört. Der Engel Gottes wohl trug den Schall mir zu. Auf sprang ich vom Wachtfeuer, zu Hilfe wollt ich eilen, — zurück nach Ronceval. Nie verzeih' ich's den Höflingen, die da sagten, die da bewiesen, es sei unmöglich, das Horn so weit zu hören." „Es war unmöglich," sagte Audulf fest. — „Aber ich hab's doch gehört! Was ist Gott dem Herrn unmöglich? — Ich aber zweifelte an Gottes Allmacht und glaubte den klugen Menschen und legte mich wieder auf meinen Mantel: und unterdes verblutete Held Roland an seinen Wunden! Und als wir am andern Morgen — von dem einzigen Geretteten eingeholt — doch umkehrten nach Ronceval, — da lag er tot auf seinem Schild, der treue Held, und neben ihm — zer-

sprungen — lag sein Horn! — Und nun hör' ich's so oft . . des Nachts . . so oft!" — — —

Er versank in trauriges Brüten. Da schlug ihm der Seniskalk, hoch sich reckend, auf die Schulter: „Auf, auf! Nicht diesem einen Toten: — Ihr gehört dem Reich der Franken, Herr." Der Alte gab ihm die Hand: „Dank, du hast recht." „Ihr könnt aber nicht," fuhr Audulf fort, „in Verlarvung Euer ganzes Reich durchwandern von Huesca bis Heinburg, von Esesfeld bis Capua. Eure Königsboten, — die machen Euch in Wahrheit allgegenwärtig. Das ist die herrlichste Einrichtung, die Eure Weisheit ersonnen." — „Nicht meine Weisheit! Oder doch nicht ersonnen! Nur herüber genommen, nur geschöpft aus dem göttlichen Born, drin alle Weisheit beschlossen ist: aus der Kirche. Wie Papst oder Erzbischof fremde Priester in die Sprengel schicken, die ständigen Priester zu prüfen und Klagen wider sie aus der Gemeinde anzuhören, so hab' ich das auf die weltlichen Dinge übertragen. Gott dem Herrn allein, dem heiligen Geist, der seine Kirche lehrt, gebührt die Ehre auch für das Gute; was in meinem Kaiserbotenamt steckt. Aber —" und hier furchte sich die gewaltige Stirn — „eben weil es Gottes Weizen ist, gerade darum säet auch Satan sein Unkraut dazwischen. Wenn die Königsboten selbst mich betrügen, bestechlich durch Gold oder Begierde des sündigen Fleisches! Noch viel höher als den Grafen Hardrad häng' ich den Bischof Acerbus, wenn . . ."

Er sprang auf; furchtbar loderte das blaue Auge des alten Mannes in jugendlichem Feuer. Wie ein heiliger Zorn kam es über das majestätische Antlitz. Er ging, mächtig ausschreitend, einmal durch die Halle. Dann blieb er plötzlich stehen und pochte mit der geballten Faust dreimal langsam auf die breite Brust. — „Gemach! — Hin-

unter mit dir, Heißzorn! — Denk' an Verden! Denk' an die Aller! Denk' an die fünftehalbtausend Sachsen! — Sobald sie tot lagen, — wie hat es dich gebrannt! Hinunter, Heißzorn! — Lies mir seinen Bericht nochmal. Vielleicht ist er getäuscht. Vielleicht schreibt er in gutem Glauben. Man glaubt so leicht, was man zu glauben wünscht!"

„Gewiß, Herr. Der Mann hat mir so gut gefallen: grundgescheit, gelehrt sogar, stets wach, rascher Gedanken reich, stets arbeitdurstig, ein wahrer Feuereifer der Pflicht ... —" — „Ja, ja. Ich hab' ihn lieb gewonnen, ins Herz hab' ich ihn geschlossen. Große Dinge hatte ich mit ihm vor! Er hat mir sein Innerstes gezeigt — und es hat ihm nicht geschadet: gehoben hat es ihn bei mir. Aber gerade, weil ich sein Geheimstes kenne, muß ich fürchten ..... Doch lies. Nicht alles! Nur das von dem Waldgänger!"

Der Seniskalk nahm von einem mit Urkunden bedeckten Tisch ein bereits entsiegeltes Pergament auf und las: „Endlich melde ich noch, daß ich durch eine wunderbare Fügung Gottes jenen Sachsen Volkfried gefangen habe, von dem und dessen Weib Muthgard ich Euch, Graf Francio, erzählt. Der Mann ist geständig, den Vicegrafen Fortunatus getötet und von der That hinweg die Flucht in den Wald ergriffen zu haben. Dies widerlegt vollständig seine Behauptung der Notwehr. Nach zweifellosem Sachsenrecht muß, wer in Notwehr tot schlug, bei der Leiche bleiben oder sofort sich dem nächsten Richter stellen: wer von der Leiche flüchtet, flüchtet von der Einrede der Notwehr. Ich erblicke die Hand Gottes darin, daß gerade mir zufiel die Hinrichtung des Mannes, um den ich, wie ich Euch erzählt, soviel gelitten. Seiner Witwe und seiner beiden Waisen,

die auch in meine Hand fielen, werd' ich mich annehmen nach besten Kräften."

„Ja," schloß der Seniskalk, „mit der Notwehr steht das ganz genau so, wie der Bischof schreibt. Der Sachse mußte bleiben, mußte sich dem Richter stellen." — „Aber du hast doch so gut gehört wie ich, daß dieser Richter, Graf Hardrad, mit Gewalt, nicht mit Recht, in des Sachsen Hof dringen wollte. Der Mann war ja verloren, wenn er blieb. Und um jenes bloßen Buchstabens des Rechtes willen spricht der Kaiserbote ihm die Notwehr ab? Das ist elende Heuchelei!" — „Ihr vergeßt: der Bischof ist ja nicht unterrichtet von dem Vorgang wie wir. Nur der Flüchtling, dessen Weib und Kinder, kein glaubhafter Zeuge sprach bei dem Bischof gegen den Grafen." — „Du aber weißt nicht .... was ich weiß von dieses allzu jungen Bischofs geheimen Wünschen. — Wenn er den Sachsen schon getötet hat!" — „Fast scheint es so," sprach Audulf, in den Brief blickend. „Er redet von der Hinrichtung, von seiner Witwe ... —"

„Dann wehe ihm! — Zeugen, sagst du? — Gut! Wo sind Hülsung, der Westfale und Fidus?"

„Hülsung ist noch nicht zurück. Ihr habt ihn ja selbst ausgesandt als einen der Aufbieter." — „Und Fidus?" — „Der Mönch erbat sich, gleich nachdem er befreit war, Urlaub auf kurze Frist. Er versprach, bald wieder zu uns zu stoßen. Seht, da wankt er in den Hof. Wie verstört! Hierher, Fidus! Hier ist der Herr Graf."

Fünftes Kapitel.

Bleich und traurig trat der Alte in die Halle, Thränen standen in den müden Augen, er eilte auf den Sendboten zu und warf sich ihm zu Füßen.

„O Herr, bestraft mich, wie Ihr wollt! Ich konnte nicht anders. Ich mußte es thun. Gott vergebe mir!“ „Steh auf, Mönch,“ erwiderte der Graf und half gütevoll dem Zitternden sich aufrichten. „Ich kenne dich lange. Du kannst so gar Schlimmes nicht verbrochen haben.“ — „O doch, Herr, doch! Ich habe die Treue gebrochen.“ — „Mir? Das glaub' ich nicht.“ — „Nicht Euch: — aber Gott dem Herrn. Oder dem Herrn Papst, was dasselbe ist. Und ach! zum zweitenmal schon.“ — „Rede!“ — „Ihr wißt — oder Herr Audulf wenigstens! — dem hab' ich's gesagt — wie es mir ergangen, wie der Abtvikar mich unter die Heiden geschickt.“

„Jawohl,“ sprach der Graf grimmig, „in den sicheren Tod. Er wird vor dem andern Königsboten, dem Bischof, dafür Rede stehen. Nur durch ein Wunder wardst du gerettet. Aber du hast nur Audulf, nicht mir berichtet, wie es kam, daß wir euch in jenem Wald trafen. Erzähle.“ — „Zwei Wunder hat der Herr an mir gethan! — Und zweimal hab' ich ihm das Gelübde gebrochen! — Denn, nachdem der grimme König das erste Mal mein geschont . . . —“ — „Das war in der That ein Wunder, nachdem du, treu bis zum Tod, deinem Auftrag gemäß, auf seinen Götzen mit dem Speere gezielt.“ — „Und doch drohte mir und Hülsung das zweite Mal der Tod noch viel näher, unter grausen Qualen. Der Däne zog gen Mittag in aller Eile und aller Stille: nur zur Nacht ritten sie, tags über hielten sie sich in den Wäldern versteckt;

uns führten sie, auf Ein Roß gebunden, mit, wir wußten nicht, wohin. Endlich merkten wir, daß wir uns — aber nicht auf den offenen Straßen — Eresfeld näherten. Eines Morgens sahen wir vom Waldrand aus die Feste vor uns liegen; sie war fast ganz in Nebel gehüllt, nur der Turm ragte empor aus dem wogenden Dunst, der die Dänen gewiß den Wächtern völlig verbarg. Da ließ der König uns beide losbinden, vor sich bringen und sprach von seinem schnaubenden Hengst zu uns herab: ‚Ich weiß, ihr habt monatelang gelebt in jener Burg dort, die ich haben muß und hielte euer Herr Christ Mariensohn selbst die Thorwache drin.‘“ „Der freche Lästrer!“ unterbrach der Graf. „‚Belagere ich sie, rufen mir ihre Feuerzeichen von allen Seiten die Frankengrafen auf den Hals. Durch raschen Überfall muß ich sie gewinnen. Nun saget mir genau alles an: wie tief und wie breit der Graben, wie hoch der Wall, wie dick das Hauptthor, ob nicht ein heimlich Pförtlein irgendwo? Erweisen sich in der genommenen Burg eure Worte als wahr, so sollt ihr reich beschenkt entlassen sein. Saget ihr aber die Unwahrheit, so sollt ihr sterben, fürchterlich gepeinigt.‘ Da trat Hülsung vor, sah dem König fest in das drohende Gesicht und sprach: ‚Weder Wahres noch Falsches über die Feste, — gar nichts wirst du von mir erfahren. Denn ich habe Herrn Karl Treue geschworen. Und wird das nie geschehen, daß ich die breche.‘ Und obwohl ich mich ein wenig fürchtete vor den zornigen Augen des Heiden, trat ich doch nun auch vor und sprach: ‚Ich bin — leider! — kein Kriegsmann, wie dieser Westfale da. Aber auch ich halte Herrn Karl die Treue. Ach, besser dem Kaiser als dem Herrn Christus hab' ich sie stets gehalten.‘

Da schlug mich der Herr König mit dem Speerschaft, den er in der Hand trug. Aber das war nur der An-

fang des Schlagens. Denn er winkte seinen Gefolgen und die schlugen auf uns los, ganz unbarmherzig, und dazwischen durch fragte der Grimme immer wieder, ob wir nun reden wollten? Aber wir schwiegen. Und die Knechte wurden allmählich müde. Da gebot der König, uns liegen zu lassen, wo wir lagen. Tags darauf aber sollten sie uns seitwärts in den Dänenwald führen, dorthin, wo aus Felsen ein Altar des Odhin geschichtet ist: — das ist aber derselbe Unhold, den die Sachsen Woden nennen . . . —"

„Ich kenn' ihn schon!" sprach der Graf und nickte drohend mit dem gewaltigen Haupte. „Dort sollten wir beide dem Götzen als Opfer geschlachtet werden. Denn uns zum Verrat zu bringen, das hatte der Däne aufgegeben. Aber auch den Überfall der Burg gab er auf, — schickte vielmehr wieder geheime Boten an den Grafen."

„So, so!" Und der Graf nickte Audulf zu.

„Die sahen wir noch abreiten. Dann wurden wir wieder auf Ein Pferd gebunden und von vier Knechten des Königs fortgeführt, Tag und Nacht und noch einen Tag. Da sahen wir in der Ferne, mitten im Walde rote Seile von Baum zu Baum gespannt. Mir graute davor: — ich wußte nicht, warum? Aber mir graute: Das merkte wohl einer der Knechte, der ein weicheres Herz hatte. Oder auch, er hoffte vielleicht, nun sei ich mürbe und leichter zum Reden zu schrecken. Er trat dicht an mich heran, wies mit dem Speer auf jene Seile und sprach: ‚Siehst du dort die heiligen Hag-Bande? Vom Blute der Opfer werden sie gerötet. Noch kannst du mit dem Leben davonkommen. Bist du, zum Opfer geweiht, einmal hinter jene Blutbande getreten, darf auch König Göttrik selbst nicht mehr dich retten durch sein Gnadenwort, auch wenn du alles uns sagst über die Feste. Und grausam sind die Messer der grauhaarigen Priesterin!'"

„Wartet nur, ihr Menschenschlächter," unterbrach mit lautem Zorn der Graf. „Ich werde euch lehren! Euch und euren blutigen Höllengott Woden! Bald kommt mein Heer, mein Sohn Karl! Dann wehe diesem Dänen!" „Graf Francio," mahnte Audulf, „Ihr thut ja, als wäret Ihr der Herr Kaiser selbst." Der Alte lachte. „Der treue Mönch verrät mich nicht." — „Aber Ihr schreit, daß Euch die Leute im Hofe draußen hören." „Nun graute mir noch ärger," fuhr Fidus fort, „ich leugn' es nicht. Aber ich schüttelte nur den Kopf. Da wurden unsre Begleiter plötzlich unruhig: sie spähten scharf nach Osten: auch ich vernahm nun in der Ferne das Klirren von Waffen, hörte ein Roß wiehern und Hülsung hob sich in den Bügeln: ‚Das sind fränkische Helme,' rief er. ‚Zu Hilfe, zu Hilfe!' Und obwohl von den Dänen mit dem Tode bedroht, falls wir nicht schwiegen, schrien wir doch so laut wir nur konnten um Hilfe. Und bald sprengtest du heran, auf deinem mir wohl bekannten alten Weißroß, großmächtiger . . . —"

„Graf!" fiel der Alte ein. „Und die Dänen flohen. Und wir banden euch los. Aber nun? Du hast dich ja — ganz wie der Westfale — dem Kaiser in Treue bewährt? — Wie hast du sie denn Gott gebrochen?" — „Ach, gleich darauf. Ich fragte Eure Krieger, ob sie nicht vielleicht durch die Eiderfurt am Volkingerhof vorbeigekommen seien und von den guten Leuten dort wüßten? Sie sagten: nein; sie seien weiter mittagwärts durch die Südfurt über den Fluß gekommen und hätten seit vielen Tagen keinen Menschen getroffen als gestern . . . —" „Nun?" — „Ein Häuflein Nonnen trafen sie aus Utrecht, die mitten im Winter zur Ablösung von anderen Religiosen nach Dünevik reisten: — diese tapferen Mägde Christi, — sie hielten Rast dort an der Furt. Das sagten mir Eure Leute. Und

als einer von ihnen mich von Euch beim Namen genannt hörte, sagte er: ‚Seltsam! Fidus heißt Ihr?‘ ‚Ja,‘ sagte ich. ‚Und in der Welt hieß ich Waltger.‘ Da staunte der Mann noch mehr und rief: ‚Dann seid Ihr's, den sie immer rief.‘ ‚Wer?‘ fragte ich. Mir schlug das Herz schon so heftig, seit ich von den Nonnen von Utrecht gehört! Denn Ihr wißt ja: Herr Audulf, — weshalb mir der Abtvikar jene Buße auferlegte?“ „Ich weiß es,“ grollte der Seniskalk, „du solltest keine Nacht mehr unter einem Dache schlafen, bis du — allein — ein Heidengötzenbild bei einem Heidenfest zertrümmert hättest! Das ist Mord.“ „Und wird auch so geahndet werden!“ drohte der Graf. „Weiter!“ — „‚Wer?‘ fragte ich also mit leisem Schauer von Furcht und Freude. ‚Eine der Nonnen,‘ fuhr der Mann fort. ‚Sie lag im Fieber, wohl im Sterben. Und unaufhörlich rief sie, auf der Tragbahre ausgestreckt: — ‚Waltger!‘ und dann wieder: ‚Fidus! Fidus‘ und dann wieder ‚Waltger! Komm! Komm zu mir! Wo immer du auch weilest: wenn du noch lebst, komm zu mir! Nur einmal noch muß ich dich sehen! Ich kann nicht sterben, bis ich dich gesehen. Und . . . .‘“ Da stockte der Mönch und brach in Thränen aus. „Armer Mensch,“ sagte der Graf und strich ihm, tief sich beugend, mit der Hand über den grauen Kopf. „Und da riß es mich fort, mit zwingender Gewalt, zu ihr, zu meinem Weibe! Ich erhielt Urlaub vom Herrn Seniskalk und ein gutes Pferd und fort ritt ich, so rasch das Roß laufen konnte, durch die Wälder, ohne Weg, über den tiefen Schnee, über das spiegelglatte Eis, Tag und Nacht, ohne Unterlaß. Und ich fand das Rastlager der Nonnen. Und sprang vom Gaul und lief mitten unter die Frauen — die Knechte konnten mich nicht aufhalten! — und sah eine Tragbahre auf der Erde und darauf die ausgestreckte

Gestalt, die wimmerte nur noch leise. Und ich schlug die Kapuze zurück von ihrer Stirn. Und es war das Antlitz, das liebe, liebe, das immer noch so schöne Gesicht meiner armen Hercha! Nur gar so bleich, so durchsichtig bleich war es geworden! Und ich kniete neben sie in den Schnee, rief sie bei Namen und umschlang ihre beiden Schultern mit meinen Armen. Sie schlug die schönen, großen, goldenen Augen auf: ‚Siehst du, mein Waltger,‘ — sagte sie und ein wunderselig Lächeln flog um ihren Mund. — ‚Ich wußte es wohl, daß du noch kommen mußtest. Nun ist alles gut. Leb' wohl. Aber nur auf kurze Zeit. Nun sind wir bald im Himmel: — dann ewig beisammen —. Gott wird uns nicht scheiden, wie uns der Bischof schied. O wie selig wird mir!‘ Und sie lächelte heiter, ihr Auge leuchtete noch einmal auf: dann schloß sie es — und war tot. Ich aber küßte ihr die kalte Stirn und die lieben Augen und die magern, magern Hände, ja und auch den roten Mund. Und die guten Nonnen ließen mich gewähren: denn sie sahen wohl, wie alles war. Und weinten. Und ich schaufelte ihr ein Grab dort, unter einer Eiche, und legte sie hinein mit diesen zitternden, müden Händen und schnitzte ein Kreuz und steckte es darauf. Dann stieg ich wieder in den Sattel und eilte spornstreichs her, alles zu gestehen und meine Strafe abzubüßen. Denn ach, es ist ja wahr! Gebrochen — zum zweitenmal gebrochen hab' ich mein Gelübde. Ja, und ich muß alles sagen: nicht nur Mitleid trieb mich, ach nein, Liebe, die alte, tiefe, heiße Liebe. Und als ich ihr den süßen, den schönen Mund küßte, ich greiser Mann, da durchdrang mein altes Herz eine wonnige Seligkeit wie eines Bräutigams Herz. Nun thut mit mir wie ihr wollt. Nur das Eine verlangt nicht, Herr, daß ich's bereuen soll. Ich kann es nicht bereuen. Ich thät's nochmal."

Und er sank nieder zu den Füßen des hohen Mannes und umschlang seine Kniee und heißer und reichlicher flossen ihm die Thränen. Auch des Seniskalks Augen wurden feucht; der andere aber sprach, die Hand auf des Knieenden Schulter legend: „Steh' auf; ich vergebe dir: du wardst ungetreu — aus Treue." „Dank, Dank, o Herr!" rief der Mönch sich aufrichtend. „Nun will ich gern auf mich nehmen was der Abtvikar mir an Buße aufbürden wird." — „Nichts da von diesem falschen Petrus! Der wird bald selbst gerichtet — von Bischof Acerbus. Du aber reitest — mit Hülsung — eben steigt er dort vom Pferde — sofort nach Heidhof im Nordergau zu diesem Kaiserboten. Der Sachse Volkfried darf nicht sterben." — „Volkfried? Um Gott — was ist mit ihm?" — „Geduld. Bald mehr von ihm. Jetzt sag' ich dir nur — damit du weißt, wie sehr du eilen mußt! — der Sachse ist in seines bittersten Hassers, seines Todfeinds Händen." — „Nicht doch, Herr! Sein Todfeind heißt — ganz anders." — „Richwalt heißt er, des Grafen Richulf Sohn." „Herr," rief der Mönch in höchstem Staunen — „so ist es wahr? Daß dich der heilige Geist manchmal allwissend macht?" — „O nein. Aber vieles weiß ich, was keiner weiß in diesem Reich der Franken. Acerbus ist Richwalt." — „Und sein Gefangener ist Volkfried? Er ist des Todes!" — „Er darf nicht sterben! Darum eile. Hülsung und du, ihr eidet als Zeugen alles, was ihr von des Grafen Hardrad, von des Vicegrafen Fortunatus Freveln wißt: und von des Sachsen Unschuld." — „Und . . . und meine Buße?"

„Legt dir der Bischof Acerbus auf. Dem aber sagst du: ‚mich schickt Graf Francio zu dir und frägt dich: welche Buße verdient ein Priester, der sein eigenes Eheweib — nicht eines anderen Eheweib! — nicht vergessen kann, sondern geliebt hat treu bis in den Tod?‘"

Viertes Buch.

Erstes Kapitel.

In allen diesen Tagen meldeten sich bei dem Königsboten, folgend dessen Aufforderungen, gar viele Sachsen der Umgegend, die schwere Klagen wider den Grafen zu Esesfeld, den Abtvikar, den Fronboten anmeldeten.

Mit steigendem Grimm nahm der Alte die schlichten, treuherzig vorgebrachten Reden entgegen und ließ sich von dem Seniskalk die Namen und die Hauptstücke der Beschwerden aufzeichnen; er selbst schrieb auch manchmal, aber meist warf er dann bald den Schreibgriffel ungeduldig zur Seite. „Es will nicht mehr! Wohl hab' ich nachts Täfelchen und Stift unter dem Kopfkissen und in wachen Stunden üb' ich die schwere Hand. Allein die Buchstaben sehen aus wie derbe Schwerthiebe! Hab' allzuviel den Schwertgriff, allzuwenig die Rohrfeder geführt. Mein Herr Vater — Gott mach' ihn recht selig in seinem Himmel! — hätte doch eifriger dafür sorgen sollen. Aber der nahm mich gleich in den Vaskonenkrieg mit, statt mich schreiben lehren zu lassen." „Ihr mögt wohl besser ins Lager gepaßt haben mit Eurem Heißzorn und Ungestüm als in die Klosterschule zu Saint Denis," lachte der Seniskalk. „Und es ist doch wohl besser so fürs Reich der Franken. Übrigens, Ihr sorgt ja jetzt so eifrig an den

andern für Lesen und Schreiben, daß alle Buben zwischen acht und achtzehn Jahren vom Ebro bis zur Drave auf Euch schelten. Das ist das einzige, was sie an Euch auszusetzen haben."

Oft kam es vor, daß die durch den Druck des Grafen Eingeschüchterten den Kaiserboten baten, ihre Namen dem Grafen gar nicht zu nennen, so sehr fürchteten sie ihn: „Denn, oh Herr — Ihr kommt und gehet wieder: aber der böse Graf, der bleibt. Und furchtbar wird er sich an denen rächen, die wider ihn geklagt." Aber der Alte schüttelte das silberweiße Haupt. „Der wird euch nicht mehr lange schaden, mein' ich. Wenn der Kaiser erfährt, wie der Bösewicht gehaust, wird er ihn absetzen. Und wird wieder einmal recht bitter, bitter beklagen, daß er den Menschen, denen er seine Getreuen anvertraut, nicht in das Herz schauen kann."

Häufig begehrten — aus gleicher Besorgnis — die Beschwerdeführer, den Königsboten allein sprechen zu dürfen, oder in Gegenwart nur des Seniskalk. So geschah es auch heute.

Es war schon ziemlich dunkel; feuchte, schwere Nebel stiegen aus dem nahen Wald. Ein junger Sachse, schlank gewachsen, hoch, kam an den Hof geritten, sprang ab und warf den Zügel locker über einen Pfahl des Zaunes. —

Die Krieger bewunderten das schöne Roß edelster Zucht: „Es ist dänischer Schlag," sagte der alte Welanding, der mit einer Kienfackel hinzutrat; „aber auch bei den Dänen trifft man selten so treffliche Renner. Trägt es keine Hausmarke? Ja doch," und er leuchtete mit dem Kienbrand näher: „hier, von der Mähne verhüllt. Es ist die Rune Giba, G. Wie mag der Eigner heißen?"

Aber der Reiter war, den Speer über der Schulter, schon in den Hausflur getreten; hier stieß er auf den Seniskalk. „Ich muß den Kaiserboten sprechen, sogleich."

— „Geht nur da hinein, in der Halle da drinnen sitzt er, am Tisch.“ — „Allein muß ich ihn sprechen.“

„Auch du — ein Mann wie eine junge Tanne! — fürchtest dich vor diesem Grafen? Nun, er ist allein. Ich gehe mit dir, ich bin sein Schreiber.“ — „Allein, sagt' ich.“ Der Seniskalk warf einen prüfenden Blick auf den Jüngling. „Lehne deinen Speer hier an die Wand. — So! Und gieb mir — du trägst ihn doch wohl, wie ihr Sachsen alle, unter dem Mantel — deinen Skramasachs.“

Willig gehorchte der Fremde; er gab ihm selbst den Speer in die rechte Hand, schlug den Mantel zurück, löste das Kurzschwert aus dem Wehrgehänge und gab es ihm in die linke. Nun öffnete ihm Audulf die Hallenthür und der Fremde trat ein; der Seniskalk blieb in dem Gange nahe der offenen Hausthüre stehen.

In der Halle an einem mächtigen Tische saß der Sendbote nahe dem lodernden Herdfeuer. Dies verbreitete viel mehr Licht als die kleine Silberlampe, die auf dem Tische stand; aber das Feuer gab unsteten Schein, meist schwach fortglimmend, nur selten einmal hell aufflackernd. Der Alte hatte den Eintretenden nicht beachtet. Er saß über den Tisch gebeugt, das mächtige Haupt auf die linke Hand gestützt, während die Rechte dicht vor die Augen eine breite Pergamenturkunde hielt, die das Antlitz völlig verdeckte; der lange, schöne, silberweiße Bart floß nieder auf den Tisch.

Der Fremde blieb an der Thüre stehen, richtete zuerst das Auge auf den Mann und warf dann einen raschen Blick über den halbdunkeln Raum. Er suchte etwas; endlich bemerkte er die mannshohe Fensterluke, die, fast bis auf den Boden reichend, durch einen Holzladen von innen geschlossen war. Nun trat er schnell ein paar Schritte näher, auf die linke Seite des Alten: der ward erst jetzt

des Eingetretenen gewahr; ohne von der Urkunde aufzublicken, sagte er: „Was giebt's, Audulf?“ Noch einen Schritt näher, um die Ecke des Tisches herum, trat der Fremde, die geballte Faust im Brustlatz; seitwärs knisterte das Herdfeuer; er bog den Kopf vor, um hinter der Urkunde das Gesicht des ruhig Lesenden zu sehen: da loderte die Flamme prasselnd hoch auf, hell beleuchtend Antlitz und Gestalt des Alten, der sich nun, aufblickend, voll dem Jüngling zuwandte.

„Kaiser Karl!“ schrie der und taumelte zurück, wie vom Blitzstrahl geblendet: er brach ins Knie: beide geöffnete Hände wie zur Abwehr ausstreckend: da klirrte etwas auf den Boden. Der Kaiser erhob sich ruhig, zu seiner vollen Größe sich aufrichtend.

Im selben Augenblick war der Fremde aufgesprungen und, den Fensterladen aufstoßend, in das Dunkel hinaus verschwunden. Gleich darauf stand er im Hof neben seinem Roß, riß den Zügel von dem Zaunpfahl, schwang sich in den Sattel und schoß wie ein Pfeil davon in den Nebel, in die Nacht — in den Wald. Nur die paar Krieger, die in der Nähe des Hofthores standen, hatten ihn wie einen Schatten vom Hause her auftauchen und verschwinden gesehen.

Zweites Kapitel.

Am nächsten Morgen ritten Graf Hardrad und der Abtvikar mit wenigen Reisigen von Burg Esesfeld auf der großen Straße, die nach Süden führte. Jener mahnte den Gefährten, schärfer auszutraben. „Mich verzehrt die Ungeduld,“ rief er, „die Sorge. Wie mag es ausgefallen

sein? Der Sachse könnte schon zurück sein, mein' ich, wär' er entkommen. Er ritt ein herrlich Tier aus König Göttriks Roßgarten. Es litt mich nicht mehr in der Burg." „Da seht!" erwiderte der Abtvikar. „Dort sprengt ein Reiter heran —: nie sah ich solch ein Jagen." — „Er ist's! Er ist's! Es ist gelungen!" Und den Begleitern winkend, zu halten, ritten Graf und Priester in Hast vorwärts. „Aber Volkhelm! Bei allen Heiligen! Wie siehst du aus!" Das keuchende Tier war mit weißem Schaum bespritzt. Der Reiter hatte in dem rasenden Ritt die Sturmhaube verloren, seinen Mantel hatten die Buschzweige zerrissen, wild und wirr flatterte sein langes Gelock, er war bleich, sein Blick starr vor Entsetzen.

„Hast du den Teufel von Angesicht gesehen?" — „Nein! Aber Kaiser Karl!" — „Du bist toll geworden!" — „Du rasest." — „Nein! Ich hab' ihn gesehen, wie ich euch hier sehe, mit diesen Augen." — „Wann?" — „Gestern Abend." — „Wo?" — „Zu Welandsfleth. Er ist der Königsbote, den sie Graf Francio nennen." „Unmöglich!" rief der Graf. Aber der Abt ward aschfahl. „Es ist recht gut möglich. Er liebt solches Umherziehen unter falschem Namen." — „Du hast dich geirrt!" — „Ich sag' euch: Nein! Ich habe den Kaiser früher gesehen — nur einmal. Aber wer vergißt dies Antlitz — dies Auge! Mir war, als er mich ansah, zwei blaue Strahlen schossen daraus blendend hervor in meine Augen. Ich mußte sie schließen. Ich stürzte aufs Knie." „Feigling!" schrie Petrus außer sich. „Du fandest ihn — du konntest ihn treffen — und du thatst es nicht?" Ganz entsetzt erwiderte der Sachse: „Wie? Den Kaiser Karl ermorden? Wissentlich — den Kaiser Karl? O du verruchter Priester! Schon seine Boten töten — es ward mir schwer! — Aber ich mußte doch dem Dänen die Treue halten, die

ich dem Franken gebrochen. Jedoch den Kaiser Karl ermorden? Das kann kein Mensch auf Erden! Die Giftnatter, mein' ich, die auf der Erde kreucht, das scheußliche Getier des Teufels —: es bebte zurück vor diesem Antlitz! — Ich wollte euch warnen, aber nur, weil mein Weg hier vorbeiführt." — „Dein Weg? Wohin? Du mußt den andern Königsboten treffen!" „Der ist doch nicht abermals der Kaiser", meinte der Abt. „Ich hebe nie wieder zum Morde die Hand." Und er spornte das Roß. „Wohin willst du?" — „Du kannst fragen? Zu König Göttrik, meinem Herrn! Ihm melden die ungeheure Nachricht: Kaiser Karl steht an seines Reiches Thor. Der Däne ist verloren!" Und er schoß davon, gen Norden, sonder Abschied. —

„Wir sind verloren," sagte Graf Hardrad dumpf, dem in der Ferne Dahinsausenden nachblickend. „Wir oder er," sprach der Priester kalt. — „Was? Ihr wolltet —?" — „Ich will nicht. Ich muß. Ja, und ich will auch! Mit heißen Freuden will ich! Die Sendlinge treffen: es gefiel mir wenig: — es lohnte nicht! Nur weil es galt, Zeit gewinnen um jeden Preis. Aber ihn selbst — den Tyrannen — das lohnt! Das thu' ich meinem Herzen zur Wonne. Hab' ich doch nichts mehr seit Jahrzehnten als diesen Haß, der, ungesättigt, hungerte. Nun freu' dich, Haß, jetzt wirst du endlich satt. Ha, der Stolze, der Undankbare! Der auf meine Ehre trat wie auf einen Wurm! Nein, Sachse: die Natter beißt, wenn sie getreten wird! Auch einen Kaiser!" — „Was hat er Euch gethan? Sagt's endlich! Man flüstert: zu Pavia ..." — „Ich war Priester in dem belagerten Pavia. Viele Monde lag er vor der Stadt, durch Hunger wollte er sie bezwingen. Aber die Langobarden hielten standhaft aus. Da riß ihm die Geduld. Er ordnete sein Heer zum Sturm: viele tausend

Franken wären dabei gefallen. Er wußte nicht, daß wir an diesem Tag das letzte Pferd geschlachtet, das letzte Mehl verteilt hatten. Ich schrieb ihm das heimlich und bedang mir zum Lohn ein Bistum aus. Er hieß die zum Sturm schon aufgestellten Scharen auseinandergehen. Am Tage drauf fiel Pavia ohne Schwertschlag. Er zog ein im Triumph, mit unversehrtem Heer. Er ließ mich in die Königsburg laden. Da stand er inmitten seiner Paladine. Sowie ich gemeldet ward, drehte er mir — oh ich zahl's ihm endlich heim! — den Rücken und sprach laut vor all den Seinen und vor all den gefangenen Herzogen der Langobarden: ‚Hinaus mit dem Schurken! Ein solcher Treuverräter soll König Karls Angesicht nicht schauen. Den Tod hat er verdient an seinem König Desiderius. Sein Verrat hat zwar vieler Franken tapferes Blut erspart. So mag er sein elend Leben behalten. Und auch die Priesterwürde ist ja unaustilgbar. Aber ich will ihn niemals sehen. Hinaus mit ihm!‘ Ich stürzte nieder im Gefühl unertragbarer Schmach. Aber die ärgste Schmach, die sollte nun erst kommen. Wie ich da lag auf meinem Angesicht, — da gingen die gefangenen Langobarden, die Herzoge, die Grafen, die Gastalden an mir vorbei und jeder — jeder — jeder gab mir einen Fußtritt. Und er, der Tyrann, er stand dabei und ließ es geschehn. O einen Dolchstoß ihm für jeden Tritt! Seither hat er mich von Bischof zu Bischof, von Kloster zu Kloster umhergeschickt, stets auf die schlimmsten Strafposten in allen seinen Reichen. Jetzt führt ihn sein böser Engel hierher — ohne seine erzgepanzerten Paladine, — ohne Heer — fast allein. Jetzt soll er fallen durch des Zertretenen Rache.“ — „Den Kaiser morden? Es ist doch arg.“ — „So geht hin und stellt Euch vor ihm! Um zehnfach leichtere Thaten als Ihr — als wir beide! — gethan — hat er schon Hunderte gehängt! Geht hin, bringt ihm

Euren Hals, ein Sohn der alten Thüring-Herzoge! Ei, wie Ihr da zuckt! Ein Fürst wolltet Ihr sein, wie Eure Ahnen waren, Fehde führen, Kriege, wie ein König im kleinen: und am dürren Baume wird er Euch baumeln lassen, der Tyrann, den letzten Sproß der stolzen, götterentstammten Hermanfriede, wie er den letzten Agilolfingen ins Kloster gesteckt hat. Nicht war, das freut Euch wenig? Ihr habt keine Wahl —: er oder wir! Also er! Was ist's denn so Großes! Hat doch sein eigner Sohn — jener Bastard — nach des Vaters Leben getrachtet!" — „Aber wie wollt Ihr —?" — „Das laßt meine Sorge sein. Wegen der beiden Sendboden hab' ich meine Gedanken nicht bemüht. Aber Kaiser Karl töten, — das ist der Mühe wert. Ich hab' auch schon meinen Plan. Doch zähl' ich im Notfall auf Euren starken Arm!" — „Getrost! Ich ward noch nie im Schwerterkampf besiegt und meine Hiebe hat noch kein Mann abgewehrt." — „Wohlan denn! Wenn nicht wirklich eine Legion von Engeln niederschwebt, ihn zu schützen, so soll er nicht entrinnen. Folgt mir! Zurück in die Burg!"

Drittes Kapitel.

Auf der Heide bei Sliesthorp, heute Schleswig, wogte, klirrte, blitzte und glänzte reich bewegtes kriegerisches Leben. König Göttrik hatte dorthin die Aufgebote der nächst gelegenen Bauernschaften einberufen.

In der Ferne, in der Schleibucht, sah man die blutroten Wimpel an den hohen Masten seiner stolzen Drachenschiffe flattern. Seine Gefolgschaft, eine nur kleine, aber trefflich berittene, trefflich gewaffnete Schar flog hinter

ihm über die fast schneefreie Heide. Zu vielen Tausenden waren die freien jütischen und dänischen Bauern eingetroffen, mit Speer und Schild, mit dem Eibenbogen und dem armslangen, des Ziels nie fehlenden, schwanfederbeflügelten Pfeil.

Der größte Teil der Bauern war gelagert in dem Weiler Revik, südlich der Feste Sliesthorp. Diese Scharen hatte der König noch nicht gemustert: sie stammten aus dem äußersten Norden seines Reiches; diese Jüten galten für besonders kriegerisch, aber auch für besonders trotzig und freiheitsstolz.

Bevor er dorthin, auch sie zu mustern, aufbrach, versammelte der König vor den Thoren von Sliesthorp nochmal alle seine Jarle, seine Gefolgschaft, „die Königsknaben", und die dort zusammengeströmten Krieger, auch seine beiden Neffen, Hemming und Hankwin, die für Freunde der Franken galten. Sie hatten vor Jahren den großen Kaiser zu Aachen in seinem Palast aufgesucht: und mit der größten Ehrfurcht vor seinem erhabenen Wesen, mit offen erklärter Scheu vor seiner unüberwindlichen Waffenmacht waren sie zurückgekehrt; oft und oft hatten sie sich bemüht, den Oheim zu Frieden und Freundschaft mit dem gewaltigen Karl zu bereden; aber der Nordmann schüttelte dann die roten Königslocken, schalt sie furchtsam und schlug ans Schwert mit dem schwergoldnen, dem drachenköpfigen Griff.

Jetzt trabte er freudig dahin auf herrlichem Rotroß inmitten seiner Jarle und Gefolgen: der graue Geier auf seinem leuchtenden Stahlhelm schien, wie lebend, die Flügel zu sträuben. Hell glitzerte die Mittagssonne vom wolkenfreien Winterhimmel auf seiner funkelnden Brünne, auf dem kleinen, mit glänzenden Steinen und vergoldeten Buckeln besetzten Rundschild.

Hinter ihm hielt sein Bannerwart die Fahne, den

goldnen gestickten Geier auf rotem schmalen Feld, das in zwei lange schmale Wimpel auslief.

„Wie nun, ihr zagen Neffen?“ rief er, wohlig im Sattel sich wiegend. „Ihr habt, als ihr von meinem Gelübde beim Ernteopfer vernahmt, mich flehend gebeten, den Göttern Buße zu leisten für die — Nichterfüllung, aber, so wahr mir Land und Leben lieb sei — ihn nicht zu reizen, diesen schrecklichen Karl, dem kein Mann — so sagt ihr — in die gewaltigen Kaiseraugen sehen kann, wann er zürnt. Ihr meintet, die Dänen würden mir gar nicht folgen zu einem Kampf auf Tod und Leben zwischen beiden Reichen? Aber siehe: der Heerpfeil flog durch meine Gaue, meine Königsknaben schlugen an den Schild in jedem Heidehof von Sliesthorp bis ans Skagenhorn: und alle Heerleute kamen. Selbst die stolzen Jüten, die harten Bauern der Nordmannshage, — unbotmäßig im Frieden sind sie: doch Rot-Königs Heerruf sind sie gefolgt. Morgen brechen wir auf! Ja, morgen! Mitten im Winter, da es die Weichlinge des Südens nicht für möglich halten, fallen wir ihnen in das Land. Herr Karl ist alt geworden. Alte Männer frösteln. Er sitzt daheim zu Aachen im Warmbad und schwitzt, oder im goldnen Saal und friert. Wir wollen ihm einheizen! Seinen morschen Kaiserstuhl werfen wir in sein Hallenfeuer. Morgen reit' ich aus! Und ich wende nicht dies edle Roß, bis es über die verkohlten Firstbalken des Aachener Kaiserhauses getrabt. Euch aber, Hemming und Hankwin, bring' ich von der Reise je ein Andenken mit: Hemming Herrn Karls Kopf und Hankwin seine Krone.“

Mit diesen Worten winkte er lachend dem Bannerwart. Dieser und die Königsknaben, die Gefolgschaft, etwa zweihundert, auf herrlichen Rossen, folgten ihm. Sausend, rasselnd, blitzend, sprengte er über die Heide. Seine roten

Königslocken flogen, dem Südwind entgegen, aus dem hohen Geierhelm.

Die Königsschau der kriegerischen Bauern aus den Nordgauen befriedigte vollauf Heerkönigs Herz. Zwar erstaunte ihn der finstere, trotzige, fast drohende Ausdruck auf sehr vielen Gesichtern: — kein freudiger Zuruf begrüßte ihn. Aber die Heerleute waren mit guten Waffen erschienen und so vollzählig wie noch gar nie. Er staunte über diese Pflichttreue: es waren mehr Speere und Bogen als je, wohl über viertausend.

„Ha, ha," lachte er übermütig seinen roten Bart streichend. „Zwang hilft! Sie haben gelernt, die trotzigen Odalbauern: Königswille ward Recht in Dänenland."

Er hatte die Musterung nördlich und südlich des Weilers Revik auf freiem Felde vollendet. Nun ritt er von Süden her an der Spitze seiner Gefolgen wieder zurück, nach Sliesthorp zu, durch die einzige, lange schmale Straße, aus welcher das kleine Dorf bestand.

Als er in die Mitte desselben gelangt war, sah er das Nordende der engen Gasse gefüllt, verstopft durch eine dichte Schar von Speermännern: sie standen hier Helm gedrängt an Helm. Er trabte vergnügt die Gasse entlang. Jetzt sollte wohl der bisher vermißte Königsgruß erschallen. Aber alles blieb stumm. —

Er ritt nun grad auf die Leute an. Sie rührten sich nicht. „Platz da! Gebt Raum für euren Herrn, ihr Bauernlümmel," schrie der Bannerwart dicht hinter ihm sich vorbeugend: — denn für zwei Rosse nebeneinander bot die schmale Gasse nicht Raum. „Ihr seid ja schon besichtigt, ihr Leute von Nordmannshag!" —

Nichts rührte und regte sich in dem Haufen.

„Platz, sag' ich, ihr Bauernhunde!" rief nun der König selbst und hob die Reitgerte zum Schlag gegen den nächsten

der den Weg sperrenden Männer. Aber er erschrak und riß das Roß zurück. Denn wie auf ein Befehlswort fällten die sechs Männer, welche die enge Gasse füllten, die sechs Speere und er hörte das wohlbekannte Geräusch, wie hinter jenen sehr, sehr viele andere harte Speere schmetternd in die harten Hände der Bauern fielen.

Er sah, in den Bügeln hoch sich erhebend, vor sich ein ganzes Meer von Helmen, Sturmhauben, Filzkappen, wie sie die jütischen Bauern trugen — und blitzende Speere die Menge —: wohl tausend. Sofort witterte er Gefahr.

Er warf das Roß herum. — „Zurück!“ schrie er seinen Reitern zu. „Südwärts! Hinaus aus dem verfluchten Mauseloch! Und dann um das Dorf herum!“ „Geht nicht, Herr König!“ scholl es ihm entgegen aus seinen hintersten Reihen. „Die Bauern sind uns von der Heide auf dem Fuße nachgefolgt in das Dorf. Hinter uns steht Speer an Speer.“ — „Quergasse?“ — „Keine!“ Der König biß die Lippen zusammen, wandte wieder sein Roß und sprach zu den Leuten im Norden vor ihm ziemlich ruhig: „Was wollt ihr denn, meine freien Bauern?“ Und er versuchte, zu lächeln. Aber das Lächeln wollte nicht kommen. Denn er erkannte nun den Mann, gegen den er die Roßpeitsche gehoben hatte. „Freie Bauern,“ sprach der langsam und strich sich bedächtig die langen Strähnen des weißen Haares aus den Augen. „Das sind wir. Nicht Bauernhunde. Und da du nun schon das gelernt, Herr König, wirst du wohl auch bald lebendig gen Nord aus dieser Gasse reiten.“ „Du, Warstein Warfredsson?“ — Der König erschauerte. Doch fuhr er fort: „Was willst du von mir?“ — „Mein Recht. Mein Eigen. Mein Pferd. Das, auf dem du da so stolz reitest. Du hast es mir gestohlen. Steig ab, Herr König, von dem edeln Tier und gieb es Warstein Warfredsson zurück.“

Statt aller Antwort schlug Göttrik einen wütigen Gertenschlag auf den Hinterbug des Pferdes, stieß ihm den Sporn tief in die Weichen und wollte den Alten zerstampfen.

Hoch stieg das herrliche Roß, stolz aufspringend mit beiden Vorderhufen in die Luft: aber sein alter Herr pfiff leise und hob ganz sacht die rechte Hand: da sank das treue Roß gehorsam vor ihm nieder auf die Knie. Hilflos, wehrlos wie ein kleiner Knabe, kauerte der König, vornüber auf des Pferdes Hals geworfen durch die jähe Bewegung, vor dem Bauer.

„Du darfst aufstehen, Sleipnir," sprach der Bauer und winkte dem klugen Tier, das sich langsam wieder erhob. Der König aber fand kein Wort.

„Wir haben getagt — dreimal — im Nordmannshagerding. Dreimal haben wir dich geladen." — „Mich! Vor die Bauernhunde!" — „Richtig geladen in deinem Königshof: — vor das Gericht der Diebesthat, wo du den Diebstahl gestohlen oder die Raubnahme geraubt." — „Bauer!" — „Du oder deine bösen Buben, die gewaltfrechen Königsknaben. Du weißt es. Du hast es den Dieben befohlen. Oder der Deube wissenthaft genossen. Und du sitzest vor des Eigners Augen auf der Deube. Du bliebst dreimal aus. Die freien Bauern haben das Urteil gefunden: ich darf mein Eigentum wieder nehmen, wo ich es finde, wie ich es finde, wann ich es finde, wie ich es nehmen mag, mit Güte oder Gewalt. All diese meine treuen Nachbarn sind gekommen ihr Urteil aufrecht zu halten, zu vollstrecken. Dreitausend Urteiler machen heut' ihr Urteil wahr. Den Raubdieb darf ich zwingen durch Gewalt oder List; er muß von der Deube, er bleibe dabei lebend oder tot. König Göttrik! Ich will nur mein Recht, ich will nicht das Tier, obwohl ich es sehr liebe. König

Göttrik! Ich bin dein treuer Bauer. Ich nahm Eibenbogen und Schwanenpfeil auf dein Gebot und will für dich fechten und für dich sterben wie jeder meiner Nachbarn. Aber vorher: gieb mir mein Recht und mein Roß. Oder bitte mich hier laut — dreimal! — beim Ernteopfer kamst du noch mit einemmal der Bitte davon! — vor deinen frechen Königsknaben und vor meinen guten Nachbarn: dann schenk' ich dir das Roß!" — „Niemals!" „König, sieh dich vor!" rief der Alte. Er lehnte den Speer an die Brust und nahm rasch einen Pfeil aus dem Gürtel und den Langbogen von der Schulter. „Weigerst du mir mein Recht, so hol' ich mir's. Brichst du das Volksrecht, zerbrichst du selbst dein Königsrecht." — „Was, elender Bauer? Königswille ist Landrecht!" — „Ist das dein letztes Wort?" — „Ja! Mein letztes." — „Dann ist's dein allerletztes!"

Und Göttrik riß das goldgriffige Schwert aus der Scheide und spornte wieder den Hengst. Aber sausend flog von der Sehne der schwanfederbeflügelte Pfeil, flog dem König, dicht oberhalb der Brünne, durch den Hals und hinten im Nacken heraus. Rasselnd stürzte er rücklings aus dem Sattel: — die grauweiße Schwanenfeder des Geschosses ward ganz rotgetränkt von seinem Blut. —

Der Bauer griff das Roß am Zügel und zog es zu sich herüber: — freudig wiehernd folgte das edle Tier.

„Mord! Mord! Der König ermordet!" schrien die Königsknaben. Die Vordersten rissen entsetzt die Rosse zurück. „Nein! In Notwehr getötet," rief der alte Bauer. „Reitet frei hindurch, wenn ihr wollt." „Nein!" rief der Bannerwart. „Der königliche Gefolgsherr gefallen von einem Bauernpfeil! Schmach über den Gefolgen, der ihn nicht rächte! Rache, Rache, Königsrache!" „Rache! Rache! Königsrache!" wiederholten die stolzen Reiter und brausend

sprengten sie nach vorwärts in die dichten Haufen der Bauern. Schrecklich war der Kampf, aber nicht sehr lang. In der engen Gasse konnten allerhöchstens zwei Reiter nebeneinander ansprengen in den dichten Wald der langen vorgestreckten Speere. Jeder fiel. Meist zuerst das Roß durch Speeresstoß, dann der Reiter durch das Langmesser der kaltwütigen Bauern.

Mancher der Königsknaben hatte früher Gewalt geübt an Habe, an Weibern und Töchtern der freien Männer unter des rechtbrecherischen Königs Schutz und Begünstigung. Grimmig kam nun über sie die Rache — die grimmste, die es giebt auf Erden: die Rache des germanischen Bauers.

Im Anfang des ungleichen Kampfs kam der Anprall der herrlichen Rosse, der Vorzug der ausgesuchten Trutz- und Schutzwaffen den Reitern zu statten. Aber nur ganz kurze Weile. Zweimal, dreimal überrannten sie in zwei-, dreimaligem Anreiten die vordersten Reihen der Bauern. Allein sowie an beiden Enden der Dorfgasse — denn gleich, sobald das Gefecht vorn im Norden begonnen, hatten die Königsgefolgen auf der Südseite Kehrt machen und sich der Angreifer vom Rücken her erwehren müssen — die gefallenen Rosse und Männer sich hochgehäuft hatten, das Ansprengen unmöglich machend, waren die Reiter rettungslos verloren.

Immer mehr zusammengedrängt, mußten sie stehen und fallen, wo sie standen. Über die toten und wunden Rosse hinweg stiegen und schlichen, geräuschlos, die vom Blut, vom Sieg berauschten Bauern, das lange Messer in der Hand, das sie von unten nach oben den edeln Rossen in den Bauch, den Reitern unter der Brünne in die Weichen stießen.

Da gab es kein Erbarmen!

Wie das Feuer, das ein trocken Schindeldach von Nord

und von Süd zugleich erfaßt, gierig weiter frißt: — man meint, mit dem bewußten Streben der Flammen, zusammenzuschlagen in der Mitte, — Schindel um Schindel ergreift und die einzelne rasch überwältigt: — immer kleiner wird der Zwischenraum, der die zusammentrachtenden Lohen trennt, bis sie sich erreichen und wie in siegfrohlockend triumphierendem Glutschwall hoch emporschlagen, — so arbeiteten sich die schrecklichen Bauern von Nord und von Süd einander in die Hände. Einen sausenden Schwerthieb nach rechts, einen zweiten nach links, das war alles, was der stolze Reiter leisten konnte: — oft stürzte er schon nach dem ersten Hieb nach der einen Seite, vom Dolche des andern Feindes getroffen. Das letzte Häuflein sprang von den Rossen, stellte sich in der Mitte der Gasse Rücken an Rücken und focht zu Fuß weiter bis zum Ende.

Das ließ nicht lang auf sich warten.

Zwar den Angriff der Bauern auf der Straße wehrten sie jetzt, zu Fuß, mit ihren festen Schilden dicht aneinander gedrängt, besser ab, als früher jeder einzeln auf dem rettungslos niedergestochenen Gaul.

Aber die Pfeile! Die fürchterlichen unhörbar heranfliegenden unmeidbaren Lose des Todes! Die Bauern drangen in alle Häuser der Dorfgasse links und rechts: von den Dächern herab, aus den Fensterluken, unter den Pfahlzäunen hervor zielten sie langsam, kühl, bedächtig, mit nordgermanischer Ruhe. — Keiner der armslangen Pfeile verfehlte seines Ziels. Sie mieden Sturmhaube, Schild und Brünne: in die Stirn, in die Augen, in den Mund, in die Kehle, in die Weichen, unterhalb des Wehrgehänges, flogen scharf schwirrend die schrecklichen Geschosse, grauweißen Vögeln mit ehernen Schnäbeln vergleichbar.

Lautlos sank einer nach dem andern der abgestiegenen Reiter, einer nach dem andern. Endlich auch der aller-

letzte von den zweihundert. Und erst mit ihm sank auch die Königsfahne. Zwar der Bannerwart lag schon lange tot. Gleich der allererste nach dem König war er gefallen: — nachdem er, seinen Herrn rächend, dem alten Warstein die Speerspitze der Fahnenstange in den linken Arm gestoßen, hatte ihm der Bauer, zurückspringend, den langen Pfeil mitten zwischen die Augen geschossen. Aber dem Fallenden hatte ein Genosse die Fahne aus der Hand genommen: und so war sie gewandert von Hand zu Hand, von Mann zu Mann — bis in des letzten müde Faust.

„Sind sie noch nicht alle hin?" fragte Warstein hervortretend. „Mein Köcher und zehn entliehene meiner Nachbarn sind leer." — „Doch! — Keiner rührt sich mehr. Da liegt das Banner. Wie es durchbohrt ist von Pfeilen!" „Ja. Aber es reicht doch noch; ich blute stark," sprach der Alte, riß den letzten Fetzen von dem Schaft und wand ihn sich um den linken Arm. —

„Der Frankenkrieg ist nun wohl aus, bevor er anfing?" — „Ich glaube: ja!" — „Herr Karl mag von Glück sagen. Und alles — all dies Blut — um dein Pferd!" — „Nein, Erich Erichson: um das Recht. — Lebwohl!" Und er zog den Rothengst hinter einem Holzzaun hervor und schwang sich darauf. „Wohin?" — „Zu Herrn Karl. Ich werde sein Unterthan — und meinetwegen! — auch des Herrn Christus. Unter ihm kommt der Bauer zu seinem Gaul, ohne so harte Müh', wie ich sie heute hatte."

Fünftes Buch.

Erstes Kapitel.

Einstweilen hatten sich auch bei dem andern Königsboten seltsame Dinge begeben.

Sowie der Bischof durch Lindmuth die ohne Zweifel mit Ächtung oder Tod bedrohte That Volkfrieds erfahren, hatte ihn blitzschnell der Gedanke gefaßt: „Er also stirbt." Darüber hinaus wagte er kaum zu denken; er verscheuchte sogar in Scheu die heißen Träume, die ihm aufsteigen wollten: „Sie ist dann schutzlos, ganz in meiner Hand! Sie und ihre Kinder, von meiner Güte abhängig oder meiner — Gewalt."

In dieser Stimmung hatte er, sofort nachdem er Muthgard aus der Höhle gefolgt war, jenen Bericht an Graf Francio geschrieben. Aber das ward alles anders auf Einen Schlag, als er nun die beiden Gefangenen vor sich sah: nicht mehr die Traumgestalten seiner wilden Phantasieen, seiner schlaflosen Nächte voll Hassens oder Verlangens — nein, diese beiden Menschen selbst: Schulter an Schulter gelehnt, bleich, mit den Spuren der solange getragenen Leiden, wirkliche, lebende, unglückliche, wackere Menschen: — da war es ihm plötzlich unmöglich geworden, zu denken an Vernichten, an . . . Rauben!

Einer der Knechte, der das Wort vom Galgen gehört

hatte, fragte ihn, mahnend. — „Was?“ rief der Bischof, ganz erschrocken, mit einem Blick auf Volkfrieds mannhafte Gestalt. „Das hätt' ich gesagt? Unmöglich! Oder nur im Fieber! Ich will nicht daran erinnert sein! — Nein,“ fuhr er nun, zu sich selber redend, fort. „Wohl soll er sterben: — aber anders.“

Er hatte sich vorgesetzt, die Gefangenen als deren Richter zu vernehmen. Er setzte sich auf der Lichtung vor der Höhle feierlich auf einen mitgeführten Faltestuhl und ließ die Gatten vor sich rufen. Aber sowie Muthgard nun vor ihm stand, — da sprang er auf und stieß den Stuhl um — in den Schnee. —

Auf sein Gebot erzählte Volkfried alles, was geschehen war. Finster, schweigend sah der Bischof vor sich nieder. Die Frau warf ihm einen großen, stolzen, fast drohenden Blick zu: „Herr Bischof — Acerbus —: ich kannte einen Richwalt, von dem hab' ich Gemeines nie gedacht. Ihr werdet nicht diesen Schuldlosen — — ermorden.“ „Da sei Gott vor!“ rief der Bischof. „Vielmehr“ . . . Er winkte nun Volkfried, allein heranzutreten. Muthgard, zürnend die weiße Stirne furchend, schritt langsam hinweg.

Die beiden Männer aber traten nun einander gegenüber Aug' in Auge: lange schwiegen beide.

Volkfried musterte aufmerksam den Feind, den Todfeind, in dessen Hand sein und seines Weibes Schicksal lag. Eine hohe Gestalt, noch höher aufgeschossen als der stattliche Volkfried, fast allzu hager, noch schlanker sich ausnehmend in dem schwarzen, weitflutenden Bischofsmantel mit sparsam, aber geschmackvoll verwendeter Goldstickerei. Keine Spur von Fülle an dem, wie es schien, ganz aus Muskel und Sehne gefügten fleischarmen Leib: die Unrast dieses Geistes ließ Behäbiges nicht aufkommen an dem Körper, der sein Gefäß war: stark, aber auch geschmeidig, wie edelster Stahl.

Tief lagen in den Höhlen die dunkeln, aber in unstetem Feuer leuchtenden Augen, von langen schwarzen Wimpern beschattet, überwölbt von hochgeschweiften, starken, Trotz drohenden Brauen. Das längliche Kinn war kräftig gerundet, der feine, aber festgeschlossene Mund bekundete starken, viel erprobten Willen: die oberen Zähne und die Oberlippe überragten ein klein wenig die unteren Zähne und die Unterlippe, — die Folge jahrelanger Bändigung des Gefühls, des Wortes, ja der Miene. Das schmale, langgestreckte Antlitz war edelschön: auf der mächtigen, stolzgewölbten Stirn thronte königlich, nach manchem Kampfe sieghaft, der Gedanke. Aber eines fehlte zur Vollendung diesem Männerangesicht: — der Friede. Ganz marmorweiß, wie blutlos, geisterhaft bleich war seine Farbe: jedoch hin und wieder, wann heiße Gedanken durch dies Gehirn fuhren, dann schossen plötzlich in die weißen Wangen aus dem Herzen empor heiße Blutwellen, mit flammenden Lohen sie rötend: trotz jahrelanger Zucht der Selbstbeherrschung zuckten dann, den Sturm im Inneren verratend, die so festgeschlossenen Lippen und wie Wetterleuchten flog es über die stolzen Züge.

Volkfried schloß seine lange Musterung: „Rastlos — friedlos — glücklos — unselig, nicht aber bösartig ist dieser Mann. — Seltsam! Ich lese doch in seiner Brust: er liebt sie noch — wie damals! Und doch — schon damals konnt' ich ihn nicht hassen: — ich kann's auch jetzt nicht. Und wie" — und er bebte vor Zorn bei der Erinnerung — „haßt' ich jenen Fortunat!" —

Gleichzeitig hatte auch der Bischof Volkfried geprüft, das satte Blond von Haar und Vollbart, die stattliche männliche Gestalt, die mächtige breite Brust, das offene regelmäßige Gesicht, auch jetzt so ruhig im Ausdruck, die treuherzigen, großen, hellgrauen, echt germanischen Augen.

Der Mann gefiel ihm gut im tiefsten Grund der Seele So maßen sich prüfend die beiden Männer, jeder lesend in den geheimsten Gedanken des andern.

Endlich sprach der Bischof leise: „Hättest du, Volkfried, damals den Kampfgang angenommen! Es wäre nun besser: so oder so. — Noch einmal: — heile deine Wunden vollends aus — ich will geduldig warten, bis du deine ganze Kraft wieder gewonnen hast — und dann — dann laß uns kämpfen um das Leben, um — um alles!“

Aber Volkfried schüttelte ruhig das Haupt. „Niemals. Ich breche nicht des Kaisers Recht.“ — „Nicht? — Nun denn! — So trage denn des Kaisers Recht und was du dir — nach diesem Recht — bereitet hast.“ Volkfried trat noch einen Schritt näher: „Hättet Ihr — an meiner Stelle — jene Frau dort der Gewalt des Frechen überlassen?“ Da schrie der Bischof auf, beide Fäuste ballend, glutrot im Angesicht: „Erdrosselt hätt' ich ihn mit diesen Händen! Doch,“ fügte er bei, „Ihr mußtet nach der Notthat bei der Leiche bleiben, das wißt Ihr selbst! Aber — wie dem auch sei: ich richte Euch nicht. Da sei Gott vor, — tretet her und hört es, Frau Muthgard! — daß ich — anders als im Kampf — Eures Gatten Blut vergieße. Nicht vorschnell handl' ich, — streng nach dem Recht. Gewiß ist bereits ein rechtsgültig Urteil über ihn ergangen zu Esesfeld. Dies Urteil — führ' ich einfach aus. Ich muß: es ist des Königsboten Pflicht. Nicht ich: — das Recht hat über ihn zu richten: wer ihn frei giebt oder straft, das ist das Recht, ich bin nur des Rechtes Arm.“ „Wir rufen den Kaiser an und sein Gericht!“ sprach Volkfried. „Das ist — in diesem Fall — verboten,“ sagte der Bischof ruhig; „hier steht's im neuen Sachsengesetz. Ihr könnt — beide — nicht lesen? — Aber — Ihr glaubt mir, Volkfried?“ — „Ich glaub' Euch jedes Wort.“ —

„Jeder — mit bestem Recht — Verurteilte rief zuletzt doch noch des Kaisers Urteil an. Es ward zu viel am Hofgericht. Da erging das Gebot: gegen das Urteil des Grafendings im Sachsenland giebt es keine Berufung an den Kaiser. — Auf! Wir ziehen gen Heidhof. Dorthin ruf' ich Eure Gaugenossen als Zeugen. Ist ein Spruch gefällt, so muß ich ihn vollziehen. Begnadigen kann der Königsbote nicht. Muß aber erst gerichtet werden, — nicht ich, Frau Muthgard, richte dann, wie ich wohl könnte, Euren Mann: — ich will nicht! — dem andern Königsboten, Graf Francio, überweis' ich ihn. Auf, gen Heidhof."

Zweites Kapitel.

Auf der ganzen mehrere Tage währenden Fahrt vermied Acerbus die Frau auf das peinlichste. Er sah sie nie an, daß sie es merkte. Nur wann er hinter ihr ritt, sog er ihr Bild mit gierigen Augen ein. Und mußte er in der Enge des Weges einmal notwendig an ihr vorbei, nahm er sich sorgfältig in acht, daß nicht einmal sein weiter Bischofsmantel sie streife: er zog ihn dann fest, mit geballter Faust, an sich, an seine Brust.

„Eh' hack' ich mir," sprach er zu sich selbst, „mit der eigenen linken Hand die Rechte ab, als daß ich nur an ihre Schulter rühre, — wie sehr es in der Hand mir leise zuckt gegen sie hin, wie heiß ich den Knecht dort beneide, auf den sie den Arm stützt, wie sie sich vom Wagen schwingt! Oh nur einmal sie fassen — sie erdrücken zwischen diesen Armen! — Mein Leben gäb' ich drum. — Aber nein! Ich wahre ihm sein volles Recht. Er soll nicht sagen, ich

habe ihm das mindeste an seinem Weib gestohlen. Sein Recht, sein ganzes, soll ihm bleiben: — aber auch — widerfahren!"

Er verlangte von Volkfried bei Beginn der Fahrt das Versprechen, nicht zu entfliehen. Aber der Sachse schüttelte den Kopf: „Ich leide hier Gewalt. Nichts verspreche ich." Da befahl der Königsbote, den Gefangenen an den Knöcheln beider Füße an den Wagen zu fesseln, auf dem er saß.

Übrigens erholten sich schon in den ersten Tagen der Fahrt die beiden Gatten und die Kinder rasch wieder völlig. Volkfrieds Wunden waren bereits in der Höhle in bester Heilung begriffen gewesen, nur der Mangel an guter Nahrung hatte ihn so lange in Unkraft befangen gehalten; er und die Seinen, die ja nur an Erschöpfung gelitten, erstarkten nun schnell bei den nie gekosteten, edeln Weinen, der erlesenen Verpflegung, die der Bischof aus den mitgeführten reichen Vorräten seinen Gefangenen spenden ließ.

Und die beiden Kinder beschäftigte er gar viel. —

„Weißt du," fragte Volkbert die Schwester, „wie er aussieht? Wie der wunde Adler mit der gebrochenen Schwinge, den der Vater einst vor unserem Hofe fand. Er schlug ihn vollends tot — aus Mitleid." — „Nein, ich meine doch anders. Mutter, schau — nur heimlich einmal — den Herrn Bischof an. Sieht er nicht aus, wie in des Fidus bilderbuntem Buch der zornige Erzengel?" — „Sieh ihn nicht an, Kind! Sein Auge könnte bannen." — „Oh nein! Er ist so viel gut anschauen. Ich fürchte ihn nicht und nicht sein dunkles trauriges Auge! — Gestern sah ich es sogar — ich fühlt's: es hatte lang auf mir geruht — in hellen Thränen stehn. Mutter, — ich sag' dir was," flüsterte sie scheu hinauf: „ich hab' ihn lieb."

Sie warf einen raschen Blick auf ihre Tochter. Das Kind hatte sich — sie sah es wohl — gar seltsam gewandelt seit den letzten Wochen: die zarten Formen hatten sich leise, aber doch merklich mehr gerundet: ihr Auge leuchtete viel mehr als sonst — und oft sah es wie verträumt ins Leere: sie errötete manchmal und senkte dann die Wimpern.

„Jawohl: sehr lieb! Schon gleich zuerst, wie er mich aus dem Schnee, aus dem Todesschlafe hob in seinen starken Armen. Ich war im Himmel gewesen in meinem Traum: — und als das edle bleiche Antlitz auf mich niedersah — glaubt' ich, Er sei mein Schutzengel, den ich so lang schon gern gesehen hätte. Und er hat mich ja auch geschützt und gerettet! Hättest du nur gesehen, wie seine Augen vor Freude blitzten, als er mich aus dem Schnee davontrug. Wie seine Stimme bebte vor Rührung! ‚Muthgard' nannte er mich zuerst."

Die Frau schwieg nachdenksam; dann schritt sie hinweg zu ihres Gatten Wagen.

Aber das Mädchen plauderte fort zu Volkbert. „Mich und unser liebes Vögelein — hörst du, es singt in dem Weidenkäfig da hinter uns? Mitten im Winter! — hat er zuerst gerettet. Und dann dich und die Eltern. Elend verschmachtet wären sie ohne ihn. Ja, er ist der Helfer, um den ich unablässig bat und flehte, noch mit letztem Hauch, bevor ich, so süß ermüdet, einschlief unter den dichten Schneeflocken." — „Aber wenn er es treu meint mit dem Vater, — weshalb legt er ihm Fesseln an?" — „Der Vater trägt keine Fesseln mehr." — „Seit wann?" — „Seit heute! Die Mutter weinte manchmal: — ganz geheim: aber ich merkte es doch. Als ich sie fragte, — weshalb, da wir nun doch in des Kaisers Schutz geborgen seien, als ich immer dringender fragte, da sagte sie: ‚Kind,

das verstehst du nicht! — Sprich dein Abendgebet für alle, wie ich dich's gelehrt. Aber nicht mehr für Richwalt,' zürnte sie, mit ihrem allerhärtesten Blick, — weißt du? wie sie nur schaut, wenn sie nicht auf kurze, wenn sie auf lange Zeit böse wird! — ‚er verdient es nicht. Warum ich weine?' fuhr sie dann fort. ‚Je nun, es grämt mich so, daß der Vater in Fesseln liegt.'" — „Das ist's wohl nicht allein, weshalb sie so traurig ist. Wie seufzt sie oft!" — „Gewiß. Ich sagte nichts mehr. Bald schlüpfte ich zum Vater hin und fragte, er wolle doch gewiß seinem Richter nicht entlaufen? ‚Niemals,' sagte der Vater. ‚Nur mich beugen — durch ein Versprechen — will ich nicht.' Da schlich ich zu dem Herrn Bischof hin —: du weißt, er hält stets das Roß an, sieht er mich auf der Straße in seiner Nähe und wie wird dann sein ernstes, strenges, ja meist finsteres Antlitz manchmal so mild, so schön —! Und ich sagte ihm des Vaters Wort und haschte seine Hand und küßte sie und auch eine Thräne fiel mir darauf — da . . . fing der Herr Bischof an, am ganzen Leibe zu zittern und zu beben. Und er beugte sich tief herab vom Roß: — wir waren ganz allein: — und küßte mich auf die Stirn. Und dann rief er einen der Speerleute heran. Und schickte mich mit dem zu dem Vater. Und wir lösten dem Vater die Fesseln von den Knöcheln. Siehst du nun, wie gut er ist? Du mußt ihn lieb haben! Du mußt."

Drittes Kapitel.

Zu Heidhof angelangt, ließ der Kaiserbote sofort von den nächsten Höfen die freien Männer zu sich entbieten, mit ihnen über die Zustände im Gau zu verhandeln.

Staunend, zweifelnd, oft das strenge Haupt schüttelnd, hörte ihnen der Bischof zu; es war, als sträube er sich im Herzen, ihnen zu glauben, als widerstrebe er der Überzeugung von des Grafen Druck und Gewaltthaten, auch von des getöteten Vicegrafen bösen Lüsten. Seine erste Frage war gewesen, ob etwa das Gericht des Grafen zu Esesfeld über Volkfried den Sachsen bereits geurteilt habe? Da sagten zwölf Männer auf ihren Schöffeneid aus: das Urteil sei längst gefällt und längst rechtskräftig: nicht nur geächtet, sondern obendrein, nach den neuen verschärften Strafdrohungen wegen Tötung von Beamten, zum Tode verurteilt sei Volkfried vom Volkingerhof, zum Tode am Galgen. Als sie hörten, er sei eingefangen, verwandten sich alle dahin, ihn — das durfte der Sendbote — statt dessen enthaupten zu lassen; daß nur der Kaiser selbst den rechtsgültig zum Tode Verurteilten zu Leben und Freiheit begnadigen konnte, wußten sie: so wagten sie keine weitergehende Bitte, wie sehr sie den wackern Mann beklagten.

Der Bischof zog die Brauen zusammen und schloß die Augen. „Das war schon beschlossen. Denn ihm soll nicht mehr geschehen, als das Gesetz erzwingt. Nicht ich töte ihn, Herrn Karls Recht: das will er ja selbst — in allen Stücken — so unverbrüchlich gehalten wissen.“ — Und zu sich selber sprach er: „Meinem Schwerte wollte er sich nicht stellen: so treff' ihn denn des Richters Schwert.“

Die Gatten sollten von dem Unabwendbaren erst erfahren, wann es sein mußte. Aber es war dem Bischof

nicht wohl bei diesem nun doch unabwendbaren Verderben seines Todfeindes. Oft hörten ihn die Hofleute nachts laut beten oder leise stöhnen. Manchmal schritt er mitten in der kalten Winternacht aus dem Haus, in dem er Wohnung genommen, hinaus in das schneebedeckte Feld, an den Wachen vorüber: die sahen ihn dann die Hände erheben gegen den sternefunkelnden Himmel und laut reden hörten sie ihn: mit sich selber oder mit den Heiligen.

In der vierten Nacht aber steigerte sich noch mehr das Gären und Ringen in dem Manne. Schweigend durchmaß er immer wieder die weite Halle, in welcher er sein ruhlos Ruhebett aufgeschlagen; im Erlöschen glimmte das rote Feuer auf dem Herde.

Endlich sprach er zu sich selbst: „Was nützt es, biet' ich ihm zum drittenmal den Kampf? Mir wäre nun schon viel, viel lieber, ich fiele durch ihn: Aber er thut es nicht. Ich wollt' es ihm so leicht machen!“ — Sein Blick fiel auf ein Kurzschwert, das an dem Hallenpfeiler hing: — er machte einen raschen Schritt darauf zu: „Nein! Das ist mir zu feig. Ich lief noch aus keinem Kampfe und noch vor keinem Manne lief' ich: — auch nicht aus diesem und auch vor Frau Muthgard lauf' ich nicht davon. Luft! Luft! Ins Freie!“

Und nun, in dieser vierten Nacht, ist er hinaus, weit hinaus bis in die Wildnis geschritten: eilenden ungestümen Ganges, so weit, daß vom Hof aus auch sein Schatten nicht mehr gesehen werden konnte. Er ging, er lief, er stürmte, er rannte zuletzt immer weiter in den schweigenden Wald hinein, bis er erschöpft auf einer Lichtung innehielt.

Die gewaltigen Bäume ragten in der Ferne um ihn her wie drohende Riesen: es war aber doch nicht ganz dunkel, obwohl der Mond nicht am Himmel stand: der Schnee warf ein bleiches Licht weit von sich und schwei-

gend sahen die Sterne auf den ringenden Mann herab, wie wartend.

Er warf sich auf das Antlitz in den tiefen, kalten Schnee und faltete die Hände und preßte sie vor die glühende Stirn und weinte und betete und schrie zu Gott.

Endlich sprang er wieder auf. „Was soll ich thun?“ rief er. „Was? Was? Den Zufall fahren lassen, welcher sie und ihn in meine Hand gegeben? Mein Recht, meine Macht nicht gebrauchen? Sie beisammen lassen? Gehen? Wohin? Wieder in die Einsamkeit? In die fürchterliche, verzehrende Einsamkeit? Die beiden glücklich wissen — jede Stunde des Tages und der Nacht! — und selber elend und einsam sein — jede Stunde des Tages und der Nacht? Immer allein — unter meinen toten, kalten Büchern und Pergamenten — unter meinen strengen, erbarmungslosen Heiligen? Nichts Weiches, Sanftes, Holdes je um mich? Wohl bin auch ich beweibt! Hei freilich! Der heiligen Kirche, der Kirche zu Arezzo bin ich angetraut! O Hohn! Meine Ehefrau: sie ist von Stein. Kann ich ihr vom Munde den Hauch des duftigen Atems schlürfen, den ich . . . ahne? Legt sie mir den vollen, den weichen, den weißen, den heißen Arm um den Nacken und flüstert sie mir zu: ‚nun, komm, komm zu mir, geliebter Mann, erlabe dich meiner Schöne, meiner Liebe!‘ Kann ich sie küssen, — küssen, küssen . . . — bis sie vor seligem Grauen zu vergehen bangt? Was giebt sie mir für solche Wünsche? Ihren Fluch! Wohlan! Er rührt mich kaum!

Ist mein Herz denn tot?“

Er griff, er schlug sich wild an die Brust.

„Nein! Da zuckst du ja noch immer, zuchtloses, pflichtloses, feiges, elendes Herz! — Es ist entsetzlich! Ich — Acerbus! Die schärfste Strenge gegen mich und — ach!

gegen andre! — sie war mein Stolz, die makellose Zucht mein Ruhm! — Und wär' es nur um das Priesterkleid! Aber ich blieb doch ein Mann, ein Sachse, da ich Priester ward. Wie lautet unseres Sachsenstammes alter Schwur? ‚Bis zum Tode getreu!'"

Er hielt inne, er unterbrach sich. Er begann nach einer Weile mit ganz anderer, herber, kühler Stimme. „Bah! Wer darf mich darum schelten? Ist's ungerecht? — Und wär' es ungerecht: ich vollstrecke nur das Urteil. Ich hab' es nicht gefällt. Und ich kann ihn gar nicht begnadigen."

Aber plötzlich brach er ab in diesem Gedanken und rang die Hände hoch ob dem Haupte und schrie in schrillem Vorwurf: „Lüge! Alles Lüge! Selbstbelügung! Und die gleißende lockende Hoffnung, die da kirrt: ‚ist er nur tot — so wird alles möglich?' Oh Richwalt, was hilft es dir, kann dich kein Mensch schelten, du aber, — bist du mit dir allein — mußt du dir sagen: ‚Und du hast es doch nur gethan, weil du sie ihm nicht gönntest, sie selbst gewinnen wolltest.'

Du schreist, du gehst zu Grunde, Herz? So geh zu Grunde! siebenmal! — Besser als daß du treulos, ehrlos wirst. — Nein! — Nein! Und wüßt' ich es gewiß — was ach! ja nur ein Traum des Wahnes ist! — sie wird dann mein — nach Jahren! mein: Nein! Ich thu's nicht! Volkfried soll leben. Muthgard soll glücklich sein!"

Er wiederholte nun laut in freudiger Begeisterung: „Ja! Ja! Er soll leben! Sie soll glücklich sein!

Und ich? Und ich!" stöhnte er nochmals auf in tiefster Qual. „Was wird aus mir! Hab' ich nicht auch ein Recht auf Glück im Leben? Richwalt, was liegt an dir? An der Ehre liegt alles! Und an der Pflicht der Treue."

Und er richtete sich kräftig auf, hob das bleiche Antlitz

zu den Sternen: die grüßten nun schweigend, feierlich erglänzend, wie einverstanden, wie segnend.

Und hoch aufgerichtet schritt er rasch nach Hause.

Viertes Kapitel.

Nach Mitternacht erst kam er zurück in das Gehöft. Die Wachen merkten den Lichtschimmer, den seine kleine irdene römische Ampula warf, alle noch übrigen Stunden der Nacht hindurch.

Nach Tagesanbruch befahl er, Lindmuth zu ihm zu führen. „Das Kind allein! — Ohne — ohne die Mutter,“ fügte er hastig bei.

Aber als der Bote ihn verließ und die Thür öffnete, sie zu holen, da stand das Mädchen auf der Schwelle. Sie trat ein; sie fand den Kaiserboten mit dem Antlitz auf sein reich mit Pelzen und Decken ausgestattetes Lager gestreckt; vor ihm auf dem Schemel stand ein hoher Silberbecher. Sie blieb an der Thüre stehen, sie erschrak —: so totenbleich waren seine Züge, die Wangen eingesunken, die Mienen verstört. Er richtete sich langsam auf, stützte das Haupt auf die linke Hand und winkte ihr mit der rechten, näher zu kommen; ein sanftes, müdes Lächeln spielte freundlich um die sonst so strengen Lippen. Das Mädchen richtete bang, angstvoll die klaren Augen auf den Mann: es blieb, wo es stand.

„Muthgard,“ — sprach er. „Nein! Nein doch! Lindmuth! Komm' her.“ „Mein Gott, Herr Bischof,“ rief sie, nun heraneilend. „Wie seht Ihr bleich! Ihr seid sehr, sehr krank! Ich rufe die liebe Mutter, die ver-

steht . . . !“ — „Nicht, Kleine, nicht! Noch nicht.“ — „Ihr solltet von dem edlen Wein — da! — Randvoll, unberührt steht der Glanzkrug vor Euch! Trinkt davon! Der Feuertrank, der Lebenstrank hat uns allen — dem Vater! Und mir! — so gut gethan damals, da wir ganz verschmachtet waren, als Eure Güte uns gerettet hat. Bitte, — trinkt.“

„Ich will, Kind! — Trinke du zuerst! — So! Nun reich' ihn mir. Weißt du was? Wir wollen Freundschaft schließen, Lindmuth. — Willst du's? Ich — ich hab' dich lieb.“ „Ich aber hab' Euch sehr lieb gewonnen, lieber Herr Bischof, wie ich zuerst in . . . dein Antlitz sah.“ Sie sah ihn voll an mit freudestrahlenden Augen, sie errötete nicht. Sie empfand kein Gefühl der Scheu, aber sie war überglücklich in ihrem reinen Herzen. „Ihr habt mich auferweckt von den Toten. Ich meine, wann ich zum zweitenmal auferstehe aus dem Grabe: — der Gottesbote, der mich weckt, muß Eure Züge tragen.“

Der Bischof richtete sich nun rasch ganz auf. „Oh Kind — laß ab!“ Er schwieg eine Weile, dann legte er die Hand auf die Schulter des schönen Mädchens und sagte langsam: „Nicht wahr, Lindmuth, meine Freundin, du kannst gar nicht lügen?“ „Nein, Herr,“ sagte sie. „Ich sage immer die Wahrheit. Oder ich schweige,“ fügte sie gewissenhaft bei. „Das dachte ich wohl. Nun sage mir: du standst dabei — als — jener Vicegraf von deinem Vater erschlagen ward?“ — „Ja, Herr!“ — „Ist's wahr, daß der Graf und seine Leute mit Gewalt in den Hof brechen wollten?“ — „Ja, Herr!“ — „Ist's wahr, daß die Sonne schon zu Rüste gegangen war?“ — „Ja, Herr. Das heißt: wir sagen nicht: ‚zu Rüste‘, wir sagen: ‚zu Walde‘ gegangen. Und die Sonne war damals schon gesunken hinter die Eschenwipfel des Westerwaldes.“ —

„Und was hat der Vicegraf gerufen, wie er sich über den Zaun schwingen wollte?“ — „Den Sinn verstand ich nicht: die Worte nur. Er rief dem Fronboten zu, vor allem müsse er die Frau dort greifen, weil sie so schön sei. Er meinte die Mutter, lieber Herr Freund. Und wirklich griff er mit der Linken nach der Mutter. Und da schlug ihn der Vater tot.“ — „Nicht eher?“ — „Nicht eher.“ — „Und ist es auch wahr, daß einer von des Grafen eigenen Leuten dem Grafen Rechtsbruch vorwarf?“

„Ja, das hab' ich gehört.“

„Wie heißt der Mann?“

„Das hab' ich nicht gehört. Oder nicht verstanden. Oder vergessen.“

Acerbus sprang nun von dem Lager auf, so heftig, daß die Kleine ein wenig erschrak. „Ihr seid heute so milde im Gesicht gewesen — und in Euren tiefen Augen — und in der Stimme so sanft: — wollt Ihr nun wieder böse werden?“ „Nein, niemals mehr. — Es ist alles so,“ sagte er dann, die Halle mit langen Schritten durchmessend, zu sich selber. „Natürlich ist es wahr! Ich hab' es ja auch im tiefsten Winkel des Gewissens stets gewußt, daß es so ist. — Den Schein des Rechts wollt' ich mir selbst vortäuschen. Aber vor dieses Kindes klaren, himmlisch klaren Augen besteht keine Unwahrheit . . ! Noch eins, Lindmuth, — dann halt' ich dich nicht mehr.“ — „Ich bin aber so gern bei Euch, frommer Herr Bischof.“ „Sag,“ — hier trat er ganz dicht an sie heran und schaute sich vorher ringsum. „Was habt Ihr? Es ist ja niemand in der Halle.“ „Sag,“ flüsterte er ganz leise. „Hast du vom Vater — von der Mutter — niemals gehört von einem — Richwalt?“ — „Vom Vater nie. — Von der Mutter oft. — Richwalt war eines Grafen Sohn. Er ist verschwunden, wie der Mutter Vater. Die Mutter

befahl mir, wie für des Großvaters Seele, so für Herrn Richwalts Frieden zu beten."

Da brach der Bischof laut aufschluchzend zusammen; er warf sich auf das Lager und begrub das Haupt in der Decken.

Ängstlich sprang die Kleine hinzu: „Herr Bischof! Lieber Herr Bischof! Hört mich doch! Ihr seid ja nun mein Freund geworden. Ihr dürft mir jetzt nicht sterben. Ihr müßt uns ja wieder allen helfen, zum zweitenmal uns retten, deshalb kam ich zu Euch! Ich — Ihr fragtet gar nicht, was mich zu Euch geführt, so früh! Die Eltern wissen nichts davon. — Gestern Abend hat einer der Schöffen dem Vater etwas zugeflüstert. Seitdem ward der so ernst; und die Mutter weinte. Sie schalt sehr auf Euch. Der Vater verwies ihr das; er sagte: ‚Ich finde keinen Ausweg. Er thut nur nach dem Recht. Ich bin verloren.'"

Nun, lieber Herr Freund, das kann doch nicht sein. Und wenn der Vater keinen Ausweg findet — du findest — Ihr findet ihn gewiß. Ich schlich mich fort — mich trieb's zu Euch. Ihr könnt gewiß helfen — wenn Ihr wollt. Und weshalb solltet Ihr nicht wollen? Du bist ja gut." — „Gut bin ich gar nicht, liebes, holdes Kind. Aber sei getrost. Ja, ich will helfen! Geh jetzt, kleine Freundin. Und nun, — nun schicke mir deine Mutter."

Gehorsam wandte sich das Mädchen zum Gehen; an der Thüre blieb es stehen und sah zurück: „Herr Freund," fragte es, — ganz schüchtern kam die Stimme — „Lieber, darf ich nicht — mit ihr zugleich — auch meinen Vater schicken?" — „Ihn? — Auch vor ihm mich so tief beugen? — Aber es ist recht: das ist die richtige Buße für so viel gehoffte, geträumte Sünde. Schicke deine Eltern: — ich erwarte sie!"

Fünftes Kapitel.

Bald darauf schritten Volkfried und Muthgard, Hand in Hand, in die Halle; sie blieben nah am Eingang stehen. —

Durch den ganzen Raum des Gemaches getrennt stand Acerbus, hoch aufgerichtet, am breiten Eichentische nahe dem Herde; er hatte sich vorgesteckt, sich selbst zu züchtigen, und er hielt Wort. Anfangs freilich kamen ihm die Worte schwer, einzeln, abgestoßen, aus den kaum geöffneten Lippen; aber allmählich riß ihn der Eifer fort, sich selbst zu richten.

„Volkfried," sprach er, „Ihr seid frei. Ich bin überzeugt, daß Ihr in Notwehr schlugt, obwohl Ihr von der Leiche flohet. Ihr mußtet wohl. Ein rechtsgültig Urteil freilich mußte ich vollstrecken. Aber ich stoße jenes Urteil als ungültig um: — ich nehm's auf mich beim Kaiser: mag er mir darum grollen; er wird nicht lange grollen, wenn er — alles von mir erfährt. Viele Sachsen des Nordgaus rügen Hardrads, Fortunats Frevel und ein Mund, der nicht lügen kann . . . . Aber nein: auch ich belüge nicht mehr Euch, nicht mehr mich selbst. Es muß, es soll alles gesagt sein. Ich bin nicht erst heute von Eurer Unschuld überzeugt. Ich bin . . . . ich habe nie so ganz, so wahrhaft an Eure Schuld geglaubt, auch als ich Euch hart behandelte. Ich wollte so gern an Eure Schuld glauben. Denn — und nun merkt scharf auf, beide! — jedes Wort ist mir ein Dolchstich und ich wiederhole keines — denn ich bin ein Sünder."

Er stockte. Aber gleich fuhr er fort. „Ein arger Sünder. Stets flüsterte mein Gewissen: ‚Du weißt es ja, daß er schuldlos ist: du klammerst dich an den Buchstaben des Notwehrrechtes, um ihn zu — auszutilgen.'

Und ich wollte dich — austilgen, damit .... damit dieses Weib eine Witwe werde."

Volkfried zuckte und drückte seines Weibes Hand, die er nicht aus der seinen gelassen hatte. Muthgard senkte zürnend das Haupt zur Seite.

„Schont sie," sprach Volkfried. „Ich weiß alles."

„Nein!" schrie Acerbus, plötzlich ausbrechend. „Du weißt nicht alles! Und sie nicht. Nur Gott im Himmel und der Satan in der Hölle und mein zermartert Hirn wissen alles. Aber ihr sollt davon hören! Ihr müßt! — Sonst — sonst könnt ihr mir ja nie verzeihen. Ihr liebt euch, in eurer kühlen, schlichten Art, — aber ihr wisset beide nicht, wie ich dies Weib geliebt habe vom ersten Jünglingsalter an. Wie Mondlicht gegen den Feuerstrom, den ich in Welschland aus finstern, harten Felsen brechen sah, — so ist eure Liebe gegen die meine. Ich verzehrte mich um diesen herben spröden Reiz. Als ich sie dein wußte, — unabwendbar dein — als du den Zweikampf weigertest ... —"

Erschrocken sah Muthgard auf ihren Mann.

„Da faßte mich wahnsinnige Verzweiflung! — Ich hätte es weit bringen können in weltlichen Ehren, des reichen Grafen Richulf Sohn. Denn ich war stark und kühn und meine Gedanken waren schnell und scharf und sehr mannigfaltig. Keinem Großen Herrn Karls wollte ich — auf die Dauer — nachstehen. Jetzt aber floh ich aus dem Stammhofe meiner Ahnen: — mein greiser Vater sah mich niemals wieder: er starb gar bald vor Gram um den Verlorenen. Ich lief zum nächsten Priester, den ich finden konnte: — ich schwor der Welt, all ihrem Ruhm, all ihrem Reichtum, all ihren Ehren, ihrer Lust und aller Frauenliebe ab. Ich ward Mönch, Priester: kein Kloster war mir streng, keine Regel grausam genug. Ich lernte

alles, was ich zu lernen fand an Wissen in Francien, in Italien. Ich ward geehrt in jungen Jahren wegen meines Wissens, gefürchtet wegen meiner Strenge. Ich stieg rasch: ich ward Abt, ward Bischof. Und derselbe Acerbus, der jeden jungen Priester zu furchtbarsten Geißelungen verurteilte, wenn er beichtete, daß sein Blick mit Wohlgefallen geruht auf eines Weibes nacktem Arm — derselbe Acerbus, — o Frau, tritt von uns hinweg! du aber höre mich: du bist ein Mann! Bist ihr Mann freilich, gerade darum sollst du's hören!" —

Sie wandelte mit gefurchter Stirn im Hintergrunde der Halle auf und nieder, mit gemessenen, langsamen, feierlichen Schritten. — „Ich ward Tag und Nacht verzehrt von rasender Sehnsucht! Du kannst mich, wenn du willst, mit diesen meinen Worten beim Kaiser und beim Papst verderben. Thu's! Und willst du noch barmherziger sein: nimm jenes Kurzschwert von dem Pfeiler dort und stoß mich nieder! Ich werde dir's danken. Denn ich hasse mich. Vielmehr als dich. Dich haß' ich längst nicht mehr.

Um sie, um sie ist all mein Heldentum dahin! Ich war schon ein Held: ein größerer wär' ich noch geworden! Jedoch sie — sie hat mich im tiefsten Mark geknickt! Ach vergangen — um Muthgard! — ist all meine Weltfreude, meine Schwertfreude — ach, dahin, dahin um sie ist all mein Heldentum!

Jahrelang fand ich fast keinen Schlaf. Euch beide sah ich, Brust an Brust geschmiegt, vor meinem Lager stehen. Ich fing an, im Halbschlummer zu wandeln. Ich erwachte einmal, wie ich, im Traume dahinschreitend, die weiße Marmorsäule meines Schlafgemaches im Bischofshause zu Arezzo umschlungen hielt mit beiden Armen.

Mein Beichtiger sagte: ‚Du bist besessen von einem bösen Dämon. Bete, geißle dich, vergiß.'

Und mein mönchischer Arzt sagte: ‚Du bist todkrank in Herz und Hirn und Blut und Mark! — Wahnsinnig bist du. Oder wirst es morgen: — laß dir zur Ader, bis du umfällst.‘

Aber mein saracenischer Arzt — er war ein Sklave des Bistums, ein gefangener Araber aus Spanien — der sprach: ‚Der einfältige Priesterarzt! Ich kenne ihn, diesen bösen Dämon. Himeros heißt er auf griechisch. Ihr seid liebessiech. Ist auch kein Wunder. Ein Mann wie Ihr! Vier Weiber brauchtet Ihr! Wir Söhne des Propheten, wir verstehen uns besser darauf. Ein Mann ohne Weib ist ein Kopf ohne Rumpf. Seid klug. Werft diesen Bischofsstab weg: — er freut Euch herzlich wenig: Ihr braucht ein Schwert fast so notwendig wie ein Weib! — Flieht nach Cordoba. Schon mancher Franke hat's gethan, hat dort sein Glück gefunden. In einem Jahre seid Ihr einer unserer ersten Fürsten und in Eurem Frauensaal habt Ihr zwanzig Arzeneien.‘

Ich stieß ihn mit der Faust von mir. Ein Richwalt löscht seine Flammen nicht mit Kot. Lieber verbrennen! Ich ließ mein Blut strömen, bis ich umfiel, und zergeißelte mich und fastete und trug unter härenem Hemde einen Stachelgürtel viele Jahre. Und wenn ich in eine bilderreiche Handschrift blickte — jeder Frauenkopf ward zu Muthgard! Und es blieb immer das Gleiche, all diese Jahre! Und — hört es, Frau Muthgard! — meiner Seele Frieden — fand ich nimmermehr! Wahrlich: Euer Glück, haltet's hoch im Wert! — es ist teuer erkauft: durch meines Vaters Gram — durch Eures Vaters Gram: ich traf ihn, eh' er starb zu Metz! — und durch das zerknickte, zerquälte Leben jenes Richwalt, der einst sich vorgesteckt hatte, Herrn Karl den Liebling, Held Roland, — Roland selber! — zu ersetzen."

Er hielt erschöpft inne.

Da sprach Muthgard, herantretend und die Augen fest auf ihn heftend: „Meines Vaters Gram thut mir tief leid. Aber, was kann ich dafür, daß ich ihn lieben mußte, diesen Volkfried da und keinen sonst? Und wären alle Männer der Welt darüber verzweifelt, —: ich hätte doch nur diesen Mann geliebt.“

Und sie lehnte sich an ihres Gatten starke Brust. Volkfried drückte ihre Hand.

„Ich weiß, ich weiß! — Und nun, nach fünfzehn Jahren, find' ich Euch wieder. Zuerst jenes holde Kind. Und dann — Euch selbst! — Ich schweige! — Und mein böser, scharfer Kopf raunt dem wilden, dem tobenden Herzen zu: des Mannes Leben ist in deiner Hand. Laß ihn sterben. Dann . . . —“ „Nun? Und was dann?“ sprach Muthgard vortretend. „Die Verlaßne zwingen — mit Gewalt? — Wie jener Fortunat . . . —?“ Da schrie Acerbus laut auf in leidenschaftlichem Schmerz: „O weh, weh über mich! So schlecht bin ich in diesen Augen! — Nein! — Ich bin ja so tief herabgeschmettert: — wär' es wahr, ich würde auch diesen Frevel meiner Gedanken euch gestehen. Aber das hab' ich nie gedacht!“ „Nicht Gewalt? Also wagtet Ihr zu wähnen . .?“ zürnte die Frau. „Nichts! Oder ja doch: — denn alles muß gesagt sein! Ich träumte wohl: wenn der Mann doch sterben muß, nach des Kaisers Recht — und wenn ich dann der Witwe mich annehme wie ein Bruder und wenn sie sieht, wie die Kinder in meinem Bischofshause zu Glück, Reichtum, Glanz und aller Herrlichkeit der Welt aufsteigen — dann wird vielleicht ihr Herz in Freundschaft, in Dank, in Mitleid für mich schlagen. Und wer weiß, wenn ich die kluge Frau selbst emporhebe in das helle Licht meines Geistes, wenn ich sie teilen lasse all meine stolzen, reichen

Gedanken — denn ich verachtete dich, Volkfried, in der eiteln Hoffart meines Bücherwissens und erhob mich sehr über dich in meinen Gedanken und bin doch nicht wert, — hör' es, Frau Muthgard! — daß ich als Knecht diesem Vielgetreuen diene! —"

Unsichtbar für den Bischof drückte sie stolz ihres Mannes Hand.

„Ach, ich träumte wohl, — der Papst kann alles: — Papst Leo liebt mich sehr! — er kann auch das. Gar mancher Bischof hat ein Weib."

„Kluger Bischof," grollte die Frau, „was für ein Thor bist du! Das Weib, das Volkfrieds war —! Hier, diese einfältige Muthgard, die nicht lesen und nicht schreiben kann und nichts zu eigen hat als ein verbrannt Gehöft: — und böte ihr als Witwe der große Kaiser Karl Herz, Hand und Thron — sie lachte nur und sagte: Armer Herr Kaiser! Ihr kennt mein Herz und meine Liebe nicht. Denn Liebe: — das ist Ewigkeit."

„Amen," sagte der Bischof feierlich. „Das brauchst du mich — wahrhaftig! — nicht zu lehren. — Ich meinte — in den letzten Nächten — ich würde nun wirklich wahnsinnig. Aber Gott der Herr hat mir geholfen: diese Nacht, tief draußen im Wald, — im kalten Schnee. Gott und Lindmuth, die sein Engel ist auf Erden. Und ich beschloß zu meiner ersten Buße — meine zweite — viel leichter! — ist, daß ich Papst und Kaiser alles gestehe, dem Bistum entsage und in ein Kloster als Büßer trete —! euch — auch dir, Volkfried, und das war schwer! — alles zu gestehen und mich zu demütigen bis in den tiefsten Staub!"

Er schritt nun rasch durch die ganze Halle hin auf beide Gatten zu: „Ich bin ein sündhafter Priester gewesen fünfzehn Jahre lang. Ich habe dich morden wollen in

Gedanken, dich, du treuer, reiner, aufrechter Mann, morden unter dem Scheine des Rechts und deine Witwe mir gewinnen durch Reichtum, Glanz und Hochmut des Geistes. Ich büße! Hier, vor eure Füße, werf' ich mich und beuge mein hochfärtig Haupt vor euch in den Staub! Verzeihet mir, ich fleh' euch an, verzeiht!" Und ehe sie's hindern konnten, lag er vor ihnen hingestreckt am Boden, das Antlitz zur Erde gedrückt, die Hände über dem Haupte flehend emporgereckt.

Sofort faßte Volkfried seine Rechte und zog ihn halb empor, so daß er knieen mußte: „Richwalt, Nachbarssohn! — Du hast viel um diese Frau gelitten und verloren: — Richwalt, ich verzeihe dir aus tiefstem Grund des Herzens."

Aber Frau Muthgard wandte sich ab und schwieg.

Hilflos, flehend blickte der Knieende zu ihr empor. Sie sah es wohl. Aber, finster blickend aus den so lichten Augen, schüttelte die Frau feindselig, wie drohend, langsam das schöne Haupt: verhalten begann sie: jedoch, gegen ihre sonstige Art, gegen ihren Willen riß sie das Gefühl dahin, daß sie immer rascher, immer lauter, immer heftiger sprach.

„Nein! — Nicht also! — Daß Ihr mich damals liebtet — mich wirklich liebtet, — ich hab' es wohl gefühlt. Ich habe deshalb für Euerer Seele Frieden gebetet, mein liebes Kind beten lassen. Daß Ihr" — sie stockte: Erröten übergoß ihre Wange — „daß Ihr dann noch immer meiner — — daß Ihr mich in fünfzehn Jahren nicht vergessen habt, — ich will es Euch verzeihen."

„Ihr seid sehr gnädig," lächelte er bitter und sprang auf.

„Verzeihen, — nur um jenes Kindes willen, das Ihr gerettet habt. Aber daß Ihr meinem Mann — diesem Mann! — den Tod zugedacht habt, — das kann Euch Gott — vielleicht, — ich kann's Euch nicht vergeben."

Zornig funkelten jetzt die sonst so ruhigen Augen: lodernde Blitze schossen auf den Bischof, daß dessen bleiches Angesicht noch bleicher ward. Weder er noch auch Volkfried hatten sie jemals so gesehen. Sie trat drohend einen Schritt gegen ihn vor. „Hört es: ich hasse Euch! Es war nicht wohlgethan, daß Gott Euch schuf!" Und stürmisch rauschte sie aus der Halle.

Hoch richtete sich der Gebeugte auf und hob — zum erstenmal — das Haupt: „Das war zuviel!" sagte er ruhig.

Da ward die Thüre der Halle aufgerissen und Hülsung und Fidus eilten über die Schwelle. „Gelobt seien alle Heiligen," rief der Mönch, „Volkfried! Da steht er lebend." „Er ist unschuldig, Herr," rief Hülsung. „Der Kaiserbote Francio sendet uns. Der Mann schlug in echter Not. Ich eid' es."

„Ich weiß es. Er ist frei."

Da trat Volkfried an des Bischofs Seite und legte ihm die Rechte auf die Schulter: „Ja! und sagt dem Kaiserboten: der Bischof hatte mich freigegeben, — bevor Ihr kamt."

Sechstes Buch.

Erstes Kapitel.

Wenige Tage darauf saß in dem Welandshof Graf Francio gegen Abend wieder an dem Tische, der mit Urkunden überdeckt war; er las bei dem Scheine der römischen Ampel; er war allein: vergebens hatte nach jenem Mordanfall der Seniskalk gefordert, daß immer Bewaffnete in der Halle selbst weilen sollten: nur den Laden ließ der Graf fest schließen und vor der Hallenthüre durfte ein Krieger wachen.

Das Ergebnis seiner Lesung schien den Alten wenig zu befriedigen. Das mächtige Haupt leise schüttelnd, warf er eines der Pergamente auf den Tisch, stützte den Kopf auf die linke Hand und sah träumend, brütend vor sich hin in das Feuer, das von dem offenen Herd aus eine wohlige Wärme verbreitete.

Immer tiefer furchten sich die Falten auf der gewaltigen Stirn, immer unzufriedener blickten die halbgeschlossenen Augen.

„Herr, Herr,“ sprach er zuletzt halblaut vor sich hin, „warum prüfst du deinen treuen Vogt auf Erden gar so schwer? So unaufhörlich? Könntest doch jetzt nachgerade wissen, wie ernst es ihm ist mit deinem Dienste! Wenn alles, was ich sorgfältig — in langen wachen Nächten, —

aussinne zum Heile des armen Volkes, wieder von den schurkischen Amtleuten mißbraucht wird, die Bedrängten vollends in den Staub zu treten, wenn die Arznei so zum Gifte wird, — dann, lieber Christus, ist das doch recht hart von dir gegen deinen Kämpfer, der allüberall auf Erden deine Sache führen will, daß du all das so hingehen lässest. Thust du's nur, meine Geduld zu prüfen, dann, lieber Herr, dann mach' bald ein Ende der Prüfung: — sonst bestehe ich sie nicht.

Wie hetzest du mich umher in deinem Dienst! Kaum vom Ebro heimgekehrt, jagst du mich bis an die Theiß, und von dem Tiber schickst du mich spornstreichs über die Elbe hierher an die Eider. Und keine Nachricht — immer noch nicht! — von Benevent, von Spanien, den Avaren, von Byzanz zumal. Bedenke doch, lieber Herr, ich bin alt: — ich werde müde. Du hast mit dreiunddreißig Jahr schon genug daran gehabt, die Erde zu treten. Und ich bin mehr als doppelt so alt geworden in deinem schweren Dienst. Und wenn doch so manches mißlingt, — verdrüssig möcht' ich werden! Ach wenn ich doch nur lesen könnte in den Herzen meiner Völker, ob sie's denn wirklich auch ein wenig mir danken, ob sie's ahnen, wie ich für sie mich mühe und keine Ruhe mir gönne nachts und tags . . ? Auch die Sachsen — wohl hab' ich sie lange quälen müssen — aber der Herr Christus hat mir's befohlen, zu ihrem Heile: ob die das gar nicht ein wenig einsehen? Ob sie nur dem Besieger fluchen, nicht auch dem väterlichen Beschirmer des Rechtes danken? Auf die Schmeichelberichte dieser falschen Grafen geb' ich noch weniger als auf die Lobverse meiner Hofdichter! Wie soll ich nun hinter die Wahrheit kommen? Ach manchmal werd' ich todmüde, und ich meine, all meine Lebensarbeit war umsonst!" —

Und er stöhnte und schloß verdüstert die Augen.

So nahm er nicht wahr, wie die Hallenthür geöffnet ward; — freilich auch nur ein ganz klein wenig: — das genügte, eine gar schlanke, feine Gestalt durchschlüpfen zu lassen, die nun leise, leise mit den kleinen Füßen über den Estrich hin zu dem Alten glitt, unhörbar vor ihm auf beide Kniee niedersank und jetzt anhob, mit beiden linden Händen ganz sanft und zärtlich den schönen langen blütenweißen Bart zu streicheln, der ihm bis auf den Gurt herniederfloß.

Nun sah er auf: über sein Antlitz zog ein heller Schimmer, die Düsterkeit, sie war hinweg: „Du bist's, Kleine? Du Sonnenstrählchen! Was willst du?"

„Nur bei Euch sein. — Darf ich?" — „Gern. Aber was willst du bei mir?" — „Euch anschauen. In Euer großes liebes Gesicht. Das ist so viel gut ansehen. Und dann . . ." — „Was dann?" — „Ich komme wohl auch von selbst gern zu dir; auch schon vorher. Aber doch! Ich hätte es nicht gewagt, so oft. Denn du bist zwar sehr, sehr gut, Herr Graf: aber doch auch sehr erschrecklich." „So?" sprach der Alte und wollte das Mädchen auf seine Kniee heben. Sie errötete aber und schmiegte sich nur an seine Seite. „Erschrecklich bin ich?"

„Ja," fuhr sie fort, ganz zutraulich in dem weißen Barte wühlend, „und ein klein wenig zornig wirst du doch recht oft." — „So?" — „Ja, ja. Und Herr Audulf sagte, wenn du ganz zornig bist, dann fahre dir Feuer aus den Augen und niemand könne dann deinen Blick aushalten. ‚Aber,' — hat er gesagt — ‚du, Kleine, gehe du nur oft zu ihm, wann ich fortgezogen bin' — hat er gesagt, — ‚und wann er die tiefen Furchen macht zwischen den Brauen. Denn er hat sehr viele schwere Gedanken, der Graf Francio. Aber dich' — hat er gesagt — ‚dich

hat er gern um sich, etwa wie du dein Rotkehlchen, das auch im Winter singt' — (Hörst du es? Da singt es! — Beim Licht des Kienspans draußen!) Und wie die Mutter meinte, ihr sei das wohl ganz recht, aber wie das doch käme, daß der gestrenge Herr Graf an solch jungem Ding Gefallen finde? Da sagte Herr Audulf: wegen ihrer! — Wegen Frau Hildigard. Das war nämlich seine Frau, wie er noch jung war. Und die hat er geliebt, — mehr als die ganze Welt."

„Ja," sprach der Alte langsam vor sich hin, „das war seine Frau, wie er noch jung war. Und die hat er geliebt, mehr als die ganze Welt."

„,Und', fuhr Herr Audulf fort, ,wie zuerst das Mädchen über die Schwelle trat, da rief der Alte' — so sagte nämlich der Seniskalk, — Ihr müßt's nicht übelnehmen!" — „Ich nehm's nicht übel. Sie nennen mich so — schon lange! — von Benevent bis Sliesthorp." — „,Das Mädchen ruft mir Frau Hildigard zurück. Hildigard war etwa so alt, als sie mein ward; das Kind soll recht viel um mich sein.'" „Sie war dreizehn Jahre, und mit vierundzwanzig hab' ich sie schon begraben," sprach der Alte schwermütig vor sich hin, mehr zu sich selbst, als zu der Kleinen. „Und vor dem Abreiten wies mir Herr Audulf einen Spalt in der Thür und befahl mir, da solle ich, wann Ihr lange Zeit allein hier säßt, hereingucken. Und wenn Ihr die tiefen Furchen zöget, dann solle ich keck hereinkommen und Euch was erzählen. Und so that ich auch heute, jetzt. Aber erzählen? Ich weiß nichts. Außer: wie wir lebten in der Höhle."

„Arme Leute! — Warte nur, Graf Hardrad!"

„Und vorher, wie wir lebten in unserem lieben Hof. — Und von Fidus. — Aber das wußtest du meist schon. — Und von Hauswart. Den hast du leider nicht gekannt.

Und von Heimo —, dem Guten. Und von dessen vielen Geschichten von der Waldfrau und . . . ." — „So, so! Da weißt du wohl auch von dem übeln Woden und Donar und . . . —"

Da hob die Kleine ernsthaft den Zeigefinger und sprach: „Du! — ‚Absag' ich Woden und Donar und' — kennst du den Spruch denn nicht?" „Doch, doch!" sagte der Alte, ganz beschämt. „Dann weißt du auch, daß man von denen nicht mehr reden darf. — Herr Karl hat's verboten." — „Bah! Der ist ja fern in seinem Aachen. Der hört es nicht." — „Du, da bist du aber irre! — Erstens, sagt Fidus, muß man das Unrecht meiden, auch wo es niemand sähe: denn Gott der Herr und mein schöner Herr Schutzengel" — sie errötete über und über — dann fuhr sie fort — „der sieht es doch. Hast du das nicht gelernt?" „Ja doch, ja!" Recht kleinlaut sprach das der Versucher. „Und zweitens —: weißt du denn nicht, daß Gott seinem lieben Freunde, Herrn Karl, gar vieles zeigt, was gegen Herrn Karls Recht geschieht in allen seinen Landen?" — „So? — Nein! — Davon weiß ich leider gar nichts!" — „Nicht? Nun, so kann ich dir davon erzählen; überhaupt von Herrn Karl." — „Wer aber erzählte dir von ihm?"

„Fidus und der Vater und Heimo, die haben ihn gesehen. Und die Mutter. Und Er . . . ich meine, mein Herr Freund! Und jeder Gast, der über die Furt wollte und von Mittag kam." — „Haben die ihn alle gesehen?"— „Wie du doch seltsam fragen kannst! Nein! Aber gehört von ihm haben sie doch. Und einer sagt es immer dem andern. In den Hallen und Höfen, an dem Herdfeuer, die langen Winternächte über reden die Leute sehr viel von Herrn Karl. Fast von nichts anderm, seit sie von den Heidengöttern nicht mehr reden dürfen." — „Sie schelten

wohl auf ihn?" Wieder hob das Mädchen warnend den Zeigefinger, diesmal noch höher, strenger: „Aber! — Herrn Karl schelten! — Die Bösen freilich, die Grafen" — „Die Grafen! — Das sind also die Bösen?" — „Ja, natürlich: meistens, sagt der Vater." „Ist ja recht tröstlich," meinte der Alte und nickte grimmig. — „Aber alle Guten, die Bauern, die Nachbarn, die Freien wie der Vater — die haben ja — oft sagt es der Vater — nichts zum Schutz als das Schwert an der Seite, den Himmelsherrn da droben und: — Herrn Karl zu Aachen. Oh, was war es mir für ein Trost in all unserem Elend zu wissen, daß Herr Karl und sein Recht auf Erden leben." — „Herzlich wenig halfen euch beide. Verhungert und erfroren wäret ihr nahezu, wenn nicht . . . —" — „Herrn Karls Sendbote des Wegs gekommen wäre. Die sendet Herr Karl: — wie er nämlich meint. — Aber in Wahrheit sendet sie Gott, der auch den Herrn Karl auf die Erde gesandt hat, — als seinen großen Sendboten." — „Woher weißt du das?" — „Ei, das wissen doch schon die Kinder bei uns: Gott der Herr hat Herrn Karl zum König gemacht, zum Heil aller Armen und Schwachen. Die Sänger singen's überall in den Hallen und Höfen!"

Da drückte der Alte einen leisen Kuß auf des Mädchens blondes Haar, so leicht, die Kleine merkte es gar nicht, sondern fuhr gar eifrig fort.

„Jawohl! Und weißt du denn nicht, daß manchmal Gott der Herr seine Engel aussendet in Menschengestalt, die dann als Herrn Karls Sendboten umgehen? Wer weiß, ob nicht auch in meinem Retter . . . ?" Sie errötete und brach rasch ab. „Aber jenes Vögelein, das mich retten half, das hat mir —," nun lachte sie, „darf ich dir was vertrauen? — Sagst du's lieber Herr, auch nicht Herrn Karl?" und schmeichelnd strich sie seine Wange.

„Von mir erfährt er's gewiß nicht," beteuerte der Alte. „Nun, dann höre: Volkbert sagt, die Rotkehlchen sind Herrn Donars Sendboten. Und so schulde ich — sagte er — dem rotbärtigen Donnerkönig ein Dankopfer von roten Ebereschen, sobald sie wieder reifen. Sonst wird er mich mit dem Blitz erschlagen. Aber ich fürchte ihn nicht, den Heidengott. Denn mich schützt Christus der Herr und mein Schutzengel oder auch — mein Freund!" In schöner Begeisterung leuchtete das blaue Auge des Mädchens auf. Der Alte strich ihr über das edel gebildete Haupt. „Amen! Aber den bösen Buben, den Volkbert, an den Ohren zu schütteln, dazu wird wohl auch noch Rat werden. Amen." — „Schilt ihn nicht! — Er hat all das von Heimo. Und Heimo war sehr gut. — Wann kommt endlich der Vater? Und Volkbert? Und Er ... mein lieber, guter Freund?" — „Wann sie ihre Geschäfte erledigt haben. Der Bischof schrieb mir, als er deine Mutter und dich hierher sandte, er habe deinen Vater sich als Wegführer in all die Einzelhöfe des Nordgaues erbeten." — „Und Volkbert wollte dabei sein." — „Also der tote Heimo erzählte soviel von den Heidengötzen? Gut, daß er tot ist. Und der Vater und die Mutter — von was erzählten die?" — „Am liebsten von Herrn Karl." — „Muß langweilig werden." — „Du! Das sag' nicht! Von seinen Kriegsfahrten. Und, was ich viel lieber höre, wie er weise ist und gerecht." „Wer weiß, ob alles wahr ist," meinte der Alte; aber er schmunzelte doch. „Aber doch gewiß! Und ach, wie gut war es, daß mir die Mutter soviel von seinem Recht erzählt hatte. Das gab mir Kraft, auszuhalten in unserem argen Elend." — „Wie meinst du das, Kind?" — „So. Ich sagte mir: soviel wert bin ich doch wohl auch wie eine Blindschleiche. Kennst du die Art von Tierlein? Sind gar gutartig. Mußt dich nicht

vor ihnen fürchten, weil sie kriechen wie die Giftnattern." „Ich? Ich . . ich fürchte mich nicht gar so leicht," lachte der Alte. „Aber was willst du mit der Blindschleiche?" — „Nun ja! Das ist ja die schöne Geschichte, die wahrhaftige, von Herrn Karls Recht. Gieb fein acht, dann erzähl' ich sie dir. — Nein, nicht zugleich in die langen Rollen sehen! Nur auf mich mußt du achten. Sonst passest du nicht recht auf." Gehorsam legte der Alte die aufgenommene Urkunde wieder auf den Tisch. „Und vor allem: sonst wirst du wieder grämlich, wie du aussahst — so düster! — als ich eintrat. Jetzt siehst du schon viel freundlicher. Also, gieb acht! Nun kommt's. — Der Herr Karl ist der beste Herr König, der je gewaltet hat auf dem Erdreiche." „Schwerlich," zweifelte der Alte, das gewaltige Haupt hin und her wiegend. „Aber wenn ich dir's doch sage! Du darfst mir nicht immer in die Rede fallen! — Und er hat Christus dem Herrn gelobet, da der ihm zu Romaburg die Krone aufs Haupt hernieder schweben ließ durch seinen Engel . . . —" — „Es war aber doch Papst Leo und . . . —" — „Still doch! Da hat er gelobet, das Recht zu schirmen allüberall in seinen weiten Reichen, auch des geringsten Geschöpfes, wider Gewalt und Unrecht immerdar. Und Brot und Becher, Fleisch und Fisch zu lassen und Rast und Ruhe im lieben Lager, im breiten Bett, wann sie am wohligsten wäre, — du merkst es wohl: ein Sänger hat den Sang der Mutter vorgesprochen! — ob irgend ein Armer ein Unrecht klagte beim König.

Und am herrlichen Haus in dem alten Aachen ließ er seit langem eine gleißende goldne Glocke hangen zu Häupten der Pforte der Pfalz, ob den steinernen Stufen.

Und schwur den schweren Schwur vor dem Volke der Franken: ‚Wer immer ein Weh, ein arg übel Unrecht leide im Lande, wie arm auch und elend, wer irgend atme in

Karls Königtum, der solle, selber oder durch bittende Boten, ziehen ohne Zagen am straffen Strange der goldenen Glocke! Und wann immer den weckenden Wehruf die Mahnerin melde: — bei steigenden Sternen, bei sinkender Sonne, in fröhlicher Frühe, in nebelnder Nacht, — stets wolle der starke Rächer und Richter, des Rechtes Rat-Rüster, lassen vom Lesen, lassen vom Lager, vom wonnigen Wein, von der seligen Seite der milden Gemahlin, und eilen vor allem, mit Hilfe zu helfen dem kleinsten Kläger, der da klingen lasse das leiseste Läuten der gleißenden Glocke.‘

Saßen selbander selig im Saale bei flammenden Fackeln, bei wonnigem Weine Karl der König und die herrlichen Helden: Roland der Recke . . .“ „Das ist dann lange her,“ seufzte der Alte.

„Und Audulf der Edle und Gerold der Gute und alle die andern im goldnen Gemach. Sangen da süß in welschen Weisen Priester des Papstes. Horch da, hell hallend klang ein Klingen von der Pforte der Pfalz, von der Treppe ein Tönen. Und ein Edeling eilte hinaus aus der Halle, zu sehn und zu suchen.

Aber er fand nicht Freund, nicht Fremden.

Und lautere Lieder sangen die Sänger: doch horch: man hörte aufs neue durch die Nacht klingen die Klänge.

Da hastet ein Herzog hinaus aus der Halle, zu bringen den beharrlichen Bitter. Aber Mann nicht merkt er, Weib nicht gewahrt er: leer wie die Luft ist rings der Raum vor der Pforte der Pfalz, der treuen Thüre.

Und lauter lärmten die lustigen Lieder, die Freuden des Festes, hallten die hellen Harfen, hohe Hörner hoben die Helden — es rauschte die Rede — horch: da hörte zum dritten dröhnen Karl der Kundige die goldene Glocke: mächtig mahnend, all übertönend das laute Gelage. In

der Hand hielt der Held den bildreichen Becher, das schöne Geschenk der reichen Römer. Durst ihn drängte, der Männer mäßigsten: denn dreimal nur darf, nach gelobtem Gelübde, täglich trinken der Treue: so hat in jungen Jahren der Edle geeidet, seit selber er sah, wie ein redlicher Richter, sonst wacker und weise, der Pflicht nicht pflag und, vom Weine bewältigt, nicht dachte des Dings."

„Das ist wahr. — Mich wundert, daß man's weiß."

„Noch nicht letzte er die lechzende Lippe mit erstem Antrunk: — müd' war der Mächtige! Gerade gekommen aus spanischen Speeren, aus Haufen der Heiden, von dem Staube der Straße —! Horch, da hörte er laut durch das Lärmen wieder den Wehruf des klingenden, klagenden Klangs.

Auf sprang der Edle, den bereiten Becher, den schäumenden, schob er, die liebe Labe, von lechzender Lippe und ging, der Gute, sonder Saumsal, er selber, zu sehen. Fand er da forschend, bei flammender Fackel nahe sich neigend: — denn sorglicher suchte er selber als der erste, der Edling, und der hurtige Herzog, — um den straffen Strang der Glocke geschlungen ein weniges Wichtlein, einen winzigen Wurm, die blinde Blindschleiche. Als die Harrende hörte, die Harmvolle, Herrn Karls des Königs staunende Stimme — er rief: ‚zu richten ruft und zu rächen, mir trauend, ein Tier?' da glitt von der Glocke die Glatte und schlich gar schleunig, — doch oft abwartend, ob der Fürst ihr folge, — herab von der Halle, von den stolzen Stufen, durch staubige Straßen, durch das türmende Thor hinaus in die Heide, oft haltend und horchend, ob fürder ihr folge der rettende Richter. Der folgte mit flammender Fackel allein ihr und ohne die andern. Endlich aber weilte der Wurm vor Gestrüpp und Gestein und dichtem Gedörn.

Da schaute der Schirmer des Rechts, der Richter, wie ins niedliche Nest des wehrlosen Wurmes schlimme Schlange,

neidige Natter, üble Otter, giftgeschwollene, mit Gewalt sich gewälzt, verdrängend, verdräuend des Hauses Herrin, die alte Eignerin, die schlichte Schleiche. Und zornig züngelte gegen den schimmernden Schein der flammenden Fackel, gegen den guten Gewährer rettenden Rechts, die nächtige Natter, der Neiding: wie alles Untier auf Erden böse sich bäumet gegen den guten Karl, den Kaiser. Heia, nun hob er, der hohe Held, der herrliche Herrscher, das schwingende Schwert und mit hurtigem Hiebe schlug er der Schlange häßliches Haupt. Dankbar drängte des Hauses Herrin, die ihr Recht nun richtig errungen, an die Füße des Fürsten, mit den Lippen sie leckend. Aber der Edle hob sie mit Händen, sänftlich, er selber, in Haus und in Heimat und wirkte ihr weihend, wie ein rechter Richter, feierlich Friede. Aber von oben, hoch von dem Himmel, schoß mit Schimmern ein strahlender Stern auf das Haupt des Herrschers: seinen Segen sandte Gott der Gerechte Karl dem Kaiser, der auch winzigem Wurm ein Rächer des Rechts!"

Das Mädchen war von dem Knie des Alten hinweggetreten im Eifer der Rede: nun stand es vor ihm, seiner Gegenwart kaum bewußt, die großen lichten Augen weit geöffnet und nach oben gerichtet, auch beide Hände erhoben. Wie verzückt stand sie da.

Der Alte sah sie schweigend an: es zuckte ihm über die Augen hin: aber er faßte sich zusammen. Endlich sprach er: „Und — glaubst du das, Kind?"

„Gewiß und wahrhaftig."

„Ein blöder Wurm! Es wäre ein Wunder."

„Gewiß! Der Himmelsherr thut aber Wunder alle Tage, seit er die Welt geschaffen hat, sein größtes Wunder, sagt Fidus. Warum soll er nicht auch Wunder thun für ein arm hilflos Tierlein? Mir aber ward in meiner

allergrößten Not — im Walde, im Schnee — diese Geschichte zur Rettung. Ich sagte sie mir oft und oft, wann ich verzagen wollte in dem Elend der Höhle, und zuletzt im dichten, dicht fallenden Schnee. ‚Vorwärts, Lindmuth,‘ sprach ich zu mir selber, ‚im Himmel waltet Gott der Herr und auf Erden Herr Karl. Gott hat durch Herrn Karl das arme kriechende Tierlein gerettet. Er wird auch dich erretten durch Herrn Karl.‘ Und in Gedanken zog ich an der goldenen Glocke: — ihr leises, leises Klingen war das letzte, was ich im sausenden Ohre hörte, als ich einschlief im Schnee. Und als ich erwachte: nun? Da stand Er, vor mir —, mein Freund, ein Bote Gottes und des Kaisers.“ — „Du seltsam Kind!“ — „Seltsam? Gar nicht. Herr Karl, er ist des Volkes Hort, der Armen Schild. So sagen in unserem Lande alle guten Menschen, die ich kenne. Und keine Nacht durft ich einschlafen — so hat die Mutter, hat sogar der Vater mich gelehrt — bis ich die Hände nochmal frisch gefaltet und zu Gott gebetet hatte für Herrn Karl, des Rechtes und der Schwachen Hort. Aber, was hast du? — Du, du siehst jetzt so seltsam. Ernsthaft! Und doch freudig?“

„Ein Sachsenkind! — Ich danke Gott,“ sprach der Alte und küßte das Mädchen auf die weiße Stirn, „daß er mir dich gesandt hat und diese Stunde.“ Sie machte sich leise los und sah zu ihm empor — ein wenig listig. „Herr Graf, Ihr habt mir oft gesagt in diesen Tagen: Ihr habt mich lieb.“ — „Und ist die Wahrheit, holdes Kind.“ — „Wohl. Ich hab’ Euch auch lieb, nicht wie — aber doch auch. Also. Nun, da wir so gut miteinander sind, — nun müßt Ihr mir auch helfen.“

„Gern! Worin? Wobei?“ Sie sah sich scheu um, man hörte Muthgard fern im Hause schaffen und walten. „Bei der Mutter. Sie hat zwei schwere Stücke auf dem

Herzen. Das eine weiß ich nicht, aber das andere weiß ich." — „Nun, was ist das andere?" „Mein Freund. Sie schieden in Unfrieden: — weshalb, das ahn' ich nicht. Aber es drückt sie: sie war wohl ungut gegen ihn. Und es dreht sich ein klein wenig ihr Herz herum. Ich habe bereits viel daran geschoben," lachte sie schlau. „Sie hatte mir verboten, für ihn zu beten, wie ich das doch gethan jahrelang bevor —" — „So? Was heißt bevor?" — „Nun eben, bevor . . ich ihn . . gesehen und er mich. Da bete ich nun bald zehn Jahre für ihn jeden Abend. Und nun, da ich ihn mir glücklich herbeigebetet habe und er mir hilft und ist so gut und so viel schön . . —"

„So?"

„Jawohl! Findet Ihr das denn nicht? Schon wie ich aus dem Schnee zu ihm emporsah, erschrak ich fast, so schön war er — obzwar so traurig. Und seitdem hab' ich ihn so lieb — gleich nach den Eltern und Volkbert. Heimo hatt' ich auch recht lieb, und Fidus ist mir so wert. Aber ihn — ganz anders! Muß immer an ihn denken. Ist ja auch meine Pflicht, Dankespflicht — nicht wahr? Ich muß ihn lieb haben! Nicht?" Sie war ganz eifrig geworden. Er sah sie an. „Kind, wie alt bist du?" — „Vor wenigen Wochen war mein vierzehnter Winter vorbei." — „So! So! So! — Nun — meinetwegen — hab' ihn lieb soviel du willst. — Und was soll ich dir nun helfen?" „Der Mutter Herz noch vollends herumschieben: denn es fehlt noch ein ganz Ende. Ich betete nun also nicht mehr für ihn. Das heißt" — und sie lächelte wieder, fast so lieblich wie ihre Mutter — „nicht mehr laut. Aber im stillen heißer als je. Neulich Abend nun, — wir hatten ihn und den Vater verlassen — als mein laut Gebet zu Ende war, sagt die Mutter, ganz tief in Gedanken, ‚du bist ja noch nicht fertig.' — ‚Doch.' —

‚Nein. Bete wieder für —, für deinen neuen Freund. Bete: Gott soll ihm ein versöhnlich Herz geben.‘ — Merkt Ihr was?“ — „Ich glaub’, ich merke was! Mehr als — du merkst.“ — „Er und die Mutter müssen sich wieder vertragen; sie müssen! — Sonst scheint mir die Sonne nie mehr hell. — Helft mir dazu! Aber horch! Sie ruft mir. Verratet mich nicht! Könnt Ihr wohl auch solch schwer Geheimnis wahren? —“ — „Ei ja, ich hoffe doch!“ „Gleich, Mutter, gleich!“ Sie sprang dahin.

Der Alte sah ihr nach: „Sieh, sieh, das Kind! Es ward ein Jüngferlein! — So war Hildigard, da sie mich liebte und es noch lang nicht recht wußte. Es ist ihr erster holder Herzenstraum. Sie ist die Mutter nocheinmal, verjüngt: nur weicher. Papst Leo giebt ihm sicher die Verstattung, fordr’ ich sie. Wird das die Lösung für sie alle?“

Zweites Kapitel.

In dem Walde, der sich zwischen der Burg Esesfeld im Westen und Welandsfleth im Osten hinzog, ritten aus einer Seitenrichtung, von Norden her, einbiegend auf den Weg nach dieser Siedelung, Volkfried und sein Knabe; sie waren freudigen Herzens: der böse Graf ward sicher bald unschädlich gemacht, und Acerbus hatte zugesagt, der Wiederaufbau des gegen das Recht geschädigten Hofes solle auf Kosten des Schuldigen geschehen. Muthgard und die Kleine wußten sie gut aufgehoben bei dem andern Königsboten.

Es war ein schöner heller Wintertag: vom blauen Himmel herab lachte die Mittagssonne auf die Bäume, die im Rauhreif prangten, — jede Nadel der Fichten funkelte,

von vielen kleinen zarten Krystallen wie von winzigen weißen Federchen umschlossen — und auf die harte Schneedecke der Waldstraße; es war ein fröhlich Reiten in der frischen, wangenrötenden, aber nicht scharfen, windstillen, klaren Luft. „Laß uns doch wieder rascher traben," drängte Volkbert. „Wir müssen ja nun doch bald am Ziele sein." — „So rasch noch nicht. Vor Nacht nicht. Es sind noch viele Meilen. Der rechte Reiter schont sein Roß. Immer zu hastig bist du mir! Sonst war ich zufrieden mit dir in diesen Tagen. Es hat mich nicht gereut, dich auf dein Bitten mitgenommen zu haben auf den Wegen kreuz und quer zu all den Nordhöfen. Es ist gut, daß du beizeiten das Nachbarland und die Nachbarleute ringsum kennen lernst." — „Wann stößt der gute Herr Bischof wieder zu uns?" — „Bald, sowie er fertig ist mit den noch übrigen Höferschaften. Zu den letzten konnte er des Weges nicht verfehlen. So erbat ich Urlaub, mit dir zur Mutter . . . Aber horch! Da! Hinter uns hallen ferne Hufschläge: — auf dem hartgefrorenen Boden hört man's weit. Das kommt von der Straße von Esesfeld her: — Vorsicht!" Beide hielten und spähten scharf aus. „Bah," rief der Knabe. „Es ist nur einer. Aber der hat's eilig, Vater! So sah ich noch niemals reiten. Der fliegt ja dahin!" — „Welch herrlich Roß! — Aber den Reiter, mein' ich, sollt' ich kennen: — die Gestalt —" — „Jawohl! Und nun sieht man auch schon das Gesicht im hellen Sonnenschein. Das ist ja . . ." — „Mein Bruder ist's! Was kann ihn hetzen zu so wildem Jagen?" Der Reiter war heran. Die langen dunkelblonden Locken hingen ihm wirr ins Gesicht, der Mantel flatterte weit hinter ihm her: — tief lagen die Augen eingesunken —: seine Wangen waren fahl, obwohl ihm der Schweiß von der Stirne troff. Er hatte nun auch die beiden erkannt: und doch, er hielt das

keuchende Roß an: — nicht mehr die wenigen Schritte, welche die Brüder noch trennten, konnte er zurücklegen; erschöpft, todmüde, ließ er sich vom Sattel gleiten in den Schnee.

Rasch war Volkfried an seiner Seite; er richtete ihn auf, rieb ihm die Hände, die Schläfe: der Knabe mußte ihm aus einem Lederfläschlein Wein einflößen. Da schlug der Bleiche die Augen auf. „Bruder!“ sprach er matt, aber hastig die Worte hervorstoßend — „also lebst du wirklich, wie sie — die Wendin — sagte! Dich schickt der Himmel! Der Christengott — zu dem ich reuig — wie zu Herrn Karl — wiederkehre! — Ich kann nicht mehr! Du kannst, du wirst ihn retten!“ — „Wen?“ — „Eben — ihn.“

„Wen denn, Bruder?“ — „Herrn Karl!“ — „Du fieberst, armer Bruder!“ — „Nein, nein! O Gott — glaube mir doch! Es verrinnt die Zeit! Und jeden Augenblick können sie hier sein, — auch dich aufhalten. Dann ist er verloren. Ich beschwöre dich: glaube meinen Worten! Der Graf dort — im Welandshofe — der alte Königsbote ist kein Graf: — es ist Herr Karl selbst!“

„Der Kaiser? Unmöglich!“ — „Ach, niemand weiß es besser als ich! Ich hab' ihn ja selbst gesehn!“ — „Du? — Was wolltest du in seiner Nähe? Man sagt, du bist des Dänenkönigs Gefolge!“ — „Ich war's —! Davon mehr — später! Wenn wir am Leben bleiben, sollst du alles erfahren; auch Er: — denn er muß mir vergeben! Aber nicht jetzt. Ich erkannte den Kaiser. Ich jagte zurück, es dem König zu melden. Unterwegs traf ich Hardrad und Petrus. — Leider, leider sagt' ich es auch ihnen.“

„Du meinst, nun werden sie entfliehen?“ — „O nein! — Höre nur! — Als ich das Dänenheer erreichte, fand

ich König Göttrik erschlagen." — „Wie? Von wem?" — „Von einem Bauer, dessen Recht er brach! Nur Göttrik hab' ich geeidet: — an die andern Dänen knüpft mich nichts Reue, bittere Reue war über mich gekommen. Ich wollte zu Herrn Karl zurück, alles eingestehen. Auf dem Wege von Sliesthorp her suchte ich Nachtlager — gestern Abend — in Esesfeld. Man ließ mich ein: — aber denk', Bruder! — nicht mehr Sachsen und Friesen: — Wilzen hausen in der Burg." — „Was? Sind Hardrad und Petrus gefallen?" — „Sie haben die Wenden hereingelassen." — „Die Verräter!" — „Sie haben vorher die Sachsen und Friesen unter allerlei Vorwänden fortgeschickt: in die leere Burg riefen sie die Wilzen." — „Woher weißt du . . . —?"

„Wlasta, die Wendin. Warte nur! — Eins nach dem andern. — Ich muß den Atem sparen. Als Petrus — weh: durch mich! — erfuhr, Herr Karl weile in der Nähe, beschloß er, ihn zu morden." „Volkhelm!" schrie der Bruder auf; der Knabe starrte sprachlos vor Entsetzen auf den schwer Ringenden. „Hardrad wollte doch zuerst nicht daran. Er wollte fliehen zu den Dänen. Aber an der Grenze ward er zurückgewiesen. Göttrik war tot, und sein Neffe, der jetzt seine Krone trägt, sucht Frieden mit dem Kaiser: er nimmt keine Flüchtlinge aus dem Frankenreich auf. Verzweifelt kehrte der Graf nach Esesfeld zurück: nun willigte er in des Priesters Plan." — „Unglaublich!" — „Sie verhandelten mit den Wilzen in der Nähe; ein Schwarm der Wenden besetzte die Burg; Hardrad und Petrus ritten davon, zu einem zweiten Haufen hier im Walde zu stoßen; von hier aus wollen sie noch heute Herrn Karl überfallen." Volkfried sprang auf: „Zu Pferd, zu Pferd!" — „Deshalb jage ich ja, wie Woden durch die Wolken! Geduld! Nimm mein Pferd! Es ist ein Roß

des Dänenkönigs. Viel rascher als —" — „Aber woher weißt du das alles?" — „Die Wendin, sag' ich dir, Wlasta." — „Die Dirne!" — „Sie bereut. Sie ist halb irrsinnig vor Reuegram." — „Hat Hardrad ihr —?" — „Nichts hat der ihr vertraut. Aber die Wilzen! Die zischelten untereinander in ihrer Sprache: — Wlasta am Herdfeuer schlief nicht, wie sie wähnten: sie vernahm, sie verstand alles. Sie verriet mir den Plan. Sie verhalf mir zur Flucht aus der Burg: vor Tagesanbruch, denn die Slaven wollten mich darin festhalten. Seitdem eile ich wie auf Flügeln des Windes."

„Und die Wendin wollte Herrn Karl retten? Warum?" — „So forschte auch ich, voll Argwohns. Aber . . . —" — „Nun, aber?" — „Ich verstehe sie jetzt. ‚Du frägst noch?' sagte sie. „Herr Karl ist — oft hat Er es gesagt — das Allerherrlichste auf Erden für —: für Ihn." — „Für wen?" — „So fragte auch ich: ‚Für den einzigen Mann,' erwiderte sie, ‚der lebt, für Wlasta lebt! Und den Wlasta in das Elend trieb — für Volkfried. Er lebt: er reitet mit dem anderen Königsboten, so meldeten Leute aus den Nordhöfen. Um Volkfrieds willen — rett' ich seinen Kaiser.'" — „Fort! fort! Steig aufs Roß, Bruder: — ich kann dich doch nicht allein hier lassen. Wenn die Wilzen . . . —" „Zu spät!" „Da sind sie schon!" schrie Volkhelm, sich aufrichtend. „O weh! Jetzt sind wir und ach! der Kaiser ist verloren."

Drittes Kapitel.

Und also schien's.

Denn plötzlich ward der stille Wald lebendig.

Nicht von der großen Straße, nicht von Esesfeld, sondern seitwärts, von Süden her, kam herangesaust ein Schwarm von Wilzen: sie tummelten ihre kleinen, magern, zottigen Klepper, ohne Weg und Steg, über die Schneefelder hin, manchmal einbrechend, fast bis an den Bauch, aber immer gleich wieder sich emporarbeitend: so kamen sie unglaublich rasch heran. Sofort sperrten sie, sobald sie dieselbe erreicht hatten, die Straße nach Osten, nach Welandsfleth; ein kleiner Haufe trabte auf die drei Sachsen heran. Diese saßen einstweilen im Sattel, Volkfried auf dem edeln Dänenroß, das ihm der Bruder hingedrängt hatte; auch Volkhelm war trotz seiner Erschöpfung wieder aufgestiegen, auf Volkfrieds Pferd. Aber das Entkommen schien unmöglich, zu groß die Übermacht.

Der Führer der einen Rotte winkte den Seinen mit der Hand, noch nicht zu schießen: denn ein Dutzend Hornbogen waren im Nu, auf jene Drei zielend, gespannt. Er ritt auf die drei Bedrängten los: er trug nicht wendische Pelze, sondern fränkische Waffen. Mit stumm eingedenkem Ingrimm erkannte Volkfried Golos, des Fronboten, verhaßte Züge. „Hui," rief dieser, „das ist ein hübscher Fang! Lebend bring ich den Mörder Herrn Fortunats dem Grafen. Gebt euch, ihr Sachsen."

Statt der Antwort riß Volkfried das Schwert heraus. „Hierher, hinter mich, Volkbert! Komm, Bruder! Wir rennen sie über den Haufen." Und was die Rosse rennen konnten, sprengten nun die drei Reiter auf jenen Haufen der Feinde los, der die Heerstraße nach Osten besetzt hielt.

Volkfried kam durch. Ein Schwerthieb spaltete dem nächsten Wilzen die Pelzkapuze, den zweiten kleinen Gaul überrannte der starke dänische Hengst. Der dritte Slave duckte scheu zur Seite. Wie ein Pfeil flog Volkfried weiter auf der guten Straße. Einmal nur schaute er um. Da sah er seines Knaben Roß stürzen, und zugleich den Bruder von vier Wilzen gepackt. —

Einen Augenblick schwankte er: er überlegte. „Umkehren? Noch einmal in die Feinde sprengen? Den Knaben herausreißen oder mit ihm sterben?"

Da hörte er Golos Stimme, der, allen voraus, ihm nachgejagt war: „Halt! Sachse, halt! Ich bürge dir für eure drei Leben! Gieb's auf, den Kaiser zu warnen! Nicht? — So will ich mit grausigen Qualen deinem Knaben die Seele aus dem lebenden Leibe reißen! Bleib' — und er lebt! Flieh' — und er stirbt!"

Tief auf stöhnte das gequälte Vaterherz: es krampfte sich zuckend zusammen. Aber nur einmal.

„Herr Karl!" rief der treue Mann und stieß dem Roß den Sporn in die Weichen, daß es, mächtig ausgreifend, davonschoß.

Viertes Kapitel.

Die Höfe der sächsischen Bauern sahen — und sehen heute noch — einander alle so ziemlich ähnlich: der gemeingermanische Hausbau hat hier eine dem Stamm eigenartige Gestaltung entwickelt.

So unterschied sich denn auch von dem schlichteren Heim der Volkinge der Welande reicheres Anwesen im Äußeren nur durch bedeutendere Größe. Auch hier umzog den Hof-

raum ein festgefügtes Pfahlwerk, die Hofwehre, auf der Stirnseite mit nur enger Pforte; im Rücken des Hauses gestattete breitere Öffnung einem Pflug oder auch einem Wagen die Ausfahrt.

Auf der Bank neben der Hausthüre saßen Graf Francio und Muthgard. Lindmuth schmiegte sich an des Alten Kniee.

Die Sonne hatte seit Mittag, durch Gewölk nicht gehemmt, ihre Strahlen reichlich herabgesandt; schwacher, weicher Südwind brachte milde Luft; der freundliche Wintertag neigte nun gemach zum Ende. Es dämmerte allmählich; aber ein schönes rosiges Licht ergoß sich über den sonst klaren Himmel und über die feierliche Schneelandschaft von Westen her, wo die Sonne hinter leicht behauchte Schleier von Dunst und Duft hinabglitt.

Der Sendbote hatte Lindmuth zu sich in den Hofraum gerufen, ihr das reizvolle Schauspiel zu weisen; die Mutter war gefolgt, die Spindel in der Hand: sie hatte auf die Holzbank neben der Thür eine dicke Wolldecke gespreitet, und auf den hier schneefreien Boden ein Wolfsfell geworfen, daß der alte Herr behaglich eine Weile hier sitzen möchte; er hatte ihr freundlich gedankt und sie am Arm an seine Seite auf die Bank gezogen; denn auch die Mutter stand gar sehr in Gunst bei Herrn Francio. Aber Frau Muthgard atmete manchmal schwer, wann es niemand merkte.

„Immer fleißig, wackere Frau. Das lob' ich! So war auch meine liebe Mutter, — die nun schon lang in Gottes Lichte lebt." „Wie hieß Eure Frau Mutter?" fragte Lindmuth. — „Bertha." — „Wie des Herrn Kaisers Mutter. Ja, die soll auch stets gesponnen haben, sagte Fidus. Die Leute rühmen: sie spann Gold und webte Friede." „Ja, Friede webte sie!" sprach er feierlich. „Unermüdlich

suchte sie zu versöhnen ihre beiden hadernden Knaben, bis . . . bis der jüngere so frühe — starb." Und er sah gar ernst vor sich hin.

„Nicht traurig werden, Herr Graf," schmeichelte die Kleine. „Ich hab's Herrn Audulf versprochen: ich wollte Euch nicht verdüstern lassen. Seht, Euch geht's ja sehr gut! Ihr habt Euch nicht nach Vater und Bruder und nach . . . nun, überhaupt so zu sehnen wie ich — so sehr!" Muthgard unterdrückte einen Seufzer; aber der Graf hatte es doch bemerkt. „Ihr aber sehnt Euch nach dem Gatten, schöne Frau?" Ein leichtes Rot, ein lebhafterer Ausdruck flog über die weiße Stirn, über die feinen, aber meist so stillen, fast allzu ruhigen Züge: — das verschönte sie noch. „Ich leugne es nicht," sagte sie. „Wir sind fast noch nie so lang getrennt gewesen."

„Er muß nun bald kommen," tröstete der Alte gutmütig. „Auch Acerbus muß nun bald hier sein," fügte er zögernd bei.

Muthgard wandte das Antlitz von ihm und ihrer Tochter ab.

„Und Audulf muß zurückkehren. Und viele Boten müssen endlich eintreffen, auf die ich lange harre! — — Dann halten wir das große Sendgericht und wehe . . . Siehe auf der Straße — von Westen her — die Sonne blendet doch noch — das ist ein Reiter: — wie der eilt! Das erträgt ja kein Gaul! Gleich — gleich ist er schon da." „Ist das nicht —?" zweifelte die Kleine. „Mein Mann!" rief die Frau. Aber hart erschrak sie, als dicht vor der Zaunpforte das Roß, wie vom Blitz getroffen, zusammenbrach, sowie der Reiter absprang. „Volkfried! Was ist . . ? Du glühst —!" — „Wo ist er —?" — „Wer?" — „Ah, ich seh' ihn schon!" An dem erschrockenen Weibe vorüber, vorüber an der Tochter, ohne

Wort, ohne Blick, stürmte er auf den Alten zu und warf sich vor ihm auf die Kniee.

Darüber staunte Muthgard am meisten.

„Wer ist das?“ fragte sie sich selbst, in namenlosem Befremden — „daß Er — daß Volkfried! — vor ihm kniet —?“ Sie brauchte nicht zu fragen.

„Oh Herr Karl,“ rief ihr Mann. „Flieht! Rettet Euch, Herr Kaiser!“ „Kaiser Karl!“ riefen Mutter und Tochter zugleich und unwillkürlich sanken auch sie auf die Kniee nieder, gebeugt von allüberwältigender Ehrfurcht. „Mein Richter!“ flüsterte Muthgard für sich. „Was verrätst du mein Geheimnis?“ sprach unwillig der Kaiser, hoch sich aufrichtend. „Herr, es gilt Euer Leben!“ rief Volkfried aufspringend. „Wo — wo sind Eure Krieger? Wo Weland und die Seinen?“

Der Kaiser schwieg.

„Fort! Alle verschickt!“ rief nun Muthgard, die sich erhoben hatte. „Wie bat Herr Audulf,“ erinnerte Lindmuth, „nicht so verwegen zu sein! Jetzt versteh' ich's erst!“ — „Wie viele Männer sind im Hof, Herr Kaiser?“ — „Außer mir nur ein Knecht Welands und einer meiner Krieger. Wer bedroht uns?“ — „Ein Schwarm von Wilzen! Wohl fünfzig! — Geführt von Hardrad und Petrus! — Morden wollen sie Euch!“ „Wo ist Volkbert?“ fragte die Frau ahnungsbang, den Finger auf seinen Arm legend. Da zuckte es über des Vaters Gesicht — wehevoll. „Gefangen! Vielleicht schon tot.“ Nur ganz leise stöhnte Muthgard; — lautlos blieb Lindmuth: aber zwei große Thränen rollten ihr über die Wangen.

Der Kaiser hatte das nicht gehört: — er hatte sich gewandt und prüfend einen Blick auf das Gehöft geworfen. „Es ist nicht lang zu halten,“ sprach er dann sehr ruhig. „Aber lang genug, Euch zu retten!“ fiel Volkfried eifrig

ein. „Nur ein Mittel giebt's. Der wegkundige Knecht jagt sofort mit Euch davon, Acerbus entgegen. — Wir anderen drei — die Feinde wähnen Euch noch hier im Hof, — wir verhandeln mit ihnen in Eurem Namen, als wäret Ihr im Hause. — Wir halten sie hin — eine Zeitlang! Endlich, wenn sie's merken, verteidigen wir das Haus — eine gute Weile! — bis Ihr geborgen seid. Aber eilt, eilt!"

„Eilt, eilt, Herr Kaiser," flehten Mutter und Tochter.

Allein Herr Karl ließ einen langen Blick auf Volkfried ruhn und fragte, ganz langsam: „Du stirbst darüber —: unvermeidbar. Warum thust du das?"

„Warum? Weil ich Euch geschworen: ‚bis zum Tode getreu!' Das ist der Sachsen Eid."

Da richtete Herr Karl seine hohe Gestalt noch höher auf und schlicht sprach er: „Das gefällt mir, daß du das so gut weißt, Sachse. Aber merke: auch ich habe euch geschworen, euch zu schützen: — ‚bis zum Tode getreu.' Das ist des Kaisers Eid. Der wird auch gehalten. Ich fliehe nicht, indes du hier für mich verblutest. Ich bleibe." — „Herr Kaiser, unmöglich könnt Ihr doch . . . —" — „Ich bleibe. Soll ich vor Wenden laufen? Hab's nicht gelernt und lern's nicht mehr. Bin zu alt." — „Herr Kaiser, denkt des Reiches! Wenn sie Euch fangen! — Was werden sie als Lösegeld erpressen!" — „Meine Söhne haben Befehl, mich niemals auszulösen. Und es hat keine Not: — niemand greift lebend Kaiser Karl: — der steht in Gottes Schutz. Und dieses Eisens. Zurück ins Haus. Wir wollen uns mannhaft wehren."

Fünftes Kapitel.

Und das that not.

Kaum hatten Karl und Volkfried die beiden Männer aus den Ställen und Nebengebäuden herbeigerufen, die zwei Thore des Wohnhauses sorgfältig geschlossen, ebenso die Fenster mittels der Holzläden, und alle Waffen, die in dem Gehöft aufzufinden waren, auf dem Estrich der Halle aufgehäuft, als von Westen her mit wüstem Geschrei der ganze Haufe der Wenden heranbrauste.

Sie staken alle in Pelzen, meist in Schaffellen, die Wolle nach innen; sie starrten von Schmutz. Von Schaffellen waren auch die hohen, viereckigen Mützen, die zum Schutz gegen die Kälte, auch gegen Pfeilflug oder Schwerthieb, so tief herabgezogen werden konnten, daß nur die Augen frei blieben: Seitenklappen, unter dem Kinne verknotet, deckten dann den Nacken, die Wangen, die Kehle; über dem Schafwams flatterte den reicheren über den Rücken hin ein Pelzmantel, bei den vornehmsten mit kostbarem Rauchwerk verbrämt; aber vom Knie abwärts gingen oder ritten auch die Führer nackt, barfuß: nur etwa um einen Fuß war ein schmaler Riemen geschnürt, den Sporn aus spitzem Hartdorn zu tragen. Allein dieselben Führer prangten in phantastischem Putz: gestohlene fränkische Gold- und Silbermünzen waren durchlöchert und auf die schmierigen Schaffellmützen nebeneinander aufgenäht, hohe Reiherfedern erhoben sich auf der Stirnseite. Jedoch ein übler Geruch ging aus auch von diesen goldprunkenden Fürsten der Slaven, von den selten gereinigten Lammfellen, von den niemals gereinigten Leibern. Sie trugen Hornbogen über der Schulter, kleine Rohrbolzen — oft vergiftet an der Spitze — in zierlich geschnitzten Köchern, Holzkeulen, vier oder fünf, vor dem Sattel in einem Ledergurt — sie

wußten damit vortrefflich zu werfen, — leichte Lanzen und kurze, oft sichelähnlich geschweifte Hiebklingen. Mit einem wölfischen Geheul begrüßten sie das Sachsengehöft, das schweigend, im letzten Abendlichte des Wintertages, vor ihnen lag und ihren Anprall fest, trotzig, zu erwarten schien.

Im Augenblicke waren sie abgesprungen von ihren musterhaft gewöhnten Gäulen, die regungslos stillstanden, wo immer ihnen der Reiter die Zügelriemen über den Nacken warf. Sofort waren die wimmelnden Gestalten über die Hofwehre geklettert, durch die Gatterpforte eingedrungen.

Es ward nun rasch dunkel; in der Halle verbreitete das Herdfeuer Licht und warf es bis auf den Flur: die Angreifer führten hohe, rotflackernde Fackeln von Kien und Werch, welche sie durch den tiefen Schnee in den Erdboden stießen.

„Ein greulich Volk," sprach der Kaiser, hauptschüttelnd, „als Bundesgenossen schon: — und erst als Feinde!"

Graf Hardrad trat vorsichtig, mit dem gelupften Schilde sich deckend, gegen die Vorderthür, dicht neben ihm stand ein Fackelträger. „Herr Kaiser," rief er mit scheuem Ton, „wir wissen, daß Ihr in diesem Hause weilt. Gebt Euch gütlich gefangen. Wir sind sechzig Speere. — Gebt Antwort! — Wo ist Herr Karl?" „Hier!" erwiderte eine mächtige Stimme aus der halbgeöffneten Luke. Der Fackelträger stürzte mit lautem Schrei: — ein Wurfspeer hatte ihn um und um geworfen: — die Fackel losch knisternd, aufspritzend, im Schnee. Hardrad sprang zurück. „Er will's? Nun also drauf! — Von allen Seiten." „Drauf mit Beil und mit Feuer," rief hinter ihm eine dunkle Gestalt und schleuderte die erste Fackel in das Holzwerk.

Nur kurz konnte der Kampf währen: allzugroß war

die Übermacht. Die beiden andern, der Krieger und der Knecht, mochten dem Kaiser und Volkfried nicht helfen: sie hatten alle Mühe, die in den „Achterhof" mündende zweite Thür des Hausganges zu halten.

Eifrig bearbeiteten die Wenden mit Feuer und mit scharfem Eisen die beiden Thüren des Hofes und die Läden. Unter den vielen Beilhieben splitterten alsbald die Bretter der Thüren: nur im Anfang hier und da konnten die vier Männer durch eine rasch aufgerissene und rasch wieder geschlossene Ladenluke einen Pfeil schießen, eine Wurflanze schleudern: bald mußten sie hierauf verzichten: denn sobald einmal die Angreifer die Luken genau bemerkt hatten, flogen, sowie sie von innen ein wenig geöffnet wurden, die kleinen Bolzen von den Hornbogen der Wenden in Menge herein.

„Was können wir beiden thun?" flüsterte Muthgard, auf die Kleine deutend. Volkfried legte den langen Speer ab, schob den linken Arm in einen breiten Lederschild und zog das Kurzschwert aus dem Gürtel. „Beten! Heiß beten," erwiderte er, ebenso leise. „Es geht zu Ende."

Im selben Augenblicke flog die ganze Vorderthür krachend nach innen, ihre brechenden Bretter trafen den Kaiser. Wildes Gejauchz der Slaven ergellte: zwei von ihnen sprangen zugleich auf die Schwelle. Aber schon stand Volkfried zur Rechten vor Herrn Karl: mit dem Schildbuckel gegenfahrend fing er den Lanzenstoß des einen auf, — der taumelte zurück, dem zur Linken schlug er das Schwert über das Gesicht. Einen Augenblick wichen die vordersten. Da trat der Kaiser ganz vor auf die Schwelle, offen und ungedeckt. „Wagt es, ihr Elenden," rief er, „mich anzutasten! Vor euch steht der Gesalbte des Herrn. Weh dem, der Hand an mich legt."

Einen Augenblick bebten alle zurück, von der Majestät des Anblicks eingeschüchtert.

Da mahnte eine heisere Stimme: „Hand anlegen? — Nicht nötig! Wurfspeer und Pfeil!" Und der Priester gab das Beispiel: sausend flog seine Wurflanze. Aber schon stand wieder Volkfried vor dem Kaiser: sein Schild fing auch dies Geschoß auf. „Nieder mit dem Sachsen!" schrie Hardrad. „Alle Speere auf ihn." Ein Hagel von Geschossen flog auf die Thüröffnung. Im Augenblick staken und hingen so viele Wurfspeere und Bolzen in Volkfrieds Schild, — er konnte ihn nicht mehr halten: müde senkte er den linken Arm. Und da rannte, die Lanze mit beiden Händen fassend, ein neuer Feind herzu: Golo war's. Scharf zielte er auf des Sachsen schutzlose Brust, der, sein nicht achtend, mit gezücktem Schwert nur den Kaiser zu schirmen gespannt war. Schon erreichte fast des Feindes Speer Volkfried, als ein machtvoller Schwerthieb auf jenen niedersauste, Sturmhaube, Haupt und Hals des Angreifers spaltend: lautlos fiel er.

„Dank, Herr Kaiser!" rief Volkfried. „Das war ein Streich." „Ja! Giojosa, die freudige Klinge," sprach der Alte ruhig, „ist noch immer scharf." Mit scheuer Furcht, mit Entsetzen wichen die Slaven, die den gewaltigen Hieb gesehen.

„Drauf, ihr feigen Wenden," mahnte der Priester. „Flieht ihr vor einem Greise?"

„Herr," erwiderte einer der Gescholtenen. „Er sieht aus wie der weißbärtige Gott des Todes!" — „Das war keines greisen Mannes Hieb!" — „Feuer fliegt aus seinen Augen!" — „Das ist kein Sterblicher!" „Laß doch sehen! Gieb mir deinen Bogen!" Und der Priester kniete nieder und zielte scharf.

Da kam Graf Hardrad von hinten her um die Ecke des Hofes zurück. Er hatte versucht, von dort her einzudringen, den Kaiser plötzlich, überraschend von rückwärts,

lebend zu fangen. Er scheute sich noch immer, ihn zu töten; auch erwog er im goldgierigen Herzen, was ihm Slave oder Avare oder Byzanz für diesen Gefangenen zahlen würde. Aber die Thüre da hinten und die beiden Verteidiger gaben nicht nach. Und das Geschrei, das die Wilzen bei Golos Fall erhoben, rief ihn nach vorn. Er überblickte rasch die Lage. Sofort schlug er mit dem Schwert dem Priester den Bogen aus der Hand. „Lebend müssen wir ihn haben! Stellt euch! Ein Anlauf! — Den Sachsen niederstoßen, den Alten greifen.“ Volkfried übersah die Gefahr. „Leb wohl, Muthgard,“ rief er. Denn nun schien doch das Äußerste unabwendbar. Wohl deckte Volkfried den Kaiser mit seinem Leibe: aber ermattend wankte er und mit ihm wankte der Kaiser.

Da plötzlich erscholl aus den hinteren Reihen der Angreifer gellendes Geschrei: „Flieht! Die Franken! Die Sachsen über uns! Flieht!“

Und gleichzeitig tönte von fernher die helle Trompete des fränkischen Heerbanns und der dumpfe Hall des sächsischen Stierhorns. Fackeln in großer Zahl näherten sich rasch, manche der Wilzen flohen. Freund und Feind horchte nach der Ferne hin.

Graf Hardrad eilte an die Thüre des Zauns, zu sehen, was es gebe.

Diesen Augenblick ersah Petrus: er hatte bis dahin sich im dunkeln niedergekauert: nun schnellte er vom Boden auf und zielte mit dem Dolch einen tödlichen Stoß auf den Kaiser. „Stirb, Tyrann!“ zischte der Langobarde. Aber im selben Augenblick stürzte er zu Boden. Der erste der Erretter, weit voraus allen andern, hatte den Zaun von der Seite her, eine Streitaxt in der Rechten, überklettert und den Priester niedergeschlagen.

„Volkhelm! Fluch!“ schrie der im Fallen. Volkfried

wandte sich staunend seinem Bruder zu: da warf ein Wilze die Lanze auf den Kaiser.

Und er traf; aber nicht Herrn Karl, sondern Volkhelm, der — es war das einzige Mittel, den Kaiser zu retten — dazwischen sprang. „Volkhelm!“ rief Volkfried, „du stirbst?“ — „Ich glaube. Aber der Kaiser — ist gerettet! Und dein Knabe lebt auch.“

„Zu Hilfe,“ schrie einer der beiden Knechte von der Rückseite des Hauses her, „sie dringen ein!“ Da eilte der Kaiser mit erhobenem Schwert zu Hilfe in den Gang.

Schon kehrte Graf Hardrad von der Zaunthüre zurück. „Fliehen können wir nicht mehr,“ rief er. „Wohl aber den Kaiser, bevor sie da sind, fangen. Dann: — sein Leben für das unsrige. Hört!“ Und er flüsterte leise, mit hastigem Deuten auf die Thüre, dann auf Volkfried. Gleich darauf teilten sich die Wenden: eine Schar zog sich um die Ecke des Hauses herum, die Angreifer auf der Rückseite zu verstärken. Sechs andere warfen sich zugleich auf Volkfried.

Wohl wehrte sich der heldenhafte Mann gewaltig: aber in dem Ringen ward er von der Schwelle herausgezerrt. Und nun war er verloren.

Wie ein Rudel Hunde, mag gar mancher unter ihnen blutend davongeschleudert werden von den grimmen Hauern, den tapfern Eber zuletzt doch deckt, wehrlos macht und niederhält, bis ihm der Jäger den Fang giebt: — so riß die Überzahl der Slaven den starken Sachsen trotz alles Widersträubens endlich zu Boden. Zwei hielten seinen linken Arm gepackt, auf jedem seiner Füße kniete einer: und Graf Hardrad, über ihn gebeugt mit gezücktem Schwert, spähte nach der Blöße der Brust, die der müde rechte Arm doch nun gleich öffnen mußte, mit dem er sich, das Kurzschwert in der Faust, noch verzweifelt verteidigte.

Da schrie ein Wende, vorn in der Hofthür, einen Warnungsschrei und fiel.

In der Hofthür erschien ein Mann, der erste der Entsatzschar. Er trug, barhäuptig, weder Brünne noch Schild: ein dunkler Mantel flatterte um die Gestalt, ein nacktes Schwert, irgendwo aufgerafft, hielt die geballte Faust: er spähte in den Hofraum, wo nur schwer Freund von Feind zu unterscheiden war. Nun langte hinter ihm an ein zweiter Mann, ein vollgewaffneter Krieger: „Zurück, Herr, um Gott!“ rief der, „es sind zu viele! Wir sind des sicheren Todes! Wartet hier.“ Aber nun hatte der im Mantel die Lage überschaut, den am Boden Liegenden erkannt. „Volkfried?“ rief er. „Ich komme!“ Im selben Augenblick stand er mitten zwischen den Wenden. „Graf Hardrad! Seht Euch vor!“ rief einer derselben, niedertaumelnd. Schon riß der Retter Volkfried an dem rechten Arm vom Boden auf. „Graf Hardrad!“ rief er, „wendet Euch. Nicht morden, fechten müßt Ihr jetzt.“

„Wer wagt es? Tollkühner!“ schrie der Graf, ließ ab von Volkfried, der sich nun wieder mit Erfolg der Wenden erwehrte, und warf sich auf den neuen Angreifer.

Und nun hob an ein fürchterliches Fechten!

Wohl war Hardrad der Stämmigere, wohl deckten ihn alle Schutzwaffen: Eisenhelm, Brünne und Schild und schutzlos bot ihm Haupt und Brust sein kühner Feind: aber er war gar rasch von Handgelenk, dieser Feind. Zwar sprang ein Wende von hinten herzu und schlug ihm eine Wunde in den Rücken, daß das Blut hoch aufspritzte: aber er achtete es nicht. Er führte die Klinge so meisterlich, als wäre sie beseelt: im Doppelschwang, wie eine zuckende Schlange, züngelte sie bald rechts, bald links um das wuchtige Hiebschwert des breitschulterigen Grafen, alle die zornigen, starken, aber ungeschlachten Streiche auffangend,

nicht wieder schlagend, nur eine ungedeckte Stelle an dem Leibe des Ganzgepanzerten zum Stoße suchend.

Hardrad ward immer grimmiger über die Erfolglosigkeit seiner besten, bewährtesten Hiebe: „Ich mach' ein Ende!" schrie er nun, faßte, den Schild fahren lassend, das gewaltige Langschwert mit beiden Fäusten und hob es, einen furchtbaren Hieb auf das helmlose Haupt herabzuschmettern.

Aber dieser Hieb fiel nicht mehr: mitten durch die Kehle fuhr dem Grafen zuvor blitzschnell die schmale scharfe Klinge: rasselnd in allen seinen Waffen stürzte er schwerfällig auf den Rücken. Da flohen schreiend die Wenden aus dem Hofe. Volkfried war frei.

„Ihr — Bischof? Ihr seid's?" rief er. „Zum Kaiser!" antwortete der und sprang in das Haus. Muthgard eilte ihm entgegen. „Wo ist der Kaiser?" fragte er. — „In Sicherheit! Der Seniskalk ist vom Rücken her in den Hof gedrungen. Aber wo ist mein . . .?"

„Da," sprach der Bischof, Volkfried vor sich her auf sie zuschiebend, wankend, auf sein ganz blutig Schwert gestützt — „da, Frau Muthgard, habt Ihr Euren Mann!" „Er hat — er allein — mich gerettet," rief Volkfried. „Eure Wunde —?" — „Nicht Wortes wert! — Aber nun — war's doch wohlgethan — daß . . . Gott — mich schuf."

Und er stürzte zusammen.

Sechstes Kapitel.

Alsbald nach des Grafen Fall waren von allen Seiten die Befreier herbeigeströmt, auch Volkbert war in die Arme der Eltern gesprungen.

Hell leuchtete am andern Tag aus klarstem Winterhimmel die Sonne auf den Welandshof. Im Laufe dieses Tages waren auf gar vielen Wegen eilende Boten eingetroffen, welche dem Kaiser brieflich oder mündlich allerlei Nachrichten brachten. Immer heller und heiterer wurde das gewaltige Antlitz.

Die Spuren des Kampfes wurden, unter Frau Muthgards sorglicher Leitung, so gut es ging, getilgt, die Erschlagenen fortgeschafft und im Walde eingescharrt.

Volkhelm, dem unter der Schwägerin Pflege das Bewußtsein wiedergekehrt war, lag, wohl gebettet, in einer Kammer des Hofes. Die Gatten und die beiden Kinder saßen an seiner Seite.

Der Knabe aber erzählte: denn Volkhelm war das Sprechen fast unmöglich.

„Gewiß," rief Volkbert, „hat der Herr Kaiser dem guten Oheim hier seine Rettung zu danken: er war es doch, der all die Franken und Sachsen herbeigeholt, die dem Vater und dem Kaiser herausgeholfen. Aber freilich: der Oheim und ich, — wir wären nicht losgekommen ohne die Wendin, — weißt du, Vater? — die Wlasta! Das war nämlich so. Gar traurig lagen wir beide, der Oheim und ich, an Händen und Füßen mit Stricken gebunden, nebeneinander im Schnee. Nachdem es Golo aufgegeben hatte, dem Vater nachzusetzen, erhob er drohend die geballte Faust gegen uns und schrie: ‚Entgeht uns der Fang durch des Sachsen Warnung, zerbrech' ich euch alle Knochen

im Leib.' Er hatte die Vorhut der Wenden geführt; bald traf der größere Haufe, unter dem Grafen und dem Abtvikar, ein: und auch von Esesfeld her ein paar Reiter: diese, die Wilzen sind ja des Landes fremd — zu geleiten, hatte sich ihre Stammgenossin Wlasta erboten. Sofort brach die ganze Schar auf, gegen euch. Wir wurden auf ein Pferd gebunden; ein paar Wilzen sollten uns mit Wlasta nach Esesfeld bringen. Noch nicht weit waren wir geritten, — gar traurig gedacht' ich, daß ich euch alle drei wohl niemals mehr im Leben sehen würde! — da trieb die Wendin ihr Rößlein an uns heran und rief laut, drohend, scheltend, in ihrer Sprache gegen uns. Wir verstanden es nicht. Ja, sie hob die Hand und schlug mit geballter Faust dem Oheim in das Antlitz und mir auf den Rücken; sie fuchtelte in der Luft herum gegen uns mit einem scharfen Messer. Der Slave hinter uns lachte ihr zu und ritt an uns vorüber. Kaum hatte er den Rücken gekehrt, da zerschnitt sie mit dem Messer gar flink unsere Stricke und flüsterte uns auf Sächsisch zu: ‚Nun reitet, was ihr könnt! Im Süden zieht — so meldeten eben die Späher dem Grafen — eine fränkische Schar, die holet nach Welandshof zu Hilfe. Du aber,' sprach sie zum Oheim, ‚sag' ihm, wenn er den Knaben in die Arme schließt: die Wendin schickt ihm den Sohn. Er soll sie nicht mehr — in seinen Gedanken — stoßen mit dem Fuß. Ich weiß nicht, was das sagen will . . . —'" „Weiter," drängte Volkfried. „Weiter." Aber er verzieh der Ungestümen in seinem Herzen.

Frau Muthgard nickte leise, verständnisvoll, vor sich hin.

„Kaum," fuhr der Knabe eifrig fort, „merkten die beiden Wilzen, was geschehen war, als sie die Gäule herumwarfen, uns nachzusetzen. Dem einen fiel das Mädchen in die Zügel und hielt ihn fest, lange, bis er sie aus dem Sattel

hieb: ich sah es: denn ich, hinter dem Oheim sitzend, schaute mich angstvoll um: — lautlos fiel sie in den Schnee. Nun setzten uns beide nach. Aber nicht gar weit. Der von Wlasta Aufgehaltene kam uns schon gar nicht mehr nach. Und der Oheim kannte rings die Gegend. Er verließ sofort die festgefrorne Straße und sprengte mitten in den Wald hinein; — er mied meistens die lockeren, die unsichern Stellen. Wohl sanken auch wir zweimal in den tiefen Schnee ein: — aber rasch half der Oheim dem Rosse heraus und wir jagten wieder davon, während der eine Wilze, der uns noch nachsetzte, so oft und so tief einbrach, daß er uns bald nicht mehr einholen konnte, sondern aus dem Gesicht verlor. Wir eilten nun immer fort nach Süden, wohin uns die Wendin gewiesen. Und wie es dunkel ward, sahen wir nicht mehr gar weit Fackeln glänzen — es waren die Leute des Bischofs und des Seniskalks, die aber gar nicht zu euch, — durchaus nicht! — die noch weiter gen Süden ziehen wollten. Der wilden Verzweiflung des Oheims glaubten sie gar bald: — Herr Audulf gleich, aber der Herr Bischof machte große Augen! — daß es hier den Herrn Kaiser zu retten gelte. So ritten sie und wir denn, was die Rosse laufen konnten. Und kamen, scheint es, gerade noch zu rechter Zeit.“ —

Volkhelm hatte der Erzählung eifrig zugehört, manchmal genickt, manchmal die starr blickenden Augen noch weiter aufgerissen. Jetzt sprach er mit matter Stimme: „Bruder, — ich kann nicht sterben — ohne — ohne — seine Verzeihung. Rufe mir den Herrn Kaiser herbei.“ „Ach,“ mahnte Volkfried, „quäle dich nicht darum. Du hast, wie so viele Tausend unseres Volkes den aufgezwungenen Eid gebrochen, bist zuletzt zu den Dänen geflohen. — Das ist zwar sehr schlimm! Aber er hat so vielen verziehen, die ihn nicht, wie du, reuig vom sicheren Tode gerettet: er

hat dich gestern schon von der Acht gelöst, er wird auch dir verzeihen. Laß es gut sein."

„Nein, Bruder! Du weißt nicht! — sollst es nun auch nicht mehr erfahren. Ich flehe dich an, ruf' ihn! — Aber sag' ihm vorher — was der Knabe erzählt, — daß ich ihn wirklich gerettet! — Es eilt — ich kann nicht mehr warten."

Volkfried ging zum Kaiser in die Halle und erzählte ihm alles und sagte ihm des Sterbenden Wunsch. „Ihr werdet nicht!" rief Audulf zornig. „Ihr sagtet ja, es sei kein Zweifel — Ihr habt ihn gleich erkannt ... —" „Still, Seniskalk!" sprach der Kaiser, sich ruhig von dem Sitz erhebend. „Soll ich einem Sterbenden, einem so tief Bereuenden nicht verzeihen?"

„Nein! — Warum?"

„Warum? — Ich bete jede Nacht vor dem Einschlafen das Vaterunser: soll ich nicht mehr sprechen können: ‚wie wir vergeben unsern Schuldigern?'" — —

Gleich darauf stand er an des Wunden Lager.

„Herr, Herr!" hauchte der, mit letzter Kraft sich auf dem linken Ellbogen aufrichtend und ihm die rechte Hand entgegenreckend. „Verzeiht mir: — alles! Schweigt vor Volkfried von — von dem andern."

„Das bleibt zwischen uns beiden," sagte der Kaiser. „Ich habe dir gestern Abend schon verziehen, bald nachdem ich dich erkannt. Ich hatte vor, dich, wenn du genesen, nach Spanien gegen die Saracenen zu schicken, mit dem Auftrag, dort zu kämpfen, bis du für den Herrn Christus und für mich den Heldentod gefunden. Du findest den schon jetzt! — so gehe mir voraus zum Heiland; grüße ihn von Herrn Karl und sag' ihm: ‚Herr Karl hat mir vergeben. So vergieb auch du, Herr Christ, ihm seine vielen Sünden: — denn er hat's nötig.'"

Und er reichte ihm die Hand, Volkhelm drückte sie und sank zurück und starb. Und Volkfried weinte, wie er den Bruder begrub.

Siebentes Kapitel.

In einem Nebengebäude des Hofes an dem Lager des Bischofs saß ein welscher grauköpfiger Mönch, der Heilkunst tief gelehrt; er war als einer der Boten aus Italien gekommen.

„Bruder Sincerus," sprach der Bischof, die dunkeln Augen ihm in die Seele senkend: „Ihr schweigt noch immer? Wohlan: bei Eurem priesterlichen Gehorsamseide legt Euch der Bischof von Arezzo zwei Pflichten auf. Vorerst: Ihr sollt mir die volle Wahrheit sagen." — „Ich werde sie Euch sagen." — „Was wird mit meiner Wunde?" — „Ihr könnt heute noch — jetzt gleich — aufstehen." — „Ja, aber dann? Ich meine, es ist doch zum sterben? Ihr zögert? Die Wahrheit, Bruder Sincerus. Redet! Ich gebiet' es."

Diesem Blicke war weder auszuweichen noch zu trotzen. „Es ist zum sterben. Der Rückenwirbel ist zu schwer verletzt. Ihr werdet jetzt genesen: — werdet auch — nicht ohne bittere Schmerzen freilich — gehen, reiten können, aber nicht auf gar lange." — „Wie lange?" — „Ein Jahr: — nicht zwei." — „Es ist gut so." — „Wie, hochheiliger Bischof?" — „Sehr gut sogar. Sterben für sie — auf daß sie ihn behält! . . . Nun gelobt mir, zum zweiten: Schweigen gegen alle!" — „Auch gegen den Kaiser?" — „Auch gegen den Kaiser." — „Jedoch — die blonde Frau? Es sind ja jetzt viele in den Häusern,

aber ich meine die Schöne. Sie versteht sich offenbar gar fein auf Wunden — ich erstaunte über ihre Fragen — sie will Eure Wunde untersuchen: sie wird alles merken." „Nein," sprach der Bischof kurz, die Decke zurückschlagend und sich erhebend: „denn ich stehe ja jetzt — genesen — auf. Da ist nichts mehr zu untersuchen. Helft mir ein wenig beim Ankleiden."

Als sie damit zustande waren, trat der Kaiser ein. Der Mönch verneigte sich und ging. „Ich dank' auch Euch, mein schwerttapferer Herr Bischof. Ich war sogleich bei Euch, als der Kampf zu Ende war. Aber Ihr lagt bewußtlos da." Des Bischofs bleiche Wangen erröteten heftig, er beugte tief das Haupt. „O, mein Herr und Kaiser! Euch — Euch — hab' ich gebeichtet." Der Kaiser reichte ihm die Hand. „Es ist alles gut gemacht. Ich komme als ein Bote — von ihr. Von Frau Muthgard. Sie wollte Eure Wunde pflegen: — ich sehe, das fällt weg."

„Ja, das fällt weg."

„Und dann — sie wollte vor ihrem Manne und mir mit Euch reden. Überwindet es! Ich will Euch — heute — gar nicht Eurer Priesterschaft mahnen: Ihr seid wund am Leib und an der Seele — sonst spräche ich ganz anders! Hört aber ein Wort — wenig christlich, wenig kaiserlich: aber wahr: ‚Ein Mann, der sich zergrämt, weil ihm Ein Wunsch nicht erfüllt werden kann . . .'" — „Ein Wunsch! Der Wunsch des Lebens!" — „‚Ist ein Thor. Oder krank.'" — „Oder er liebt." — „Sehet auf mich: mein Blut war sehr heiß, meine Macht fast ohne Schranken: und doch sag' ich Euch: es kann ein Mann nicht jedes Weibes froh werden, dessen er begehrt."

Hoch richtete sich der Wunde auf: „Ihr vergeßt, großer Kaiser, ich habe, solang ich atme, nur Ein Weib geliebt."

„Ihr — Euer Schicksal — schafft ihr Unrast.“

Der Bischof schüttelte lächelnd, zweifelnd, ein wenig den Kopf.

„Doch! Ich weiß es! Von Eurer kleinen Freundin weiß ich es. Wie hold ist dieses Kind! Und ganz die Mutter, süßen Reizes voll! — Wie wär's, mein Freund? Papst Leo thut, was ich verlange. Ihr könnt die Kleine haben, sobald Ihr wollt. Ja, Ihr habt sie schon!“

Abwehrend streckte Acerbus den Arm aus. „Wer die Rose verlangt, den tröstet nicht die Knospe. Wie sagt Frau Muthgard? ‚Lieben, — das ist Ewigkeit!‘ Recht soll sie auch darin behalten.“ — „Euch ist nicht zu helfen! Übrigens — es ist mir lieb, daß es dem herben Sachsenweib doch endlich zu Herzen geht. Ich wartete darauf, bei dieser Art von Frau.“ — „Weshalb?“

„Weil . . . ! Nun, es giebt auch eine andere Art von Weibern, die solches freut und ihres Reizes Schaden stiftend Werk. Sie spielen mit dem Verderben aus eitel Übermut. Dagegen diese Muthgard! Laßt mir die Frau fortab in Frieden und Ruh!“ — „Ich habe ihren Frieden nie gestört. Und ihre Ruhe? Hab' ich die gewirrt, — ich gebe sie ihr wieder. Kommt, Herr Kaiser, Ihr sollt mit mir zufrieden sein.“

Achtes Kapitel.

Sie gingen in das Hauptgebäude; der Wunde hielt sich ganz aufrecht, nur bei dem Ausschreiten stützte er sich manchmal auf das Schwert, das er, aus dem Wehrgehänge gelöst, eingescheidet in der Rechten trug.

In der Halle trat Muthgard mit der Anmut ihres schwebenden Schrittes ihm entgegen, ihr Mann folgte. Sie hielt die Augen streng niedergeschlagen und wandte das Haupt leicht zur Seite, als sie mit fester Stimme sprach: „Herr . . . Acerbus!“ — „Ich heiße wieder Richwalt.“ — „Ich danke Euch für meines Gatten Leben.“ „Und — du verzeihst — Ihr verzeiht mir?“ rief er rasch. Innig bittend, angstvoll flehend hafteten seine dunkeln Augen auf dem so schönen, aber nun so strengen Antlitz; sie fühlte das wohl, aber sie wandte sich schweigend noch weiter ab.

Ein langes, banges, banges Schweigen. Ihm schien es endlos. Das Herz pochte ihm zum Springen.

Endlich, endlich belebten sich ihre starren Züge.

Kaum merklich öffneten sich die fest geschlossenen Lippen. Noch immer abgewandt, mit niedergeschlagenen Wimpern, hauchte sie ein ganz leises, kaum hörbares „Ja!“

„Das kam hart heraus!“ stöhnte er.

Dieses gepreßte, aber abgrundtiefe Weh drang doch überwältigend in das lang schon ringende Frauenherz. Sie fühlte den Wunsch, den Trieb, ihm irgend etwas zu bieten, zu spenden, zu gewähren. Ihr suchender Blick fiel auf einen kleinen Becher, der auf dem Tische stand: es war nur eine ganz kleine Neige Weines darin: aber sie langte danach und reichte ihm schweigend das Gefäß, die Augen nun voll auf ihn gerichtet; ein holdes Erröten überflog die weiße Stirn; er ergriff den Becher und schlürfte hastig die paar roten Tropfen. „Ja — ich verzeih Euch ganz! Und — mehr noch!“ Alles kam schwer, abgerungen, heraus. Sie stockte wieder. „Es ist nicht recht . . . es ist mir leid, daß Ihr Euch . . . Der Herr Kaiser sagt — und der muß es verstehen! — es wäre schade um Euch. Und Eure Freundin Lindmuth“ — hier lächelte sie ein wenig — „die meint das auch. Sie redete mir sehr eifrig

zu — ich soll ..... Ja, und will es Euch auch sagen! Ich . . Ich kann es nur so schwer zeigen! Ich haß' Euch nicht mehr: seid Ihr doch sein Retter. — Ich will versuchen, — ob ich kann! . . . Ja, ich meine, ich werd' es können — ich glaube, ich bin Euch schon . . . fast . . . ein ganz klein wenig — gut."

Sie hielt inne und atmete tief, wie nach einer großen, schweren That.

Da leuchteten zum erstenmal Herrn Richwalts trauerdunkle Augen auf.

Und eine große Wandlung kam nun über ihn. Wohl verflog jenes Aufleuchten sofort wieder: allein über diesen Augen, die sonst getrauert oder allzuscharf geblitzt hatten, lag es jetzt wie ein sanfter Schleier; die bleichen Wangen, allerdings heute noch bleicher, wurden nicht mehr von jäh aufflammender Lohe gerötet: das unruhige Wetterleuchten zuckte nicht mehr über das versöhnte Antlitz hin: ein Hauch leiser Wehmut, aber aufgelöst in Frieden schwebte darüber und mild war seiner einst herben Stimme Klang, als er begann: „Ich habe nun in diesen Tagen — und vollends in dieser letzten Nacht — Frieden gefunden. Nicht durch Gebet! Nicht durch die Heiligen! Nicht der Priester, der Mann in mir hat mir geholfen, hat gesiegt. Oh welche Wonne war's, wieder einmal das Schwert zu fühlen in der Faust! — Ich gönne Euch von ganzem Herzen Eurem Mann. Nicht Euch besitzen ist das Höchste, — Euch würdigen. Und darin," er lächelte traurig — „nehm' ich es getrost auch mit Freund Volkfried auf! — Ihr seid schön: — wohlan, so ist der Stern, der gestern abend, der dann die lange Nacht über auf mein Lager schaute. Ich will den lichten Glanz nicht für mich, will nicht ihn haben. Aber ich darf ihn doch schauen, darf mich freuen, daß Gott der Herr ihn so wunderschön geschaffen. So darf

ich Euer denken — immerdar, — daß Ihr so schön seid und — so gut! Ihr bleibt mir heilig bis ich sterbe! Es war ein furchtbar Leiden. Aber nun, nachdem sich alles so gewendet, so vortrefflich für uns alle" — da rüttelte ihn bitterster Schmerz, er griff nach dem Pfeiler der Halle, sich zu halten, faßte sich aber sofort wieder — „nun geb' ich, was ich erlebt und gelitten, geb' ich mein Weh' für alles Glück nicht hin. — Nachdem ich dies bestanden, trotz' ich allem, was noch kommen mag auf Erden. — Seltsam! Ich muß jetzt der Sage gedenken, die mir dereinst ein Skalde sang in grauem Bart." — Er fuhr wie träumerisch mit halbgeschlossenen Augen fort: ‚Ein Held sah einst die blonde Göttin Freia selbst. Er liebte sie. Da lächelte die Göttin, — sie verzieh ihm! — und sie zog aus ihrem goldenen Haar ihre goldene Nadel und fuhr ihm damit ritzend über die Brust: — nie heilt die Wunde und ihr süßes Weh. Doch unbezwingbar ward der Held im Kampf und keinen anderen Schmerz der Welt verspürt' er mehr.'

So sang der Skalde. Es war ein traurig, aber stolzes, schönes Lied. — Ich konnte Euch nicht zwingen, mich zu lieben, aber wenn ich einst — vielleicht lange vor Euch — sterben werde . . . —"

„Oh Richwalt!"

„Dann werd' ich Euch gezwungen haben, zu sagen: ‚Das war ein Sieger.' Und dann wird meiner Augen letzter Traum sein — Euer Bild."

Er ließ sich nun langsam niedergleiten auf die Bank der Halle. Er winkte mit der Hand, sie möchten ihn ruhen, ihn allein lassen.

„Nun ist alles ja gut mit ihm," sagte Volkfried im Hinausschreiten.

Die Frau sah zu ihm empor und nickte. „Ja, frei-

lich, ganz gut! — Nicht Er liegt mir jetzt noch in Gedanken —, nur . . . das andere!"

Der Kaiser folgte den Gatten: er warf noch einen Blick auf Richwalt — und schüttelte schweigend das Haupt.

Neuntes Kapitel.

„Und nun, Frau Muthgard," hatte der Kaiser gesagt, „nun sollt Ihr uns zeigen, was Ihr als Hausfrau leisten könnt: keine Frau, nur Mägde sind ja im Welandsfleth. Welanding selbst, seit lange verwitwet, ist noch nicht zurück von den Botengängen, auf welche ihn Graf Francio verschickt hat. Auf Mangel an Vorräten sollt Ihr Euch nicht ausreden können: ich geb' Euch freie Hand über all die zwanzig Wagen, guter Dinge voll, die da draußen aufgefahren sind auf dem Hof. Ihr seid morgen des Kaisers Mundschenk, Truchseß und Küchenmeister, Euch müssen all' die Meinigen gehorchen. Ihr rüstet uns das Kaisermahl, das Siegesfest!"

„Euer Wille wird geschehen," erwiderte die Frau ruhig und ging ans Werk.

Der Kaiser und der Seniskalk lehnten in einem der Fenster und sahen hinaus in den Hofraum.

„Herr," sprach Audulf, „schaut nur die Frau, diese sächsische Bäuerin! Habt Ihr je ihresgleichen gesehen an Vornehmheit zugleich und Anmut? Wie sie jetzt über den Hof hinschreitet — nein, hinschwebt! Sie trägt in der Hand nur eine Schüssel kalten Fleisches: — aber sie trägt sie, als wär's der Königshort zu Aachen in der Pfalz!

Und seht nur, wie sie da für ihren Gruß den langobard'schen Reiterführern dankt: so freundlich, so fraulich und so vornehm doch! Die halten sie — so ehrerbietig neigen sie sich! — für eine Herzogin. Herr Kaiser, das wäre eine Frau für Euren Sohn, Herrn König Karl, der stets noch unvermählt."

„Ei, ei, Herr Seniskalk im grauen Bart! — Auch Ihr? Großvater seid Ihr? Ich werd' es Eurer Frau in Aachen melden! Haben wir zwei Greise, — Kriegsmänner, Reichslenker — nichts Weiseres zu reden als von dieser blonden Frau?" — „Weiseres vielleicht — Besseres nicht." — „Und Schöneres schon gar nicht! Und keine königlichere Frau verlangt' ich mir für meinen Sohn! Allein wir werden sie doch wohl diesem glücklichen Volkfried lassen müssen: wir, wie — wie andere Leute. Nun wollen wir gehen, uns für Frau Muthgards Mahl zu schmücken."

Und gar gewaltig und stolzprangend erschien Karl, eine wahrhaft kaiserliche Gestalt, wie er, der siebenmal seines eigenen Fußes Länge maß, nun alsbald mit feierlich langsamem Schritt in die Halle trat.

Unter dem blauen Mantel — eine kostbare griechische Spange hielt ihn auf der Schulter zusammen — trug er jetzt ein golddurchwirktes Gewand von weißer Seide. Edelsteine schmückten seine goldenen Schuhe. „Joieuse", „die freudige Klinge", hatte er abgelegt: er führte, aus dem Wehrgehäng gelöst, in der Hand, wie einen Stab, ein breites Prunkschwert in silberner Scheide: an dem Kreuzgriff desselben funkelten und blitzten ebenfalls lichte Steine und zwei schwere goldene Ketten umzogen den mächtigen Nacken; hell leuchteten, freundlich und freudig, die sehr großen, hellblauen Augen: ganz großartig, gebietend, war die

hohe, machtvolle und doch mild freundliche, echt väterliche Erscheinung.

Der Seniskalk hatte gestaunt, als ihm Herr Karl, der sonst stets in einfachster Gewandung ging, geboten hatte, die große Truhe, in welcher sie kostbaren Schmuck mitführten, heranbringen und öffnen zu lassen. „Ja, ja," hatte Herr Karl dem Befremdeten zugelächelt, „heute feiern wir ein Fest: eigentlich viele Feste für viele Siege."

Als nun das Mahl bereitet war und die Tafel, reich mit Silbergeschirr bedeckt, in der Mitte der Halle prangte, da befahl der Herr Kaiser, daß Volkfried ihm zur Rechten, Frau Muthgard ihm zur Linken sitzen sollten: ihm gegenüber der Bischof und der Seniskalk. Lindmuth aber und Volkbert mußten ihm die Speisen zutragen und den Becher füllen.

Und wenn die Kleine sich auf die Zehen stellte und dem Rotkehlchen in seinem Käfig, der an der Hinterwand der Halle hing, die Brosamen zuschob von dem zarten Weizenbrote auf des Kaisers Tisch, — dann sah das Vöglein mit klugen, vergnügten Augen auf das Mädchen herab, als wollt' es sagen: „und ich hab' auch ein wenig mitgeholfen."

Und als das Mahl zu Ende ging, da sprach der Herr Kaiser: „Nun hört, ihr getreuen Herzen, gar viel, was euch erfreuen mag. Die Gnade des Herrn Christus hat Großes an mir gethan in diesen letzten Monaten und Wochen, ohne daß ich's wußte, ahnte!

All' das schwarze Gewölk, das ich über dem Reiche drohen sah auf vielen Seiten, hat er hinweggeblasen, ohne mein Verdienst, mit dem allmächtigen Hauche seines Mundes. Gar viele freudige Kunden trafen in diesen Tagen zusammen unter diesem schlichten Dach: wohl darf der Kaiser heut' ein Fest begehen. Mein tapferer Sohn Pippin hat den

trotzigen Herzog von Benevent geschlagen. Mein tapferer Sohn Karl hat den letzten Ring der Avaren gestürmt. Mein Sohn Ludwig," hier furchte er leise die Stirne — „nun: alle Söhne können nicht gleich kühne Helden sein — mein Sohn Ludwig meldet, mein gewaltiger Feldherr, Graf Wilhelm von Toulouse, hat Huesca und Saragossa in Spanien bezwungen: nur Tortosa trotzt noch: davon alsbald mehr! Der Kalif von Bagdad, mein trauter Freund, Herr Harun Arraschid, — er ist ein edles, ein kluges und ein heiteres Haupt: aber seine Neigung, verkappt im Land herumzustreichen, ist doch zuweilen — nicht ungefährlich: ich mache ihm das sobald nicht wieder nach —! hat mir die Schutzgewalt über das Grab des Heilands zu Jerusalem übertragen, sie fortab vereint mit ihm zu üben. Mein Comes Stabuli Burchard hat die saracenischen Seeräuber mit meiner fränkischen Kriegsflotte — selbst hab' ich sie geschaffen! — bei der Insel Korsika geschlagen: — dies Eiland und der Balearen eine — ich weiß wirklich gar nicht so genau, wo die schwimmen! — haben meine Frankenschiffe erobert. Und der neue Dänenkönig Hemming bittet um Frieden."

„Herr," rief der Seniskalk, „von allen Seiten strömt's wie Wunder auf Euch ein. Der Himmel hilft Euch sichtbar!" „Ja," sprach der Kaiser, langsam den Silberbart streichend, „dem Herrn allein die Ehre!" Da trat Hülsung der Westfale mit einer Meldung an des Bischofs Seite. Der sprach tief gerührt:

„Gott hat auch dieses schön gefügt! Der Mönch — Fidus — der gute . . . —" „Was ist mit ihm?" fragte der Kaiser. „Aus vollem Herzen billigte und lobte ich, Herr Bischof, die Buße, welche Ihr ihm auferlegt. Das habt Ihr gut gemacht." Da fragte Muthgard — freundlich sah sie dem Bischof in die Augen und ohne Zucken

erwiderte der den Blick: „Ich erfuhr — von Graf Francio — des guten Mönches Schuld und daß Ihr — Ihr! — seine Buße bestimmen solltet. Was habt Ihr ihm auferlegt?“ Bevor der Bischof antworten konnte, erwiderte der Kaiser: „Er hat ihm auferlegt, das Grab seines geliebten Weibes aufzusuchen und dort für beider Seelen Heil ein Vaterunser zu beten.“ Da reichte Frau Muthgard Herrn Richwalt über die Tafel hinüber schweigend die schöne, weiße, schmal zulaufende Hand. Er drückte sie fest und fuhr ruhig fort: „Er war schon recht schwach, der gute Alte, da er von mir Abschied nahm; nun meldet dieser treue Mann, Hülsung der Westfale —“ „Ich kenne ihn wohl,“ nickte der Kaiser. „Das alte Sachsenrecht wird eifrig in diesem Geschlecht überliefert. Und minder nicht die alte Heldensage: gar manches Stück vom Kampf auf roter Heide hab' ich von den Männern und Frauen des Hülsenhofes mir und Einhard erzählen lassen — keiner weiß soviel davon wie die Hülsunge! — für meine große, große Sammlung solcher Sagen. Gebt ihm einen vollen Becher meines besten Weines, Hülsung dem Westfalen.“

„Ich hatte ihn zum Führer der Bedeckung des Mönches bestellt. Sprich du selber, Hülsung.“

Der Westfale neigte sich tief vor dem Kaiser und hob an: „Sowie er das einsame Grab wiedergefunden, das er selbst gegraben hatte, — das Kreuz ragte noch ein wenig aus dem hohen, frisch gefallenen Schnee — da hat er mir und den Wehrmännern geboten, zurückzutreten. Mit lauter Stimme hat er dann das ‚Vaterunser‘ gesprochen und sich nach dem ‚Amen‘ auf den Schneehügel geworfen mit dem Rufe: ‚Hercha, liebes Weib! Nun führt uns Gott der Herr zusammen für immerdar.‘

Lang lag er so schweigend, regungslos mit ausgebreiteten Armen; als ich hinzutrat, ihn aufzuheben, da war er

tot. Und ein selig Lächeln hatte die Züge des Greises verjüngt. Da gruben wir ihm ein Grab neben seinem Weibe und ließen die beiden Gatten schlafen nebeneinander im einsamen Walde."

„Er war getreu bis in den Tod," sprach der Kaiser. „Herr Christus — vergieb ihm seine läßliche Schuld! Hätt' ich Frau Hildigard aufgeben sollen, — ich weiß nicht, ob ich mich nicht viel heißer versündigt hätte. — Ja, die! — Frau Hildigard!" — Er schwieg; plötzlich rief er: „Lindmuth, Kleine! Du hast ja Thränen in den Augen!" „Verzeiht mir — Herr Kaiser, — bei einem frohen Mahle! Aber ich habe Fidus sehr, sehr lieb gehabt." — „Komm zu mir! So! an mein Knie. — Einmal darfst du mir noch den Becher füllen: ich habe den letzten — den dritten — Trunk gespart — zu gutem Abschluß. Bleib' nur hier, an meinem Knie: du bist wie der Frühling, wie sie auch meines Lebens Frühling war.

Ich bin noch nicht zu Ende mit meinen Botschaften. Das Beste, das Größte hab' ich zum Schluß aufgehoben." Er winkte Audulf, nahm diesem eine mächtige Pergamentrolle mit schwerem Siegel ab und hielt sie in die Höhe. „Hier! Das langersehnte Schreiben aus Byzanz. Der Kaiser daselbst hat — endlich! — mich als Kaiser anerkannt:" stolz und freudig leuchteten die blauen Augen: „der Kaiser dort nennt mich ‚seinen Bruder', nennt mich ‚Basileus' und ‚Imperator'! Das ist, seit Papst Leo mir die Krone aufgesetzt, das mächtigste Geschehnis in der Welt. Der lange Krieg mit Byzanz, er ist zu Ende. Versöhnt sind Abendland und Morgenland, die ganze Christenheit hat Frieden. — Und was schreibt nun mein Gesandter aus Byzanz? ‚All' meine Mühe war umsonst — da lief ein Schreiben ein des Bischofs von Arezzo' — der Kaiser blickte hinüber zu Richwalt, der die Augen niederschlug —

‚das hat ihn völlig umgestimmt, Nikephoros den Kaiser — so sagte der selbst ihm — so geistüberwältigend hat es ihm dargewiesen, daß seines eigenen Reiches Vorteil wie des Abendlandes diese Anerkennung und die Versöhnung fordere.‘ — Der Mann, der diese Staatsschrift verfaßt hat, darf mir nicht Bischof von Arezzo sein: — das kann ein anderer auch — und vielleicht besser. Mein Kanzler Rado ist gestorben — er war mir schon lange zu alt und langsam — ich brauche einen raschen Geist um mich, einen Mann von klugen, scharfen, feinen Gedanken, der das Herz des Menschen kennt in allen seinen Tiefen, in seinen Schwächen und Leidenschaften und in seiner Heldenkraft. Diese aber ist: die Stärke der Entsagung. Denn es ist mir lang aufgegangen: das ist die Tugend, die der echte Christ und der echte Held — und sei er Heide! wie mein Freund Harun — gemein haben: die allüberwindende Stärke der Entsagung, die Tod und Schmerz nicht scheut, nein, freudig überwindet, weil also Gott, weil so die Treuepflicht gebeut. So war Fidus, der alte Mönch, der leibschwache, ein Held, wie's dieser starke Volkfried da zu meiner Linken ist. Der Kanzler, den ich brauche, — der seid Ihr, Herr Bischof. Ich werde das schon durchsetzen bei dem Herrn Papst: er hat mir das Gleiche wiederholt bewilligt. Und als mein Kanzler und oberster Palatin dürft Ihr auch, obzwar Bischof, die Waffen führen. Nur Ein Feind ist noch unbezwungen. Im Laufe des Jahres wird ein neuer Feldzug nötig gegen die Araber in Spanien: zweimal hat mein Sohn Ludwig vergeblich Tortosa belagert: es muß fallen! Das ganze Heer des Reiches send' ich dazu aus. Und Ihr, Herr Kanzler, sollt dies Heer mir führen. Man weiß, daß Ihr die Heere wie das Schwert zu führen wißt. Nehmt hin — hier — Audulf, reich' es ihm! — mein eigen Schwert Ich weiß, vom Sieg umlaubt bringt —

oder,“ und der Kaiser sah ihm gütevoll, aber traurig, tief in die Augen und flüsterte „oder schickt — Ihr mir's zurück.“

Da fuhr er auf vom Sitz, der sonst so streng sich bändigende Mann, mit beiden Händen griff er leidenschaftlich nach dem breiten eingescheideten Schwert, das ihm Audulf darreichte: er riß es an sich, er drückte es an die Brust, er küßte hastig den Knauf: er konnte nur stammeln: „Dank Euch, mein Kaiser!“ Und die so traurigen Augen strahlten vor glückseligem Stolz.

„Und ich werde dafür sorgen,“ fuhr der Kaiser fort, „daß Ihr zwar nicht unsere Freundin Muthgard selbst, aber deren jüngeres Ebenbild oft am Hofe seht. Nein! Erschrick nur nicht. Ich schleppe dich nicht fort von den Eltern — noch nicht! Aber in ein paar Jahren! Ich habe, Frau Muthgard, am Hofe einen gar feinen Knaben von zwanzig Jahren, den Sohn des Grafen Wido: von dort, wo der starke Rhein die schlanke Jungfrau Mosel sich vermählt. — Was sagt Ihr zu dem künftigen Eidam?“ „Aber Herr Kaiser,“ sprach die Frau. „Wie mögt Ihr spottend scherzen mit der heiligen Ehe? Eines schlichten Freisassen Kind und . . . —“

„Ja so!“ Und er lächelte vergnügt vor sich hin. Er schwieg eine Weile und strich den schönen, langen, blütenweißen Bart. Dann sprach er laut, ohne irgend einen der Tischgenossen dabei ins Auge zu fassen, gerade vor sich hin: „Ein Gesandter der Wilzen kam vor einer Stunde. Sie unterwerfen sich. Sie bitten um Erlaß der Strafe. Esesfeld ist von ihnen geräumt. Die Burg muß erweitert werden, aus der schmalen Grafschaft mach' ich eine große Markgrafschaft. Herr Markgraf von Esesfeld, zieht ein in Eure Feste!“

Er rief das so laut, jetzt plötzlich in der Richtung auf

Volkfried blickend, daß dieser sich umwandte, den so Angeredeten zu sehen.

Aber hinter ihm stand niemand.

Erstaunt sah er nun auf den Kaiser; der aber lachte laut und sprach: „Du, Volkfried, bist der Markgraf von Esesfeld. Deiner Treu' — ich habe sie erfahren! — vertrau' ich diese schwer bedrohte Mark. Aber ein Markgraf muß breite Hufen haben. Das Allod des Verräters Hardrad ist dem Krongut verfallen: — nach Abzug alles dessen, was der Elende deinen Nachbarn wider Recht abgepreßt — ich schenk's dir, Markgraf Volkfried: es bleibt noch all' genug! Ihr aber, schöne Frau Markgräfin . . ."

Jedoch Frau Muthgard rang schon lang mit sich gewaltig. Sie konnte sich nicht der Freude voll hingeben. Statt frohen Stolzes lag der Ausdruck der tiefen Beschämung, der Scheu, der Reue auf ihrem edlen Antlitz: ihr Busen wogte, die sonst so weiße Stirn erglühte, die Nüstern der fein geschnittenen Nase zuckten: — plötzlich sprang sie auf, warf sich ungestüm zu Füßen des Kaisers und streckte beide Hände wie abwehrend gegen ihn empor.

„Halt ein! Herr Kaiser! Halt! Ihn belohnet — nichts ist zu viel! — er ist das treueste Herz der Welt. — Ich aber verdiene nicht Lohn, — Strafe verdien' ich für schwere Schuld. Seit Monden lastet sie auf mir! — Ich muß es von der Seele wälzen! Bestraft mich! Ich ward Euch ungetreu und Eurem Recht!"

Staunend, mit großen Augen sah Herr Karl auf das schwer ringende Weib.

„Seit ich gewußt" — fuhr sie in atemloser Hast fort — „der Kaiser steht vor mir, wollt' ich's Euch gestehen — Euch allein — Euch im geheimen. Aber nun! Nun, da Ihr solche Huld — wie nur Gott oder doch wie nur ein sehr großer Kaiser kann — ausgeschüttet über mich

und all' die Meinen — nun sei's meine Strafe, daß es alle hören. Ich — ich — habe — meines Mannes Bruder — Volkhelm, der da draußen schläft im Wald, — als er geächtet war — zwar nicht ins Haus genommen, so heiß er bat! — aber — er war am Verschmachten — ich hab' ihn — vor dem Hofzaun — gespeist und getränkt! Wir wollten — beide — schon bevor wir in die Bärenhöhle flohen — zu Euch nach Aachen gehen und Euch alles sagen und Euch fragen — denn wir wissen's nicht! — welche Strafe steht darauf? Sagt's, Herr Kaiser, und gebet mir keine Gnade! nein: meine Strafe! — ich flehe Euch drum auf meinen Knieen." Und sie schwieg erschöpft und warf die beiden zusammengeschlungenen Hände auf des Kaisers Kniee und fest darauf drückte sie den herrlich gerundeten Kopf, und über ihren Nacken floß gelöst das wunderschöne blonde, das wellige Haar. —

Tiefe Stille entstand in der Halle: niemand wagte ein Wort: — die Leute hielten den Atem an: denn der Kaiser sah sehr, sehr ernst auf das gebeugte Weib, das vor ihm lag. Endlich — nach geraumer Weile, sie schien den Gästen allzulange — sprach er: „Du willst es. So werde dir dein Recht. Hülsung, alter Schöffe: du warst dabei, als wir das Sachsenrecht neu ordneten zu Aachen. Sprich: Finde du das Urteil: was sagt für diese That das Sachsenrecht Herrn Karls?"

Der Westfale erhob sich, tief erschrocken: „Herr Kaiser — Ihr werdet doch nicht? — Ihr wolltet . . . ?" —

„Soll Kaiser Karl zweimal um ein Urteil bitten?" sprach der Gewaltige mit drohender Stimme. „Sprich, Schöffe! Oder kennst du nicht dein eigen Sachsenrecht, das du mit verzeichnen halfst?"

Da sprach der Mann, die linke Hand auf die Brust legend, die rechte hoch erhebend, feierlich: „Ich weiß das

Sachsenrecht Herrn Karls: Wer einen Ächter hauset oder hofet, der soll des Todes sterben." — „Das hat sie nicht gethan! Weiter." — „Wer aber einen Ächter speiset oder tränket, der soll den Hals in Ketten tragen bis an sein Ende, solang er lebt."

Alles blieb still in namenlosem Schrecken.

Nur Lindmuth trat vor und hob beide Hände bittend zu dem Kaiser auf.

Der aber sprach, die hohe Stirn entwölkend, — und wunderschön leuchtete nun der milde, freudige Blick des blauen Auges: — „Du hast den Spruch gehört? Du willst nicht Gnade, sondern Strafe — nimm sie denn." Er löste von seinem Halse die schwere Goldkette, die in zwei breiten Schnurreihen zweimal ihn umschloß, und hing sie um den weißen Nacken der knieenden Frau.

„Steh auf, Frau Muthgard, viel Schöne und viel Getreue! Und trage diese deine Strafe bis ans Ende. Gott segne dir, mein Töchterlein, dein klares Antlitz und deine klare Seele," sprach der Kaiser und strich ihr leise über das Haar.

Langsam erhob sich, leise bebend, die edle Gestalt. — „Dank!" hauchte sie. Dann suchten ihre feuchten Augen das Auge des Gemahls: der drückte ihr nur stumm die Hand: — sie war so schön wie nie zuvor.

Lindmuth schenkte Richwalt ein: aber der Becher war ganz voll — es war nur eine List — „Mein Freund und — oh mein Herr!" flüsterte sie, „ich will mich aber gar nicht vermählen. Ich will immer bei der Mutter bleiben, abends für Euch beten, aber auch des Tages über recht viel an Euch denken: mit geschlossenen Augen — da geht es am besten! — Euer Antlitz schauend und . . . —" — „Die Mutter wird dich selbst an den Hof schicken." — „Treff' ich Euch dann am Hofe?" fragte sie rasch und

freudig. — „Gewiß! Ich werde dich dann vielleicht — aber beeile dich: in zwei Jahren triffst du mich nicht mehr dort! — selbst mit dem Grafensohne trauen.“ — „Ich mag ihn aber gar nicht!“ „Das ändert sich, mein Kind. Er ist sehr schön: du wirst ihn schon mögen, wenn ich . . . geh, schenke Herrn Audulfs leeren Becher voll.“ Und er schob sie sanft von seiner Seite weg —

Herr Karl aber erhob seinen Pokal und rief mit freudiger Stimme: „Erst laßt uns demütig dem Herrn Christus danken, der alles dies so wunderbar gelenkt: — Herr Gott, wir danken dir! — Und nun ruft Heil mit mir, ein lautes Heil: dem Kanzler und dem Markgrafen Heil. Sie waren treu: — treu bis zum Tod — drum hat sie Gott mit Sieg gekrönt!“

Zehntes Kapitel.

Es war im Spätsommer dieses Jahres.

Ausgebaut, vollendet war die Burg zu Esesfeld.

Auf dem Dache des höchsten Turmes flatterte der blumenbunte Kranz, den die Zimmerleute als frohes Zeichen des Abschlusses ihrer Arbeit um den Firstbalken geschlungen hatten.

Auf der Zinne seiner Burg aber stand der Markgraf der neugeschaffenen Eidermark, an seiner Schulter lehnte seine schöne Markgräfin, an beider Kniee schmiegten sich die Kinder. Das Jahr war ein reichgesegnetes gewesen: überall, wohin das Auge traf, strotzte das fruchtbare Land: Spelt und Hafer nickten mit wehenden Halmen im sommerlichen Abendwind. Denn es sank der Tag.

Und der Markgraf streckte den rechten Arm aus und wies seinem Weibe nach allen Himmelsstrichen, wie weit sein Amtsgebiet sich dehne, und wo das Kronland mit des Markgrafen Allod oder Lehngut grenze. — „Sieh'," schloß er, „soweit du schauen magst, — all' diese reichen Felder: sie sind mein eigen."

Da hob sich die Brust der Frau voll höchsten Stolzes auf ihren Mann: sie schlug den holden Blick zu ihm empor — sie drückte zärtlich, verborgen vor den Kindern, seine Hand und flüsterte ihm zu:

„Und all' das hast du erreicht, nur durch die eigene Kraft und Treue. All' das dankst du dir selbst, allein! Oh Volkfried, was bist du für ein Mann! Wie ich dich liebe!" Und erglühend barg sie das schöne Haupt an seiner Brust.

Und die Abendsonne legte ihren vollen Strahlenguß auf die Frau: es leuchtete wie Gold ihr wellig Haar!

Und dieselbe Abendsonne leuchtete zur selben Stunde im fernen Spanien auf ein blutig Feld.

Die große Schlacht vor Tortosa war geschlagen: ein Sieg der Franken, wie er seit vielen, vielen Jahren nicht erfochten worden war. In zwei Tagen hintereinander hatten die Christen das Entsatzheer abgewehrt, welches in ungeheuren Massen von Cordoba herangezogen war: und gleichzeitig den letzten verzweifelten Ausfall der Belagerten. Lange, lange schwankte die Schlacht hin und her. Endlich hatten sich vor den Reihen beider Heere getroffen und im Einzelkampf gemessen ein Palatin der Franken und der große Emir von Cordoba selbst, Ibrahim, „der Zauberer des Schwertgefechts", wie ihn der Islam in ganz Spanien und Afrika pries: als ihn nach hitzigem Gefecht ein Stoß

durch die Kehle vom Rosse warf, da hatte das Entsetzen seine heulenden Araber in wilder Flucht entschart. —

Da war auch die gleichzeitig ausfallende Besatzung von Tortosa in die Feste zurückgetrieben worden: mit den Weichenden vermischt waren die Franken in das Ostthor der Stadt eingedrungen: die Geschlagenen flohen zum Westthor hinaus.

Damit schien dem durch zweitägiges Ringen gegen die Übermacht erschöpften Heer der Sieger für diesen Abend der Arbeit genug gethan und übergenug: denn die heiße Sonne des Augustmonds sank bereits.

Aber da sprengte, hochragend auf schwarzem Roß, der Franken Oberfeldherr auf den Marktplatz der Stadt: er befahl, mit Trompetenruf eine kleine Schar von Reitern hier um ihn zu sammeln. Bis ein müdes Häuflein beisammen war, hielt er auf dem Platz: schwer atmend, aber stolz aufrecht saß er im Sattel, vom schwarzen Helm bis an den Wehrgurt war er über und über mit Blut besprengt.

Jetzt trieb aus einer Seitengasse Audulf, der Seniskalk, das matte Pferd heran:

„Wie?“ warnte er, „Herr Kanzler? Ihr wollt noch nicht ruh'n? Zwei Tage lang habt Ihr über Menschenkraft hinaus gekämpft, — über Menschenmaß hinaus gesiegt. Erst Ibrahim vom Gaul gestochen! Und der Erste im Thore von Tortosa! Ihr blutet aus vielen Wunden!“

Aber der Kanzler hob sich hoch in den Bügeln: „Keine tief genug!“ Aus seinen dunkeln Augen leuchtete ein wunderbares Feuer: nicht einem Lebenden, einem bleichen Geist der Schlachten sah er ähnlich. Er hob schräg den Arm hoch und wies wagrecht mit der schmalen Klinge nach Westen dem Feinde nach: „Blast! Blast zur Verfolgung! Herr Karl und Sieg!“

Und bei dem schmetternden Rufe der lauthallenden Reiterfanfare — vom Knaben auf vor allen anderen Tönen hatte er diesen Klang geliebt! — in Kampf und Tod treibt er, zwingt er, reißt er hinein! — jagte Richwalt, hell aufjauchzend vor Kampfes- und Siegeslust, weit voraus den Seinen zu dem Westthor hinaus. Verwildert in dem langen Kriege war ihm Bart und Haar: im Westwind flogen wieder aus dem Helm ihm nach die langen dunkeln Locken, wie er sie, vor dem Mönchsgelübde, in froher stolzer Jugendzeit getragen: durstig sog er tief noch einmal die Luft, die Lust, den Stolz des Lebens in vollen Zügen ein. Die andern konnten ihm nicht folgen: bald war er ganz allein.

Am Rand eines Piniengehölzes hatte sich, den Rückzug der Massen zu decken, ein Häuflein arabischer Pfeilschützen in dem Waldgraben festgesetzt: — eine bunte, mit vielem Gold geputzte lange Fahne ragte aus ihrer Mitte. Kurz vor Pfeilschuß vor ihnen hielt der Reiter auf der breiten, ganz offenen Heerstraße: er schleuderte den Helm von dem Haupte, schnallte und riß die Brünne von der Brust, ließ den Schild vom linken Arme fallen und sprengte unter die Feinde mit dem jauchzenden Rufe: „Karl und Muthgard!"

Sie schossen ihre kurzen, spitzen, schwarzen Pfeile ab: — ein ganzes Schwirrgewölk davon zischte ihm entgegen: — aber sie hielten nicht stand, als der mächtige Rappe nun in edlem Schwunge stolz wiehernd unter sie setzte: den Bannerträger holte der Verfolger noch ein, durchstach ihn und riß ihm die Fahne aus der Faust.

Dann stürzten, von vielen, vielen Pfeilen getroffen, Rappe und Reiter.

In der Ferne, im Westen, verschwanden die fliehenden Feinde.

Die Abendsonne schien voll zwischen den Wipfeln der Pinien hindurch in das bleiche Antlitz; er hatte die Augen geschlossen. — —

„Um Gott, Herr Kanzler!“ rief nach kurzer Weile der graubärtige Audulf, über ihn gebeugt. „Ich sah — was Ihr gethan! Ihr habt ihn gesucht, den Tod.“

„Nein,“ sagte der Sterbende, fest, die Augen nochmal aufschlagend: „den Sieg und — endlich — den Frieden! Bringt dem Kaiser dieses eroberte Banner; es ist das zwölfte. Und hier — sein Schwert — gebt es ihm zurück. Ich hab's geführt, wie er — erwartet hat. Nun sterb' ich doch, ein Held, für ihn, wie einst sein Roland fiel — bei Ronceval. Grüßt ihn und . . . Ah, da ist sie schon! Sie schreitet, nein, sie schwebt heran! Sie lächelt: den Himmel seh' ich strahlend offen stehn! — Muthgard! Der Ehre und dir — bis zum Tode — getreu.“

Welt-Untergang.

Geschichtliche Erzählung aus dem Jahre 1000 n. Chr.

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten.

Den Freunden

Karl Gareis, Lorenz Grasberger,
Mathias von Lexer
und
Anton Freiherrn von Tröltsch

in dankbarem Gedenken gemeinsam zu Würzburg
verlebter Tage

zugeeignet.

„Dem Stift Wirzburg viel Gutes hat gethan
Bischof Heinrich, der herrliche Man,
  Das muß man von ihm sagen!
Zwei Grafschaften bracht' er daran,
Drei neue Kloster fing er an
  Zu bauen bei seinen Tagen:
Neumünster, Haug und Sankt Stephan,
Darin des Gottesdienstes pflagen
  Viel fromme Chorherrn sonder Wahn:
Sankt Benediktus Ordensban
  Thäten's alle jagen."

Alter Spruch.

* * *

In ew'ger Gegenwart steht alles Leben. — —

Vorbemerkung.

Die Gedichte, welche Gedanken und Namen — beides — nachfolgender Erzählung tragen, sind bereits 1868 entstanden, 1873 in der ersten Auflage der zweiten Sammlung meiner Gedichte (Stuttgart, J. G. Cotta) zuerst, zuletzt in der dritten Auflage dieser Sammlung (1883, Leipzig, Breitkopf und Härtel) veröffentlicht worden.

Erstes Buch.

I.

Gar wunderhold, wie sonst kaum irgendwo auf deutscher Erde, zieht der Frühling ein zu Würzburg an dem Main.

Frühzeitiger als anderwärts kehrt er zu: im Hornung schon flötet die Amsel ihr melodisch Lied hoch vom Ulmenwipfel, wann die Sonne zu Rüste geht über dem Guttenberger Wald, Thal und Rebgelände tauchend in eitel Gold und Segen. Frühe sprießen an sonniger Halde die Veilchen hervor und wie leuchten, wie duften sie in den Weingärten der sanften Hügel, die wilden, gelben Tulpen! Dankbar gedenkt, wer je sein genoß, des Würzburger Lenzes. —

Und ganz besonders schön, herrlicher denn je zuvor, meinten die frohen Menschen, war der liebe Lenz in das Mainthal eingefahren im Jahre des Herrn Eintausend.

Das Land weithin stand in eitel Maienbluft.

Das Wildgedörn, das die Rebgärten rings an den sanft aufsteigenden Hängen umhegte — Weißdorn und Rotdorn und zahllose Hagerosen — blühte so reich, daß der süße Duft, vom Südwind getragen, berauschend flußabwärts zog. In den dichten Hecken vor der Stadtmauer, aber auch in den häufigen Gärten innerhalb der Umwallung sang die Mönchsgrasmücke, sang die Nachtigall ihr feurig Lied. —

Am Abend eines wunderschönen Maientages leuchteten vom linken Flußufer her über den Wall am rechten Ufer, zumal über die Mainbrücke hin, die Strahlen der versinkenden Sonne: sie trafen voll auf den ragenden Dom und das unmittelbar im Süden daranstoßende „Bischofshaus": das heißt das gemeinsame Wohnhaus der Kanoniker. Brücke und Dom standen damals bereits genau an derselben Stelle wie heute: aber beide waren von Holz gebaut und erheblich schmäler als dermalen.

In dem Hauptsaale — der Bücherei — des Bischofshauses, in dem einzigen Stockwerk oberhalb des Erdgeschosses, stand an dem hochgewölbten romanischen Rundbogenfenster ein ernster Mann in mittleren Jahren. Er hatte soeben den von zierlichen Querlatten gebildeten Fensterladen, der den heißen Tag über verschlossen gehalten worden, nach außen aufgestoßen und blickte nun hinaus. —

Wo sich heute bergab, gegen den Fluß zu, die „Domstraße" senkt, lag damals ein offener Platz, nur in weitem Abstand vom Dom und dessen Anbauten durch ein paar unverbundene „Höfe" begrenzt.

Der einsame Mann neigte das braunhaarige, aber stark ergrauende Haupt leicht hinaus; er strich langsam mit der Linken über den breiten, fast völlig weißen Bart; er schloß die grauen, schwermütigen Augen; seltsame Augen waren es: nicht schön von Form oder Farbe: müde von vielem Lesen: — vielleicht auch von anderem: — aber doch war ihr Blick scharf, — wie der des Falken — und unvergeßbar für jeden, der ihn aus der verhaltenen, ja trüben Ruhe hatte plötzlich aufleuchten sehen in flammendem Blitz. —

Aber jetzt, als er sie wieder aufschlug, war der Ausdruck dieser sinnigen Augen tief verträumt. Lange blickte er schweigend hinaus. „Wie schön," sprach er endlich leise

vor sich hin, „wie friedevoll! Des Herrgotts reichster Segen ruht auf Gau und Stadt. Soll ich — darf ich — diesen Frieden stören? — Aber muß ich nicht? — Und wird nicht — wie sie sagen — vielleicht der Herrgott diesen Frieden in wenigen Wochen wandeln in flammende Zerstörung, in Verderben? — Er nach einem unerforschlichen Ratschluß im großen — ich im kleinen, nach Pflicht meines von ihm mir verliehenen Amtes, also doch auch nach seinem Ratschluß."

Er richtete sich hoch auf, trat von dem Fenster zurück und machte einen Gang durch den geräumigen, durch zwei Reihen von Holzpfeilern mit Rundbogen gegliederten Saal.

Die Einrichtung war einfach, ohne Prunk, aber würdevoll; das ansehnlichste Gerät bildete eine Art Baldachin, der an der Ostwand gegenüber den nach Westen blickenden Fenstern, von zierlich geschnitzten Rundpfeilern getragen, eine lange Truhe überhöhte, deren Deckel, mit weichen Decken belegt, als Rücksitz diente; in der Mitte der Bücherei stand ein mächtiger runder Tisch, dessen weiße Ahornplatte mit Schreibgerät und mit vielen Pergamenten bedeckt war, an welchen an Lederriemen und bunten Schnüren große Siegel in hölzernen, bleiernen und silbernen Kapseln herabhingen.

„Mein Amt?" raunte er nun leise. „Ist es nur des Amtes Pflicht, was dich treibt, Heinrich von Rothenburg! Oder ist es die alte Lust am Kampf?" — Er ballte die Rechte wie um Schwerteskanuf und spannte die Muskeln des eingebogenen Armes. — „Am Kampfe, — zumal gegen diesen Feind? — — Also Sünde? — Sünde also plante ich, während der Rächer aller Sünde vielleicht schon die Wolken zusammenballt, auf denen er niederfahren wird, zu richten die Lebendigen und die Toten!" —

Er hielt erschauernd inne in seinem hastigen Gang und schlug andächtig ein Kreuz über Stirn und Brust. —

„Sünde?“ — begann er aufs neue, wieder ausschreitend. „Jawohl! — Hätte ich nicht dringendere Pflichten, — vielleicht! — aber die meinen immer noch weltlichen Sinn weniger befriedigen, meine Kampfesfreude schwächer — locken? Denn diese Pflicht des Amtes lockt dich, Heinrich! Ist das nicht ein Zeichen, daß sie weniger Pflicht als — — Leidenschaft?“

Er stieß bei einer raschen Wendung an den Rundtisch: eine der Urkunden glitt herab und rollte vor seine Füße. Er hob sie auf und warf einen Blick auf das daranhängende Siegel. „Kaiser Karls Verleihung! Sie selbst! — War das ein Wink, eine Mahnung des Herrn? Wüßt' ich es nur, — zweifelsfrei: — ich nähme sie ja so gern auf mich, die Pflicht und den Kampf.“ — Er drückte das Pergament heftig an die Brustfalten seines langwallenden dunkel-porphyrfarbigen geistlichen Gewandes.

II.

Da ward die in das Vorgemach — nach Süden — führende Thüre des Saales geräuschlos geöffnet und ebenfalls in geistlichem, aber ganz schwarzem Gewande trat ein wenige Jahre älterer Mann ein. Dicht an der Schwelle, zwischen den dunkelgelben Thürvorhängen, blieb er stehen; demütig neigte er tief das ganz glattgeschorene Haupt und mit leiser Stimme hob er ehrerbietig an: „Hochehrwürdiger Herr Bischof, Ihr habt befohlen.“

Der Angeredete trachtete, seine lebhafte Erregung zu

bändigen, zu verbergen; er legte die aufgeraffte Urkunde ganz sacht auf den Tisch: — er suchte, vor denselben tretend, sie dem Blicke des Besuchers zu entziehen. „Laß diese unterthänige Weise, Bruder Berengar", sprach er gütevoll. „Sind wir doch Kampfgesellen: du bist mein eifrigster Mitstreiter."

Der andere trat näher, langsamen Schrittes. Die starren Züge des langen, hageren, gelbfahlen Gesichtes blieben unbeweglich, die schmalen Lippen öffneten sich kaum, die tiefschwarzen Augen hielt er streng zu Boden gerichtet, als er sanft erwiderte: „ich darf nicht anders. — Euer Vorgänger, der hochselige Herr Bischof Bernwart, hat mir solches Gebahren besonders auferlegt zur Buße für meine hochfärtige Überhebung."

„Ja, ja," lächelte Herr Heinrich — und die freundliche Heitre stand dem wohlgebildeten Antlitz, den feinen Zügen herzgewinnend gut, „mein gestrenger Oheim war ein stolzgemuter Herr." — „Er durfte es sein. — War er doch ein Graf von Rothenburg, — wie Ihr." Der Bischof zuckte die Achseln: „Edle Geburt ist wertvoll." „Ha, wirklich?" flüsterte der Priester, aber ganz unhörbar. —

„Doch ist sie kein Verdienst. — Aber er hatte dich im Verdacht, Archidiakon", — und er hob mit lächelnder Drohung den Finger — „erstens schon bei seinen Lebzeiten Bistum und Bischof beherrschen und zweitens um jeden Preis sein Nachfolger werden zu wollen." — „Was doch nur abermals ein Rothenburger werden sollte." Ganz tonlos und unterwürfig kam das aus den kaum geöffneten Lippen. Aber der Bischof schüttelte lebhaft das Haupt und hob, schmerzlich berührt, in Abwehr die Hand: „Da irrst du, Freund. — Mein Oheim konnte nicht ahnen ..... War ich doch ein Kriegsmann! Ein Mann der Staatskunst ...." — „Und was für einer! In keiner Heerfahrt

des Kaisers Otto des Roten und des jungen Otto fehltet Ihr auf deutscher, wendischer und zumal auch meiner italischen Heimaterde. Wie oft ginget Ihr als der Frau Kaiserin Theophano Vertrauter in Gesandtschaft nach Rom, ja selbst nach Byzanz!"

„Also!" unterbrach Herr Heinrich, kopfschüttelnd. „Mein Ohm und ich — wir dachten wahrlich nicht daran, daß ich weltlicher, mit viel Schlachtenblut befleckter Mann jemals geistlich, vollends Nachfolger des heiligen Burchhard werden würde. Du — Archidiakon, es ist wahr — hattest das nächste Anrecht auf diesen Stuhl." — „Kaiser Otto der Junge dachte anders, weiser — als er Euch — noch nicht sehr lange trugt Ihr geistlich Gewand — das Bistum gab." Der Rothenburger seufzte: „Ja: Er gab es mir." Beschwichtigend fiel der Archidiakonus ein: „Ihr seid vom Kapitel gewählt." — „Ja, ja, aber warum? Weil der Kaiser es wünschte." — „Nachdem er und die Regentin so sehr überrascht waren durch Euern Rücktritt aus der Welt." „Sieh, Berengar," fuhr der Bischof fort, „das ist es ja, was mir den Entschluß so schwer macht. Er — der König — setzt mich in dies Würzburg, vertrauend, daß ich sein Recht und seinen Vorteil hier nach Kräften wahre. Und nun soll ich Stadt und Grafschaft ihm entreißen!" Der Archidiakon glitt geräuschlos näher; scharf richtete er auf den Ringenden die dunkeln Augen, die unter kohlschwarzen, streng regelmäßig geschwungenen Brauen hervorblitzten. „Verzeiht," sprach er ruhig, „Herr Bischof: das ist nicht bischöflich geredet." — „Mag sein! Aber es ist ehrlich gedacht: — mit Gedanken treuer Lehenschaft." — „Ihr aber seid vor allem Sankt Peters Vasall! Von ihm, nicht vom deutschen König oder römischen Kaiser, tragt Ihr den Bischofstab zu Lehen. Sankt Peters und Eures großen Vorgängers, Sankt Burchhards, Recht habt Ihr zu wahren,

auch gegen des Königs Vorteil. Und nicht im Recht, im Unrecht ist der König! Gedenkt des Briefes Kaiser Karls! — Scharf sah ich es, wie ich eintrat: — er hatte Euch gerade wieder beschäftigt! Diese ehrwürdige Urkunde giebt Euch nicht nur das Recht, — hört es, Herr Bischof! — sie legt Euch die Pflicht auf, in jenen Kampf einzutreten und nicht zu rasten noch zu wanken, bis Ihr Gott erstritten habt, was Gottes ist. Dem Kaiser bleibe, was des Kaisers ist." — „Dann bleibt ihm wenig genug in Stadt und Gau!" — „Gleichviel! Habt Ihr des Kaisers Sache zu führen oder die der heiligen Kirche? Wollt Ihr, nachdem Ihr das gute, klare Recht des Bistums entdeckt habt, es diesem Bistum vorenthalten — aus Schwäche, aus Menschenfurcht?"

Unwillig fuhr der Bischof auf und griff an die Stelle, wo er einst im Wehrgehäng das Schwert getragen hatte.

„Verzeiht: aus Liebe zu diesem Kaiserjüngling vorenthalten, was der große Karl aus Ehrfurcht vor Sankt Kilian und Sankt Burchhard dem Stuhle zugewandt? Erkennt Ihr nicht den Finger Gottes darin, daß er Euch — gerade Euch! — durch Zufall, — sagen die Weltleute — durch ein Wunder der Heiligen, ziemt uns Geistlichen zu sagen — in der Kämmerei, unter altem wertlosem Gerät und Gerümpel dieses kostbare Pergament auffinden ließ?"

„Ja, es ist erstaunlich," sprach Herr Heinrich nachdenksam, das Kinn in die linke Hand schmiegend. „Ist wirklich wundersam! Unter Bischof Dietho — vor achtzig Jahren — verbrennen mit dem damals erst seit siebenundzwanzig Jahren vollendeten Dom — hier, an der Stelle des jetzigen, stand auch er — in der Sakristei alle Urkunden des Bistums, aber auch alle! So daß, als Bischof Burchhard der Jüngere, der wackere Henneberger, vor etwa zwei Menschenaltern dies Gotteshaus hier neu erbaute, auch

nicht Eine Urkunde, nicht Ein Beweismittel für all unsere Rechte vorhanden war: mußten alle vom König, von den Erben der anderen Schenker und Verleiher neu ausgestellt werden — auf vieles Bitten meiner Vorgänger. Und nun muß ich vor wenigen Monaten in einer alten Truhe der Kämmerei unter abgetragenen, zerschlissenen Meßgewändern und angebrannten Altardecken dieses unschätzbare Kleinod auffinden! Wie kann das aus der Bücherei oder aus dem Archiv dahin geraten sein?"

Berengar zuckte die Achseln: „Wer soll das wissen? Vielleicht gelang einem der Brüder die Rettung dieses wertvollsten Stückes aus dem brennenden Archiv: — er selbst mag darüber umgekommen sein." „Ja, ja," bestätigte der Bischof, „es sind mehrere bei dem Brand erstickt, und zwar gerade auch — in der Kanzlei — der Protonotar, der dem ganzen Urkundenwesen vorstand, der pflichtgetreue Bruder Skapelarius." — „Die Kämmerei lag auch damals im Erdgeschoß — die Urkunde, in die Altardecke gewickelt, kann von dem Kanzleifenster — hier, im ersten Stock — in das offene Fenster der Kämmerei geworfen worden sein, als der Protonotar, der sie retten wollte, erkannte, daß er selbst nicht mehr zu entkommen vermöge."

„Klingt ganz glaublich! — Aber weshalb lassen die Heiligen die wichtige Urkunde sechzig Jahre verborgen bleiben und sie auffinden gerade durch meine weltliche, schwertgewohnte, vom Schlachtenblut befleckte Hand?" — „Gerade darin erblickt und verehrt die weise Fügung der Vorsehung." — „Wie meinst du das, Archidiakon?" „Heinrich von Rothenburg," erwiderte dieser feierlich, wieder leis einen Schritt näher gleitend, „gebt der Wahrheit die Ehre, hier im Kämmerlein vertrauter Zwiesprache: mehr vom Kriegsmann, als vom Geistlichen, mehr vom Staats-

mann, denn vom Priester, mehr vom rechts- und waffenkundigen Grafen, als vom Bischof habt Ihr an Euch — immer noch!" „Ja, leider," seufzte Herr Heinrich demütig, „immer noch!" „Weshalb — vor fünfzehn Jahren etwa — der tapferste Graf über alles deutsche Land, die rechte Hand der schönen Kaiserwitwe und Reichsregentin, Frau Theophano, plötzlich das Schwert ablegte und Priester ward — — kein Mensch weiß es . . ." Er zögerte: er schien gespannt auf Auskunft zu warten. Allein Herr Heinrich sprach nur leise zu sich selbst: „Aber Gott weiß es" und drückte die schwermütigen Augen zu.

Der Welsche wartete noch eine Weile: da aber der andere beharrlich schwieg, fuhr er fort: „Aus der Haut konntet Ihr eben nicht fahren, wie aus der Brünne, auch nicht, als Ihr, nach kurzer Priesterzeit, hier Bischof wurdet. Nach wie vor weilen Eure Gedanken noch häufiger bei Recht und Gericht und weltlicher Wohlfahrt und weltlicher Gewalt, denn bei Beten und Büßen und bei dem Jenseits." „Leider!" wiederholte Herr Heinrich betrübt. „Nein, nicht leider: zum Heile dieses Bistums! Seht Ihr denn nicht? Deshalb eben führten die Heiligen Kaiser Karls Verleihungsbrief gerade in Eure starke Hand! Euch, Eurem weltkundigen Sinn vertraute Sankt Burchhard, Eurer weltlichen Klugheit, Eurer frischen Manneskraft seine Rechte an, nicht Euren Vorgängern, meist mönchischen weltflüchtigen Psallierern. Der Bischof, nicht der Graf, muß herrschen über diese Mainstadt und den Waldsassengau, darin sie liegt. Vor allem über die Stadt! So wollte Kaiser Karl! So will es Gott! Seht hier auf diesen Plan der Stadt" — er wies auf eines der Pergamente, die auf dem Tische ausgebreitet lagen — ein langes Jagdmesser war darüber gelegt, es auseinandergespreitet zu halten — „Ihr selbst habt ihn — mit der Hand des

kundigen Feldherrn — entworfen: glaubt Ihr, es ist ohne Bedeutung, daß die Stadt ein Fünfeck bildet, genau wie Eure Bischofsmütze, die dort liegt, Herr Heinrich?" „Spiel des Zufalls!" erwiderte dieser. Aber der Einfall behagte ihm. — „Ihr seid der Mann, des Bistums Recht zu wahren, mit scharfem Wort und — muß es sein — mit scharfem Schwert. Sankt Burchhard, Sankt Kilian, Sankt Petrus, ja Gott selber rufen Euch in diesen heiligen Kampf. Heinrich von Rothenburg, der Mann ist ein Felon, der irdischem Lehnsherrn die geschuldete Heerpflicht weigert: Heinrich von Rothenburg, willst du sie dem himmlischen Lehnsherrn weigern?"

„Nein! Bei meinem Schwerte!" rief der Starke und seine grauen Augen blitzten auf. „In solchem Lichte sah ich's noch nie. Gott ruft zum Streit. So will ich denn streiten bis zum Sieg oder — Untergang! Ich fürcht' ihn nicht, den Grafen Gerwalt!" „Gewiß nicht! Und" — der Welsche trat näher und flüsterte — „jene Weissagung des arabischen Magiers in Kalabrien, die Ihr mir vertraut — wie war es doch?" „Ich werde nicht sterben — so las er in meiner rechten Hand — bis ich mit dieser Hand meinen schlimmsten Feind auf Erden erschlagen," sprach Herr Heinrich mit grimmiger Freude. „Nun also! Und das ist doch ohne Zweifel —" „Graf Gerwalt!" nickte der Bischof.

„Aber," fuhr Berengar fort, „es wird zum Waffenkampfe gar nicht kommen müssen. Ihr werdet schon auf dem Wege Rechtens — vor dem Reichstag gewinnen. Sicher! Das Gericht möchte ich sehen —" und hier flog ein stolzes Lächeln um die schmalen, allzu schmalen Lippen des Lombarden und seine schwarzen Augen funkelten — „das Gericht möchte ich sehen, welches gegen jene Urkunde Kaiser Karls irgend eine Einwendung gelten lassen könnte."

„Allein,“ warf der Bischof ein — „warum haben alle meine Vorgänger seit bald zwei Jahrhunderten das Recht aus der Verleihung nicht geltend gemacht?“

Berengar zuckte die Achseln: „Wer kann solche Fragen beantworten? Soviel steht fest: Graf Gerwalt, Euer schlimmster Feind . . —“ „Der Welsche weiß nicht,“ flüsterte Herr Heinrich zu sich selbst, „wie sehr sein Wort die Wahrheit trifft!“ — „Kannte die Urkunde nicht. Und groß war sein Erstaunen, ja sein Zorn, als ich sie ihm — wohlweislich nur in Abschrift — übersandte. Diese Urkunde ist unanfechtbar. Nicht umsonst hab' ich Jahre um Jahre in der Rechtsschule zu Pavia geistlich Recht, Lehenrecht, Landrecht gelernt bei den ersten Lehrern. Viele, viele hundert Urkunden von Königen und Kaisern hab' ich eingesehen, viele Dutzend hab' ich abgeschrieben, hab' ich selbst verfaßt im Auftrag des Pfalzrichters daselbst. Erkennt Kaiser Otto unser Recht nicht an, so rufen wir das Urteil des Reichsgerichts am Reichstage an. Nach dem Rechte muß es für uns ausfallen! Siegt aber in dem barbarischen Reichstag dieser plumpen Deutschen — verzeiht, aber manchmal bricht das Blut Italiens in mir durch! — die Scheu vor dem Herrn König, so lebt noch ein anderer Richter, der uns — das heißt Sankt Kilian und Sankt Petrus! — unzweifelhaft zu unserem Recht verhelfen wird.“

„Gott der Herr!“ sprach der Bischof fromm. „Der ist gar fern und unberechenbar! — Nein, der Herr Papst zu Rom. Nicht rasten will ich und nicht ruhen, bis wir gesiegt — für Sankt Burchhard. Und müßt' ich auf meinen Knieen im Sankt Peter dem heiligen Vater Bann und Interdikt über König und Reich der Deutschen entwinden!“

„Nein! Nimmermehr!“ rief der Rothenburger erschrocken. „Ich sollte den Bann herabbeschwören auf des großen Otto Enkel, meines teuren Feldherrn in so vielen Schlachten?

Das Interdikt auf diese geliebte deutsche Erde, auf dieses blühende Mainthal? Es ist nicht deine Heimat, Lombarde!"

„In die Hölle stoß' ich ganz Lombardenland, das abgefallene, um diesen Sieg!" schrie der Welsche, fortgerissen von wilder Leidenschaft.

Betroffen sah Herr Heinrich auf ihn herab: „Abgefallen? Von wem?"

„Von . . . sich selbst!" rief Berengar noch heiß erregt, dann fuhr er zusammen und erläuterte: „Von seinem wahren Heil — das heißt: von der Herrschaft der deutschen Könige."

„Aber wie," fiel Herr Heinrich, plötzlich stehenbleibend, ein, „wenn all unser Planen und Trachten gar nicht mehr Zeit fände, sich zu vollenden? Wenn es sündhaft, frevelhaft wäre, solch' irdischer Sorgen zu pflegen, an Herrschaft über Stadt und Gau und an weltliche Macht zu denken, während Stadt und Gau und Welt in wenigen Wochen . . .?" Er brach ab. Der Welsche lächelte; es zuckte wie Hohn über seine sonst so starren Züge hin. „Ihr meint? Auch Ihr? Jene Weissagung — aus meiner Heimat kam sie über die Berge — unheimlich — wie der schwüle Südwind . . . —" „Es ist der Glaube ja weit verbreitet," sprach der Bischof ernst. „Viel gelehrtere und viel frommere Männer als ich hegen keinen Zweifel. Ich — ich kann's noch nicht recht glauben. Entscheidend ist mir der Ausspruch des Herrn Papstes. Und der, so schreibt man mir aus Rom, schwankt hin und her."

„Wie? Papst Sylvester? Er? Der große Gerbert von Reims, der Schüler der Araber in Spanien, der Lehrer des Erdkreises, von fast übermenschlicher Weisheit! Wenn der nicht daran glaubt, dann . . . ." — „Ich sage Euch ja, er soll zweifeln. Seine Auslegung der Schrift

und der Väter führte ihn nicht zur Bejahung." — „Nun also." — „Aber ein heiliger Einsiedler — den Namen erfuhr ich nicht — soll stets wachsenden Glauben nicht nur bei dem ganzen Volke in Welschland, auch bei dem tief gelehrten Papste finden. Doch, wie dem sei! Ich muß der Kirche, des Oberhauptes der Kirche Weisung einholen, nicht nur für meine Belehrung, sondern darüber, wie ich mich als Bischof gegenüber meiner Gemeinde zu verhalten habe." „Mich würde der nahe Untergang herzlich wenig freuen," meinte Berengar spöttisch. „Noch gar viel hab' ich vor in der Welt."

„Ist das ein Grund für den Himmelsherrn, sie noch zu erhalten, wenn das Maß der Sünden voll? Ich fürchte sehr, solcher Wunsch, solch weltlich Begehren ist auch für mich der letzte Grund, der, unbewußt in der Tiefe der Seele wirkend und wühlend, mich abhält, daran zu glauben. Und so hab' ich denn über die Alpen, nach Rom, an den Herrn Papst einen ganz eigen gearteten Boten gesandt." „Wen?" forschte Berengar eifrig. „Es fehlt keiner aus unserem — wollte sagen: Eurem Klerus." Der Bischof schwieg; ein heiteres Lächeln schwebte um seinen feinen Mund. „Denn," fuhr der Archidiakon eifrig fort, „es kommt oft sehr auf den Boten an, welche Botschaft er heimbringt. Wenn einer von den Schwarmgeistern, den Träumern, den geheimnisbrünstigen Priestern, wie sie Kloster Cluny züchtet —" Herr Heinrich lachte. „Nun, hat keine Gefahr! Ungefähr das Gegenteil von solcher Art hab' ich zur Kundschaft ausgeschickt. Wenn dieser Bote, der welt- und lebensfreudigste Mann —" — „Dann meint Ihr Arn aus Bayerland, Euren Jägermeister! Richtig! Er fehlt seit Wochen!" — „Wenn der in Welschland dazu bekehrt wird, an den Untergang der Welt zu glauben —" „Arn? Ja dann," lächelte der Lombarde, „dann muß sie vorher

schon halb untergegangen sein. Einstweilen aber: — ruhet nicht, handelt, Herr Bischof. Die Zeit ist günstig; der Mann, der von Amts wegen ebenso berufen ist für den Kaiser, wie Ihr für Sankt Burchhard zu handeln — der Graf des Gaues, ist fern — man sagt, in Italien. Wenigstens seine Reisigen und Vasallen alle hat der König nach Rom entboten: der Marienberg da drüben ist fast unbesetzt: ein rascher Handstreich und — aber —" er stockte und sprach leiser zu sich selbst — „es scheint beinah, Er — der andere — hat recht." Herr Heinrich stutzte. „Wer? — Was zischelt Ihr da?" — „Ich? — Oh nichts!"

„Doch! Ich hörte genug, um mehr hören zu müssen! Wer hat recht?" Drohend, ahnungsvoll trat er näher. — „Nicht doch," wich der Welsche aus. „Lasset ab, Herr! Nicht gerne nenn' ich Euch diesen Namen. Er pflegt Euch zu ergrimmen!" „Graf Gerwalt!" rief Herr Heinrich und seine Augen blitzten. „Dacht' ich's doch! Was — was hat er gewagt, von mir zu sagen?" „Es wird Euch erbittern!" warnte Berengar. „Oh nein," knirschte der Bischof und zerbrach mit der starken Rechten die Armlehne von Eichenholz des hohen Stuhles, den er ergriffen, „ich bin ja ganz ruhig! — — Was hat er . . . . ?" — „Nun — vor seiner Abreise — er war ja nur ein paar Tage auf der Burg — an der Brücke war's — der Zollwart erhob den Zoll von den Mainschelchen, welche den Fluß zu Berg getreidelt wurden und meinte —: ‚Nun wird der Zoll, wie jedes Gefäll in der Stadt, bald nicht mehr in des Herrn Grafen Jagdranzen, in des Herrn Bischofs Kirchenbüchse wird er wandern.' Da lachte der Graf, wie er zu Pferde stieg, — er und sein Jagdtroß sperrten mir den Weg über die Brücke — und meinte: ‚Bah, es wird gehen wie immer zwischen uns. Wo ich gegen ihn vor-

trete —'" — „Nun? Was . . .?" — „'Tritt der Rothenburger zurück.'" „Ah, ah, ah!" schrie der Gepeinigte auf, wie von einer Natter gebissen. „Das hat er gesagt? Er soll sich irren! Graf Gerwalt liebt es zwar, an sich zu reißen, was nicht ihm, — was mir gehört: aber doch nur, wenn ich fern, wenn ich wehrlos bin gegen ihn. Doch Sankt Burchhards Recht soll er mir nicht entreißen. Und wehrlos? Noch bin ich's zwar — nicht lange mehr will ich's sein! — Wo . . .?" Er schritt, hastig, heiß erregt, durch den Saal. „Wo stehen die Wenden? Du weißt: die Söldner, von denen wir sprachen?"

Der Archidiakon war nun dicht an den Tisch getreten: er legte beide Hände auf die hohe Lehne des Eichenstuhles und hielt sich fest daran: er drückte darauf, während seine Augen wachsam jedem Schritte, jeder Miene des Erbitterten folgten. „Mainaufwärts, wenige Tagemärsche. Noch auf deutscher Erde, aber nahe der böhmischen Mark. Sie sind von Markgraf Eckhard von Meißen — nach tapferen Diensten — entlassen. Ihr Führer, Zwentibold, verhandelt um neuen Dienst mit Herzog Boleslav von Polen. Kommt der zum Abschluß, dann ziehen sie nach dem fernen Osten . . . —" — „Nichts da! Wir müssen sie an der Hand, zur Verfügung bereit haben. — Noch diese Nacht muß an sie ein geheimer Bote — ein verlässiger Mann . . . . wen schicken wir?" Berengar folgte dem Gange des Bischofs durch die Halle: „Ich will gehen: ich selbst," sagte er mit leiser, aber fester Stimme. — „Du wolltest? Es ist halsgefährlich!"

Berengar zuckte die Achseln: „Ich trage dieses Haupt nur für Sankt Burchhard und für Euch." — „Gut! Dank! . . . Aber höre! — Noch nicht fest abschließen! — Ich bin jetzt — ein wenig — erregt! In der Hitze soll man nichts beschließen. — Nichts übereilen!" — „Aber

auch nichts versäumen soll man! Die Söldner sind viel umworben. Auch der Magdeburger Erzbischof, Herr Gisiler, will sie dingen . . . ." — „Die Wenden sollen warten! . . . . Nur noch kurze Zeit!" — „Das thun sie nicht — ohne Wartegeld." — „Freilich! Freilich! und die Kammer ist . . . . ?" — „Leer. Nur der fällige Betrag für die Armen — das Drittel der Einkünfte . . . ." — „Nein! Nichts da! Kein Schilling davon! Aber — wie steht es denn mit dem Gelde für meine Bauten in der neuen Vorstadt?" — „Euerer Vorstadt: auf dem Sande?" — „Jawohl! Das Waisenhaus und die Klosterschule . . . . freilich: der Verschlag, in dem jetzt beide untergebracht sind — recht elend ist er. Aber bah! — Menschenalter hindurch hat es genügen müssen: — bessere ich es, ist's mein eigenstes Werk. Drängt sich mir nun Notwendigeres vor, so . . . ! Die Waisen, die Schüler können warten: die Wenden, — du hast recht — die warten nicht. Nimm das Geld für meine Bauten in der Sandvorstadt. Bezahle Zwentibold die Wartezeit." — „Es wird nicht reichen." — „So nimm die Summe für das geplante Siechenhaus bei Sankt Andreas überm Main dazu. Aber eile." — „Ihr sollt mit meinem Eifer zufrieden sein." Er stand schon in den Vorhängen der Thüre. — „Aber noch nicht abschließen: nur Wartegeld! hörst du?" Die Vorhänge rauschten. — Ohne Erwiderung war Berengar verschwunden.

III.

Gar früh am Tage — wie heute noch bei unseren Bauern auf dem Lande — begann dazumal auch in den Städten das Leben.

Mit Sonnenaufgang und den Vögelein erhob man sich vom Lager: um elf Uhr pflegte das Mittagmahl gehalten zu werden: bald nach Einbruch der Dunkelheit suchte man den Schlaf: die recht spärliche Beleuchtung der Zimmer lud nicht dazu ein, Arbeit oder geselligen Verkehr im Hause in die Dunkelheit zu verlängern.

So war denn auch an dem schönen Maientage, der auf Berengars rasche Abreise folgte, das Leben in dem Städtlein früh erwacht. Bei der ersten Hahnenkraht war diejenige Rotte der speertragenden Bürger, die für diese Nacht die Reihepflicht der Wache an den Thoren, in den Türmen und auf den bezinnten Mauern getroffen hatte, abgelöst worden von der „Tagwacht“.

Und der „Morgengruß“ den, sobald die Sonne über die Höhen emporgestiegen war, die Türmer weithin über die Holzdächer der kleinen Siedelung aus ihren langen, gewundenen „Tuthörnern“ schmettern ließen, weckte überall in den wenigen schmalen Gassen, in den zahlreichen „Höfen“ der freien Plätze sofort rühriges Regen.

Die Runde der neu aufziehenden Wache bedurfte nicht langer Zeit, den ganzen Umfang der Umwallung abzuschreiten. Denn das liebe, liebliche Würzburg war dazumal noch gar enge beschlossen: zählte doch die Umwallung, eingerechnet die Geistlichen, die Mönche, die bischöflichen Dienstmannen und die Reisigen des Grafen auf dem Marienberge, nicht mehr als etwa viertausend Bewohner.

Der Archidiakon hatte recht, als er die Gestalt der

Stadt einer Bischofsmütze verglich. Denn sie bildete damals ein Fünfeck und dessen Grundlage der von Süd nach Nord, dann nach Nordwest gerichtete Lauf des Mains.

Eine Holzbrücke, wie bemerkt, gerade an der Stelle der heutigen schönen und breiten Steinbrücke, bezeichnete ungefähr die Mitte der ganzen, damals noch auf das rechte Ufer beschränkten Stadt: auf dem linken Ufer lagerten sich an den Fuß der alten Feste, um ein paar Kapellen und ein Kloster nur wenige Hütten armer Fischer. Die Siedelung auf dem rechten Ufer hatte erst vor etwa achtzig Jahren Erdwälle, hier und da durch steinerne Mauern verstärkt, und davor einen schützenden Graben erhalten zur Abwehr der ungarischen Raubreiter, die wiederholt so weit westlich gestreift und alles nicht ummauerte Land verbrannt und verheert hatten.

Damals hatte der bisher offene Flecken zugleich Stadtrecht empfangen; aber auch die neue „Stadt" war unter der Amtsgewalt des Grafen des Gaues, — Waldsassen hieß er — zu welchem sie gehörte, geblieben.

Die Brücke oder — in ihrer Verlängerung — der ihr im Osten gerade gegenüberstehende Dom schied die Stadt in zwei ungefähr gleich große Teile. Denn von der Brücke lief die Ringmauer mainaufwärts gen Süden, wandte sich dann in scharfer Biegung nach Osten bis an den Zwinger, das heißt den Zwingergraben, vor dem Wall, und bog von da nach Nordosten, die Wiesen östlich außerhalb des Grabens belassend. Von dort zog sich die Umwallung weiter gen Nordwesten, dann von Ost nach West, wandte sich dem dermalen noch sogenannten „inneren" Graben entlang dem Flusse zu und erreichte stromaufwärts von Nord nach Süd den Ort, von dem wir ausgegangen: die Mainbrücke.

So war also die ganze damalige Stadt eingeschlossen

durch die Grenzen, die heute der Fluß im Westen, die Neubaugasse im Süden, die Kettengasse und die Theaterstraße im Osten, der innere Graben im Norden bilden. Auf dem linken, dem westlichen Ufer schaute von dem Marienberg die Burg des Grafen, das „Castellum Virteburch“, weithin über Stadt und Gau.

Die von dem Fünfeck der Umwallung umhegten Häuser bildeten nun aber sehr selten Straßen oder Gassen: waren es doch „Höfe“, ganz wie die Siedelungen der Landsassen draußen vor den Thoren im Gau, fast ausschließlich aus Holz aufgezimmert, nur etwa der Unterbau aus Stein: die vornehmeren „Höfer“ liebten es wohl hier, ein paar Platten des wunderschönen fränkischen roten Sandsteins als Treppenstufen vor die alsdann etwas erhöhte Thüre des Wohnhauses zu legen. Dies war aber — ganz wie auf dem Lande draußen — stets umfriedet von einem manneshohen Hofzaun aus Pfahlwerk: der „Hofwehre“; das Hofthor mußte so weit sein, daß die zweispännigen breiten Wirtschaftswagen bequem ein- und ausfahren konnten. Denn Ackerbürger waren sie, diese burgenses, und die Anfänge von Handel und Gewerk noch sehr bescheiden. So lagen auch innerhalb der Mauern weite Strecken von Wiesen, lagen Äcker, besonders aber Gärten, in welchen Wein, Obst, Gemüse gepflegt wurden.

Alsbald nachdem bei Sonnenaufgang von der Zinne des Brückenturmes der Thorwart seinen Morgengruß geschmettert, antwortete ein höchst friedlicher Schall: auf dem Widderhorn blies der Gemeindehirte seine Herde von blökenden Schafen und meckernden Ziegen zusammen. Er fing damit an im Nordwesten der Stadt, hielt vor jedem Hof und wartete, bis der Viehschalk die bereits aus der

Stallthüre entlassenen und an dem verschlossenen Hofthore sich drängenden Tiere aus diesem zu dem Hirten hinausließ.

So zog er die Kreuz und die Quer an allen Höfen vorbei, bis er an das „Südthor“ gelangt war. Wie im Norden und im Osten zog sich auch im Süden um die Stadt, hart vor Graben und Wall beginnend, ein breiter Gürtel von Wiesen und Gärten innerhalb des „Pfahlhags“, den an geeigneten Stellen ein paar Blockhäuser, aus festen Balken gefügt, verstärkten; hier wohnten kleine Leute, die als Taglöhner, Gärtner, Zeidler, Winzer, Fischer ihr Leben fristeten.

Gleich hinter den wenigen ärmlichen Lehmhütten und Holzhäuslein dieser werdenden „Vorstadt“ begann die weitgestreckte, bis zu dem „Acker des Randahar“ sich hinziehende „Allmännde“, das Gemeindegut der Stadt, bestehend aus Weide, Wiese und buschigem Wald, von den „Burgensen“ besonders zur Weide für Rinder und Schafe verwendet; während manches Borstentier mit grunzendem Wohlbehagen in den häufigen Pfützen sich sielte, die, an Stelle von gepflasterten Straßen, Hof von Hof zu trennen pflegten.

IV.

Rado, der graubärtige, hünenhaft lange und starkknochige Gemeindehirte, kam nicht so rasch hinweg von den meisten Höfen als er wünschte: — denn ihm war nur wohl draußen in Wald und Heide: in der Stadt, diesem ummauerten Grabe, müsse er ersticken, schalt er.

Und er war ein Liebling der Leute, der Alte: Haus-

herr und Hausfrau, Knecht und Magd, zumal aber die Kinder ließen ihn nicht leicht los ohne ein paar Fragen. Er wußte gar so viel, so vielerlei, was sonst kein Mensch mehr wußte: von Jagd und Fischfang und Viehzucht, von gesunden und kranken Tieren. Das Wetter verstand er ganz genau vorher zu sagen, manche meinten, geheimnisvoll nickend, weil er es selbst — ein wenig — mache.

Und alte Geschichten vollends wußte er zu erzählen — von seiner verstorbenen Mutter her — und Mären und Sagen, daß Kinder und Große offenen Mundes lauschten; und Segen: Wundsegen, Jagdsegen, Kampfsegen, Reisesegen, Biersegen, Viehsegen, Fischsegen — in mannigfaltigster Auswahl: seltsam nur, daß er sie alle plötzlich vergaß, trat in den Kreis seiner Hörer ein „Geschorener“, wie er unwillig sagte. Herr Heinrich schalt wohl oft darüber, aber er lächelte dazu und ließ ihn gewähren: denn der Hüne war in jungen Jahren ein gar treuer und trefflicher Waffenknecht der Rothenburger Grafen gewesen und hatte — so sagte man — dem Vater Herrn Heinrichs das Leben gerettet in Welschland.

Während nun der Hirt von Knecht und Magd und Kind an dem Hofthor aufgehalten ward mit Frag' und Antwort, wartete der vorwärtsdrängenden Herde gar oft — und auch heut' — ein anmutvolles Kind mit dicken, langen, dunkelblonden Zöpfen, die durch die lebhafte Kleine stets in Bewegung gehalten wurden, daß die hellblauen Bändlein an deren Enden hin- und herflatterten. Sie zeigte weit über ihre vierzehn Jahre hinaus voll und üppig entwickelte Formen, aber sie war so mutwillig und so kindlich wie die springenden, bockenden Zicklein ihrer Herde.

Als der Alte aus dem letzten Hofe vor dem Thor der Sandvorstadt zurückkam, fand er die Kleine aus vollem Halse lachend: lachend, daß ihr aus den hellgrauen Augen

die Thränen über die dicken, runden Kinderbacken liefen. Sie hielt sich vor Lachen kaum aufrecht an dem langen, gebogenen Schäferstab, den sie einstweilen dem Alten abgenommen hatte.

„Was hast du, Fullrun?“ fragte der. „Dich reiten wohl wieder die Elben!“ „Es ist zum Zerspringen!“ keuchte sie, sich mit der umgewandten Linken über die Augen fahrend. — „Was?“ — „Schau ihm nur nach, Ohm! Da — links hin! — humpelt er davon. Sieh nur, wie er ausschaut! Ganz weiß vom trockenen Straßenstaub. Wie der Müller aus der Au! Nur nicht so sauber!“

Der Alte reckte die hohe Gestalt und hielt die Hand vor die buschigen Augenbrauen: denn die Morgensonne blendete von dort her: „Ei, das ist ja Junker Blandinus, der Sohn des Dogen aus Venetia, der jüngst erst ankam, Korn zu kaufen von dem Juden Renatus. Was hat der hier — in deiner Nähe wieder! — gesucht?“ Und er nahm ihr den Stab aus der Hand und hob ihn drohend, daß sein langer Mantel, aus drei Wolfsfellen zusammengenäht, von seinen Schultern zurückwallte. „Weiß nicht, Ohm. Aber was er auch suchte: — gefunden hat er was anderes. Er ist immer um die Wege, mit seinem seidenen Mäntelein und dem bunten gezipfelten Wams. Wäre gar nicht so übel im Gesicht, putzte er sich nicht so weibisch heraus. Kaum warst du im Hammerhof verschwunden, da bog er flugs um die Ecke der Wirsinge und stand vor mir. ‚Jungfrau Fullrun!‘ flüsterte er in seinem welschen weichen Ton, ‚segne Euch Sankt Amor!‘ ‚Ich heiße die runde Runel und mein Schutzheiliger heißt Sankt Kilian!‘ rief ich. ‚Wer ist Euch wohl der Liebste auf der Welt nach Euren Gesippen?‘ fragte er und machte ganz verschwommene Augen. ‚Schnufilo!‘ erwiderte ich rasch ohne Besinnen. Denn es ist ja auch wahr. ‚S—Se—ch? —

Schn—ufilo?‘ wiederholte er lispelnd. ‚Wo ist er? Ist er ein Ritter, daß ich ihn bestehen mag? Ich durchspeere ihn!‘ ‚Durchspeeren? — Meinen Herzens-Schnufilo? Nun wartet! Komm!‘ schrie ich ‚faß, Schnuf, faß!‘ Und grimmig bellend sprang der herzige Schnuf herzu und fuhr ihm an die Waden.

‚Oh — ohimè — Eine bestia? Ein monstro!‘ Nun trat der Schwarzkopf wieder näher: die dunkeln Locken — ’s ist wahr — lassen ihm nicht übel! Aber sein Haar stank süß von Salben! Ich hielt mir die Nase zu! — So!“ Und sie machte es dem Alten vor: — so drollig, daß er lachen mußte. „Und wisperte: ‚Wißt Ihr auch, schöne Runa, wie man in Venetia küßt?‘ ‚Nein,‘ sagte ich. ‚Ich küsse überhaupt nur Schnuf und Schnee.‘ ‚S—ch—nee? Ist das auch so eine Beißbestia?‘ forschte er, besorgt um sich blickend. ‚Nein, hier mein Mailämmlein.‘ ‚So will ich Euch küssen lehren!‘ lächelte er und machte einen Schritt. Aber — o Sankt Kilian sei gepriesen! — er trat, nur auf mich guckend — auf das Ferkelein, das da — nun wieder! — in der Pfütze liegt. Laut aufquickend fuhr ihm das zwischen die langen Beine — er stolperte und fiel bäuchlings in den weißen Staub daneben. Nun fuhr auch Schnuf ganz erbost wieder gegen ihn und zerriß ihm den langen erdbeerroten Flattermantel. Fluchend sprang er auf und entwich eilfertig.“

„Kommt er wieder,“ drohte Rado, „lehr’ ich ihn, wie man im Waldsassengau — haut! — Auf, Thorwart, auf mit dem Gitter!“ — Und nun flüsterte er ganz andächtig, gen Himmel blickend:

„Unsern Ausgang
Geleite der graue
Wandrer, weise der Wege.
Die Wölfe wehr’ er
Von Herde wie Hirt.“

„Hier, Giero, hier!“ Er pfiff dem mächtigen grauen Hund: der trieb in unablässigem Umkreisen die zerstreuten Schafe und Ziegen auf dem weiten Platze rasch zusammen, so daß sie nun in guter Ordnung durch das geöffnete Thor und dann über den an eisernen Ketten herabgelassenen schmalen Steg über den Graben trippelten. Draußen begrüßte das kluge Tier freudig in lustigen Sätzen und laut bellend die Freiheit. Einverstanden klopfte ihm der Alte den Kopf. Fullrun folgte zuletzt; sie trug über den geländerlosen Steg gar sorgsam auf ihrem vollen linken Arm ein schneeweißes Lämmchen, das sie aus der blökenden Menge gegriffen hatte: mit der Rechten hob sie den Saum ihres rotbraunen Röckleins bis über den Knöchel des unbeschuhten Fußes: im Morgenwind flog das krause kurze Haar an ihren Schläfen: mit vollen Zügen sog sie den frischen Hauch des Morgens in die junge Brust.

V.

An demselben Morgen trabte, nachdem die Frühmesse in dem Dom zu Ende, ein bunter Reiterzug den freien Platz hinab auf die Mainbrücke zu.

Die Hengste der Männer und auch zwei zeltende Paßgänger für Frauen — mit zierlich gegitterten hohen Seitenwänden an den weichen Sätteln aus spanischem Leder — waren neben der Kirche von mehreren Knappen in Bereitschaft gehalten worden. Als das gemeine Volk aus den weitgeöffneten schön geschmiedeten Doppelthüren und über die vier roten Sandsteinstufen des Eingangs hinab sich verstreut hatte, wurden die Pferde dicht an die kniehohen

„Roßsteine" geführt, die, an dem Dom, wie an gar manchem Eckgebäude angebracht, das Aufsteigen und Absteigen reitender Damen erleichterten.

Ein schlanker Jüngling von nicht allzuhohem, aber zierlichem Wuchs und von auffallend anmutvoller Haltung geleitete gar höfisch, nur an den Fingerspitzen ihren hellgelben Reithandschuh berührend, ein schönes junges Mädchen die Stufen des Domes hinab. Das veilchenfarbene Barett, geschmückt mit dem weißen Gefieder der Silbermöwe, stand gut zu dem dunkelbraunen dichten Gelock des jungen Ritters mit dem etwas helleren Bart, der überall das feine Gesicht umrahmte. Das enganliegende Wams, von gleicher Farbe wie das Barett, zeigte vorteilhaft die geschmeidigen, wohlgestalteten Glieder: die zarten Gelenke der Hände und der Knöchel schienen nicht deutsche oder doch nicht ungemischt deutsche Abkunft zu bekunden.

Lebhaft sprach er zu der jungen Dame, feurig blickte er ihr — und recht nah! — in die großen Augen von hellstem sonnig goldenem Braun, welche unter blonden, nicht allzustarken Brauen hervor freundlich und freudig in die schöne Welt hineinleuchteten. Ihre Wangen waren hold wie vom Flaum des Pfirsichs überzogen: die frischen, ein wenig aufgeworfenen Lippen lächelten gar gern und zeigten dann zierlich gereiht die weißesten Zähnlein. Ein Reiterhut von weißem weichstem Filz mit sehr breitem Rand und schwarzer Feder wiegte sich keck auf dem ganz hellbraunen, aber leicht von einem roten Schimmer durchleuchteten Haar. Gar anmutvoll war die Bewegung ihrer schmalen langen Hand, mit der sie das weitflutende weiße Wollkleid aufhob, wie die feinknöcheligen Füßlein über die Steinstufen vorsichtig hinabglitten. Herzhaft lehnte sie dabei den vollen warmen Arm auf den des Ritters; der führte sie an den weißen iberischen Zelter mit hellrotem Sattel-

und Zaumzeug, der, ungeduldig harrend, mit dem rechten Vorderhuf gescharrt hatte und nun, die schöne Herrin erkennend, sie freudig begrüßend laut wieherte.

Der Junker hielt ihr beim Aufsteigen die Hand unter den Schuh und umspannte dabei den feinen Knöchel erheblich fester, als die Sicherheit der Reiterin gerade würde erheischt haben. Diese zürnte aber nicht, sondern sowie sie sich sicher im Sattelsitz fühlte, neigte sie ihm das wunderschöne Antlitz zu in gar holdseligem Lächeln: er erglühte vor Glück über soviel Huld, seine dunkelgrauen Augen blitzten und freudig schwang er sich auf seinen feurigen friesischen Rapphengst.

Hinter diesem Paar schritt langsam ein zweites die Domstufen hinab: gleich jung, gleich schön, aber in ganz anderer Haltung und Stimmung, so schien es. —

Zwar der Ritter, dessen blondes Haar dicht aus der ehernen Sturmhaube quoll, ließ die blauen Augen gar sehnend ruhen auf dem schmalen, blassen, nur ganz zart rosig überhauchten Antlitz der Dame; aber diese preßte den kleinen, stolzen Mund fest zusammen, schlug die Augen unerbittlich nieder und furchte streng die Brauen, deren tief dunkelbraune Farbe scharf abstach von dem fast weißgelben Geriesel ihres gewellten Haares, das unter der himmelblauen runden Seidenkappe hervor auf den gleichfarbigen langen Mantel frei, gelöst, flutete; dieser Gegensatz der fast schwarzen Brauen zu dem weißblonden Haar verlieh dem höchst vornehmen, edeln, aber marmorkalten Antlitz eigenartig fesselnden Reiz: wer diese stolzen, feinen Züge einmal geschaut, — er mußte ihrer gedenken für und für. Die ganze schlanke hohe Schilfgestalt schien ein schönes, aber herbes Rätsel; man mußte nachgrübelnd fragen, welch Geheimnis das junge Herz so streng verschlossen hüte? Denn die hellgrauen Augen, die sie selten aufschlug, schienen

auch dann nicht in die Welt, schienen nach innen zu schauen, fest entschlossen, um keinen Preis zu verraten, was sie in diesen Tiefen erblickten.

Schweigend, sinnend, zögernd, wie widerstrebend, schritt sie nun die Stufen hinab: sie waren noch feucht vom Morgentau: — sie glitt ein wenig aus: — der Jüngling hielt ihr rasch den rechten Arm hin: aber sie achtete dessen nicht: noch schärfer die langgestreckten Brauen furchend richtete sie sich — allein — rasch auf zu ihrer vollen Höhe, schritt sicheren Fußes fürbaß und winkte, auf der letzten Stufe angelangt, einen grauhaarigen Knappen herbei: der mußte ihr auf den Rücken ihres Falben helfen. Dem Jüngling klirrte laut Schuppenbrünne, Wehrgut und Schwertknauf aneinander, wie er sich nun hastig auf das starke Streitroß schwang, einen braunen Flanderer schwersten Schlages.

Die beiden Junker ritten jetzt an die Seite der beiden Edelfräulein und nun ging's in raschem Trab hinab an die Brücke: — deren Thor ward von den Wächtern ehrerbietig aufgethan: — nun über die dröhnenden Balken und drüben aufwärts auf dem linken Ufer, wo sich der Leinpfad zum Schleppen für die Mainschelche hinzog.

Ein Holzverhack sperrte den schmalen Weg zwischen dem Fluß zur Linken und dem steil abfallenden Felsen des Marienbergs zur Rechten: jenseit eines engen Durchlasses in dem Verhack wartete der beiden Paare ein Häuflein von Jägern mit Pferden, Hunden und Falken: denn der Falkenjagd, der Reiherbeize galt dieser Morgenritt.

VI.

Das Jagdgeleit bestand aus nur Einer „Rotte“: das heißt dem Falkenmeister und drei Falkenieren; alle vier waren beritten; die letzteren hielten abwechselnd den Falkenrahmen, eine leichte viereckige Trage, aus weißem Holze zierlich geschnitzt, auf welcher zwei Beizvögel, mit einer langen Kette unter dem Flügelbug und einer kurzen um den rechten Lauf und Fang angefesselt, saßen: zierlich stand den schlanken Vögeln die Falkenhaube, ein Käppchen von rotem Leder aus Cordoba, oben mit weißen Federn, unten mit kleinen silbernen Schellenkügelein geschmückt: ein schmales Lederriemchen hielt die Haube, über Kopf und Augen gezogen, unter der Kehle festgeschnallt. Den Berittenen folgten zu Fuß drei Hundekoppeler, von denen jeder zwei Stöberhunde an der Koppelleine führte: mächtig zerrten sie vorwärts, die starken, grauhaarigen, hochbeinigen Rüden aus Ungarland: aber scharf erzogen, gaben sie bei aller Jagdgier nicht Laut.

„Was habt Ihr heute für Vögel auf den Rahmen gesetzt, Herr Fulko?“ fragte die Braunlockige, anmutvoll den Kopf und den breitrandigen Hut nach ihrem Begleiter zurückwendend. „Geht es auf hohen oder auf niederen Flug?“ „Wer mit schön Minnegardis jagt — und für sie, — denkt nur an hohen Flug,“ erwiderte der Junker mit weicher, wohllautender Stimme. „Die Falkeniere haben Reiher angesagt in den Altwassern des Mains, nahe der Fähre bei den Höfen der Heitinge: sogar einen —, nun, nicht vor der Jagd von der Strecke plaudern, sonst verfällt sie dem wilden Jäger! Heute wollen wir erproben, Freund Hellmuth, ob des Herrn Bischofs isländischer Girofalk besser arbeitet oder mein Wanderfalk: ich

holte ihn, gerade flügge geworden, selbst aus dem Horst auf dem Geiersberg im Spechteshart."

„Deiner steigt besser und streicht gehorsamer zurück auf die Faust zur Atzung," antwortete der Blonde; trüb war, gedämpft der Ton seiner Rede. „Ei ja," rief Fulko, „er hat mir auch manch Federspiel zerzaust, bis er's gehörig lernte. Der Isländer ist nicht gut abgetragen: denn Freund Arn, der Jägermeister, der's besser als wir alle kann, ward vom Herrn plötzlich verschickt, bevor der teure Vogel stoßreif war. Aber nun, habt acht, Jungfrau Minnegardis! Die Stöberer springen ein." „Da platschen sie ins Röhricht," rief das Mädchen, und setzte in hellem Jagdeifer ihren Zelter in lustigen Trab. „Seht, schon müssen die vordersten schwimmen: da ist's schon tief." — „Ja, ein altes Weidmannswort scherzt: ‚Reiher ist von höherem Stand denn Rüde‘. Aber jetzt — den Rahmen herbei!" Die Ritter lösten den Vögeln beide Fesseln, nahmen sie von der Trage und setzten einen derselben je einem der Fräulein, — Minnegard den Wanderfalk, Edel den Isländer — auf den seidengestickten Handschuh der rechten Hand, so daß die scharfrandigen Krallen den Zeigefinger fest umschlossen; die Kappen blieben noch unbehoben.

Es war nun gar schön zu schauen, wie die beiden holden Reiterinnen in raschem Trabe den Fluß entlang dahinflogen, mit wehenden Federn, Locken und Mänteln, die stolzen Vögel auf dem anmutig gebogenen Handgelenk.

„Hört ihr?" rief Fulko. „Da schlagen die Stöberhunde den Reihergruß. Lüpft die Kappen! Werft eure Vögel, edle Jägerinnen!" Die Mädchen schnallten den Vögeln rasch die Kappenriemen ab, ließen die von dem plötzlichen Lichteinfall Geblendeten noch einen Augenblick in den Himmel schauen, wiesen ihnen dann Beute und Flug, sie in der Richtung der rasch enteilenden Reiher in die Höhe hebend,

und schnellten sie mit kräftigem Schwunge des Gelenks in die Luft mit dem lauten Rufe: „Holî! Holî!“

Sofort hatten die Falken das steigende Wild eräugt und stiegen nach, pfeilschnell, mit gellendem Schrei, dem der kreischende Angstruf der Reiher „krätsch! kraitsch!“ antwortete. Beide Flüchtlinge blieben auf dem linken Ufer und eilten flußaufwärts: die Berittenen hatten also nur die nebenherziehende breite Heerstraße einzuhalten, so konnten sie leicht folgen.

Herrlich war der Anblick der Flucht und der Verfolgung durch die Lüfte. Zuerst entleerten die beiden Sumpfvögel die Kröpfe des Fraßes, ihren Flug zu erleichtern: denn sie hatten mit Erfolg in dem Schilfwasser gefischt, stets gegen die Sonne stehend und watend, damit der hinter sie fallende Schatte die Fische nach vorn ihrem Schnabel zutreibe. Dann legte jeder den langen kegelförmig zugespitzten Schnabel mit den messerscharfen Schneiden auf den Kropf, streckte die langen Ständer gerade hinter sich und sausend ging es nun in die Höhe, immer höher, immer höher, dem Verfolger das Überfliegen unmöglich zu machen.

Denn der Falke konnte den viel größeren Feind nur zwingen, wenn er ihn überstieg und dann von oben her schlug, ihm zwischen den Flügelschultern und dem Ansatz des Halses den Haken des Schnabels mit dem scharf ausgeschnittenen dreieckigen Zahn des Oberkiefers einhieb, die beiden Fänge aber mit den kräftigen spitzen Krallen unter den ausgespannten Flügeln — vor deren Bug — in den Rumpf schlug und so schon durch den Druck von oben den keineswegs immer tödlich getroffenen Reiher zum sausenden Sturz brachte; der Falkenier eilte dann herzu und tötete oder fing den Verwundeten, während der Falke, wenn gut abgetragen, auf die Hand der Herrin zurückstrich.

Aber nicht gerade aufwärts stiegen die Reiher, sondern

schraubenförmig, ähnlich den Lerchen, in immer höher und höher gezogenen Ringen: der schwere Vogel konnte nicht senkrecht oder sehr steil schräg fliegen, während der Falke schnurgerade, nur stets etwas höher zielend als sein Gegner flog, auf diesen losstürmte.

Übrigens kamen diesmal die beiden Paare in den Lüften und demgemäß die beiden Jägerpaare auf der Erde bald ziemlich weit auseinander. Edel hatte ihren Vogel früher geworfen als Minnegard: derselbe ersah daher den zuerst aufgestandenen grauen Reiher: dieser und sein Verfolger, der Isländer, gewann rasch starken Vorsprung in die Höhe und in die Weite vor dem Wanderfalk, der den zweiten etwas größeren Reiher — weiß wie Schnee leuchtete im Sonnenglast dessen Gefieder — stets vom Wasser ab nach dem Walde hin zu treiben suchte.

VII.

Edel und Hellmuth sprengten an dem anderen Paare vorbei und hatten bald Mühe, zu Pferd den raschen Fliegern zu folgen.

Lange vermochte der Isländer nicht, dem Feinde nachzukommen: endlich, endlich aber hatte er ihn überstiegen — etwa um sechs Fuß — und sofort stürzte er sich nun aus dieser Höhe auf seine Beute. Allein blitzschnell hatte der Reiher den bisher abwärts auf dem Kropfe getragenen starken, spitzen und langen Schnabel — eine fürchterliche, oft den Augen des Jägers sogar, der den wunden Vogel greifen will, gefährliche Waffe — senkrecht nach oben gekehrt: der Falke, der mit voller Wucht herabstieß, spießte

sich dabei die Brust auf wie auf einem Speer, so daß die Spitze des Reiherschnabels ihm im Rücken zwischen den Flügeln hervordrang. Der Sieger aber konnte sich nicht von dem verendenden Feinde losmachen, nicht unter dem Drucke dieser Last den Schnabel aus der Wunde reißen und so taumelte er denn, den Rücken nach unten, sausend zur Erde. Kaum war er aufgefallen, — zwischen der Straße und dem Fluß — war Hellmuth schon zur Stelle, Edel folgte. Der Junker sprang ab, riß den toten Falken von dem Reiher los, faßte diesen mit der Rechten im Genick an beiden Fittigen und warf ihn hoch in die Luft: „Geh!“ rief er dem hastig Enteilenden nach. „Du hast dich ritterlich gewehrt — hast gesiegt: ich mag dich nicht unritterlich erwürgen. — Ich habe doch recht gethan?“ fragte er zu Edel hinaufblickend, die nun dicht hinter ihm auf dem schnaubenden Falben hielt. „Gegen Reiher seid Ihr ritterlich,“ erwiderte sie herb, ohne eine Miene zu verziehen, wandte das Roß und ritt langsam zu dem anderen Paare zurück.

Auch dessen Beize war ausgebeizt. Gar bald hatte der Wanderfalk den großen, glänzendweißen Vogel überhöht, und ihn von dem Flusse, den er nun überschreiten wollte, ab- und auf das linke Ufer zurückgedrängt: auf den ersten Stoß gelang ihm das Schlagen: Reiher und Falk taumelten, aber der Falke rittlings auf seiner Beute sitzend, auf die blumige Wiese zur Rechten der Heerstraße. „Ruft ihn, ruft ihn rasch,“ drängte Fulko die Jägerin, während beide heransprengten. „Er verliert sonst die Zucht und den Heimstrich.“ „Hilô! Hilô!“ rief Minnegardis freudig und setzte in vollem Jagen über den breiten Graben auf die Wiese: ihre schwarze Feder flog, ihre Locken flatterten. Entzückt folgte Fulko der zierlichen Gestalt der mutigen Reiterin.

Gehorsam kam der kluge Vogel zurückgestrichen und ließ sich auf dem Handgelenk der Herrin nieder: vergnügt die beiden Schwingen leicht schlagend rief er ganz leise, — nicht den gellenden Kampfschrei — und sah mit seinen nußbraunen Augen in Minnegardens Antlitz: ein Falkenier brachte ihr eilig auf goldenem Stäblein ein Stück Rinderherz und hielt ihr den Zügel, während der Vogel aus ihrer Linken behaglich und mit leisem Dankrufe gierig kröpfte: dann ward er wieder gehaubt und auf die Trage zurückgebracht.

Nicht eher doch hatte der Falke seinen Gefangenen freigegeben, bis Fulko, vom Rosse gesprungen, denselben an beiden Schwingenknochen gefaßt hatte; er hielt ihn nun der Jägerin hin, die sich anmutvoll aus dem Sattel herabbeugte. „Welch herrlich Tier!" rief sie erfreut. „Welch leuchtend Weiß! Nie sah ich seinesgleichen!" — „Es ist ein Silberreiher. Ich wollt' es nicht — vor der Zeit! — verkünden. Aber ich hatte ihn gestern abend angeschlichen." — „Er ist — wie es scheint — ganz unverletzt?" — „Fast ganz. Nur wenig blutet hier der Hals. Das hab' ich ihn gelehrt, den klugen Greif, am Federspiel: — für den Silbervogel! — nur fangen, nicht morden!" — „Oh! dann wollen wir das edle Tier freilassen! Nicht?" — „Gewiß: Ihr seid ja seine Fängerin, nicht ich! Und ich: — im voraus erriet ich Euer gütig Herz." Er griff in die kleine von Stricken geflochtene Jagdtasche, die er am Wehrgurt trug. „Das mögt Ihr jetzt leicht sagen," lächelte sie. „Ich beweis es, Herrin!" gab er zur Antwort. — „Wie? Was wollt Ihr thun?" — „Wie immer: Euren Willen. — Nur ein Andenken an diesen frohen Morgen soll Euch Euer schöner Gefangener lassen. Seht Ihr die beiden silberweißen Federn hier auf seinem Haupt?" — „Wie stolz sie wallen! Schaut, sie

reichen noch weit über seinen Rücken." — „Wie prächtig werden sie sich abheben von Eurem Jagdhut und von Eurem Haar." Er zog nun mit sanfter Gewalt dem Vogel die beiden Kopffedern aus und überreichte sie der Jägerin, die sie freudig dankend nahm und sofort in dem Goldring ihres Hutes befestigte. Sie schmückte sich so gern! Für sich und für andere. Und jeder einfachste Schmuck ließ ihr so gut. Aber nun vollends diese stolze fürstliche Zier!

„Ihr seht aus wie die Königin von Avalon, dem Feenland!" — „Wenigstens trägt keine Königin schöneren Schmuck." — „Und keine Kaiserin würdiger denn Ihr." — „Dank! Recht von Herzen Dank!" — „Aber nun wollen wir ihm die Freiheit geben, dem Glücklichen, der Euch erfreuen und Euch zieren durfte. — Seht, lange hab' ich vorgedacht für diese Jagd." Und er zeigte ihr, was er aus der Netztasche hervorgeholt: es war eine kleine, runde Goldplatte an einer länglichen, rohrartigen, innen hohlen Schließe aus Silber: „Was hab' ich darauf ritzen lassen von Meister Aaron, dem kundigen Goldschmied zu Frankfurt? Schon vor Wochen ritt ich deshalb hinüber."

Und das Mädchen las mit holdem Erröten:

„Mich fing die wunderschöne Minnegard
Und gab mich wieder frei:
Der Freiheit wenig Dank ihr ward:
Denn wen sie fing, die holde Fei,
Will, daß er ewig ihr Gefangner sei."

„Ihr seid ein Schalk," lächelte sie, „wie alle Sänger, aber ein feiner." — „Und was Ihr seid, — das singen und sagen alle Sänger der Erde nicht aus! — Nun fliege, Reiher, und verkünde in allen Landen vom Maine bis zum Jordan Minnegardens Schönheit!" Er hatte nun das Silberröhrlein um den linken Ständer des Gefangenen

zusammengedrückt, die Schnalle geschlossen und gab ihn jetzt frei: der Reiher reckte sich in die Höhe, hob den langen Hals, breitete dann die mächtigen Schwingen aus, stieß vom Boden ab, hob sich und flog, mit lautem frohem Ruf der Erlösung, schwirrend in die Höhe: bald war er im fernen Blau wie ein schimmernd weiß Gewölk verschwunden.

VIII.

Das Jagdgeleit ward nun entlassen, es kehrte in die Stadt zurück; die beiden Paare jedoch, gefolgt von einigen Dienern zu Pferd, wandten sich von der Heerstraße und dem Flußufer ab nach Westen die Hügel hinan dem schönen Walde zu, der jetzt der Guttenberger heißt, damals der Königswald genannt wurde.

Sobald der kleine Zug wieder beisammen war, gab Minnegard ihrem Zelter, aber auch dem Falben ihrer Genossin einen leichten Schlag mit der Gerte, die ihr Fulko von einer Weide gebrochen: „Ei,“ rief sie, „gestrenge Edel, nun wollen wir sehen, welcher Reiterin Rößlein rascher läuft: deren Herz schlägt auch wohl mutiger.“ „Rascher das deine, aber mutiger nicht!“ erwiderte die Blonde ernst und schoß weit an ihr vorüber. Sie wollte sichtlich allein sein; Hellmuth folgte ihr nicht; er hielt den Hengst an und blieb so auch hinter dem anderen Paare zurück.

Der steil aufsteigende Weg ward bald so schmal, daß zwei Pferde nur gerade zur Not nebeneinander Raum fanden. Dies machte sich Junker Fulko zu nutze. Gar bald hatte er seinen Rappen dicht neben Minnegards Weißrößlein gelenkt und nun wich er nicht mehr von ihrer Seite.

Geraume Zeit ritten sie, nur stumme Blicke tauschend, nebeneinander hin, damit begnügt, Aug' in Auge zu senken. — Da strauchelte das Tier der Reiterin — allzuwenig achtete sie des Weges! — über eine knorrige Wurzel, die den Pfad kreuzte: es drohte, auf die Vorderfüße zu fallen und seine leichte Last vornüber zu schleudern. Mit raschem Griff riß der Junker das Pferd empor und schob die Errötende in dem Sattel zurecht. Sie war wohl ein wenig erschrocken: aber sie lächelte schon wieder mit schalkhafter Fröhlichkeit: „Dank!“ rief sie. „Waret Ihr nicht an meiner Seite . . . —“ — „O dürft' ich's immer sein!“ „Ausreden lassen!“ schalt sie. „Waret Ihr nicht an meiner Seite, hätte mich dies Unheil nicht bedroht.“ — „Wieso?“ — „Ei, dann hätte ich wohl besser, zwischen den Ohren meines Rößleins durch, gerade vor mich auf den Weg geschaut, wie mich Herr Bischof Heinrich, mein geistlicher Reitlehrer und reisiger Beichtiger, gelehrt hat. Da Ihr mich in Gefahr gebracht, mußtet Ihr mich freilich auch beschützen.“ — „O könnt' ich Euch auf meinen Armen über alle Gefahren hinweg — durch's Leben — tragen.“ — „Gemach, Herr Ritter von Yvonne! Zunächst müßtet Ihr mich dann tragen — in das Kloster, das zu schmücken ich bestimmt bin.“ — „Ihr seid noch nicht darin!“ — „Aber bald werd' ich's sein.“ — „Arme Minnegard!“ — „Und armes Kloster!“ — „Man kann Euch nicht zwingen.“ „Ich zwinge mich selbst. War es doch der letzte Wunsch meiner sterbenden Mutter. Meine Oheime, die Bischöfe von Köln und von Würzburg, kennen diesen Wunsch und . . .! Oder vielmehr,“ lächelte sie, — „weshalb wähnt Ihr, daß es des Zwangs bedürfe? Warum soll ich nicht gern eine Heilige werden?“ „Weil's ein Frevel ist!“ brach der Junker los, „eine Sünde wider die Natur, die Euch holdes Wunder, so wunder-anmutvoll geschaffen hat! O Minne-

gard, Ihr gleicht an holdem Reiz, an blühender Schöne der Alpenrose, die Euerer wie meiner grünen Heimat Berge schmückt. Ihr seid geboren, zu beglücken und beglückt zu sein! Schon Euch anschauen ist wie heiße Qual, so heiße Wonne, heiße Seligkeit! Und all dieser Reiz — er soll verblühen? O viel edle Dame! Ich sah einmal — zu Paris war's — in der Basilika der heiligen Genoveva — hinter einem Gegitter von Golddraht auf dem Seitenaltar schöne, wirklich wunderschöne vollblühende Blumen: Lilien, Rosen, Krokus, — auch eine Alpenrose war darunter! — Staunend trat ich näher: denn draußen lagen fußhoch Eis und Schnee: allein ach! meine Freude schwand! Gemacht waren sie, diese armen Blumen, aus Flitter, aus Lappen, auf Draht gezogen, seelenlos, duftlos: — vielmehr ging ein Geruch von Staub, von dumpfem Moder von ihnen aus! — Das, o holde Alpenrose, ist die Nonne! Und Ihr solltet also vertrocknen? Diese leuchtenden Augen sollten nicht Liebe strahlen? Diese roten, weißen, weichen Lippen . . . ." — „Hört auf, Herr Fulko von Yvonne! Vernähmen es die Leute, sie dächten, Ihr wüßtet drum, ob meine Lippen weich oder hart. Und davon wißt Ihr doch so wenig wie . . . ." — „Ach ja! wie Ihr von meiner heißen Liebe!" — „Ei, meint Ihr? Ich glaube, davon weiß ich doch ein wenig mehr!"

Und sie schaute ihn dabei so freundlich an und sie lächelte dabei so hold, daß er, kühn gemacht durch soviel Huld, fortgerissen von soviel Liebreiz seine verlangenden Lippen sehr nah unter ihren breitrandigen Jagdhut wagte. „Oho, Reitersmann!" rief sie, sich weit von ihm abbeugend. „Jetzt, — so scheint's — seid Ihr gestolpert — sehr stark sogar! Gemach! Sind das die gepriesenen Sitten der Provence? Oder sind's die Sitten in Poetenland? Man sagt, die Sänger brauchen den Mund mehr

zum Singen denn zum Beten, mehr zum Trinken denn zum Singen und noch mehr als zum Trinken zum — nun, zu was anderem! Ihr pflückt wohl jedes Röslein an Eurem Wege?“ — „O Minnegard, wer kann Euch sehen und noch nach anderem Reiz begehren? Und Küssen ohne Liebe: — das ist niederträchtig!“

Sein Auge blitzte in edlem Zorn, Glut schoß ihm in die Wangen: er ließ ihm sehr schön, dieser heilige Zorn der Reinheit. Sie sah zu ihm empor mit warmem Blick. „Dank Euch, Herr Fulko! Das war ein schönes Wort. Nie werd' ich's Euch vergessen! Ihr seid . . . . Doch nein! Wozu braucht Ihr zu wissen, wie Ihr seid? Könnt' Euch am Ende eitel machen! Und unter Euern vielen, wimmelnd vielen Fehlern hab' ich die Eitelkeit — noch! — nicht entdeckt. Nicht mal auf Eure Liedkunst seid Ihr eitel. Und das gehört doch sonst wohl zum Dichter wie zum Pfau das Radschlagen? Ihr geizt mit Eurer Kunst. Man muß Euch überlisten, sollt Ihr singen! Deshalb hab' ich Euren Waffenträger bestochen, — ich verhieß ihm ein Küßlein meiner Zofe: (denn sie lieben sich!) — heute unter seinem Mantel versteckt Eure kleine welsche — wie sagtet Ihr jüngst? Die Citole! — mitzunehmen. Seht Ihr ihn dort hinten reiten? Da guckt an seinem Halse das blaue Tragband hervor. Sind wir im Waldesgrunde gelagert, dann, Herr Sänger von Yvonne, singt Ihr uns ein Lied. Nicht wahr? Ich bitte!“ — „Ihr — mich — bitten? O vielsüße . . . . !“ — „Gemach! Ihr sprecht zu einer künftigen Äbtissin. Singt Ihr uns?“ — „Gern. Aber — den anderen nicht. Dir, dir allein!“ Verweisend hob sie den Zeigefinger. „Man sagt: ‚Euch, Jungfrau Minnegardis.‘ — Ein altes Lied? Das ich schon kenne?“ — „Nein. Ein neues.“ — „Wann gedichtet?“

„Noch gar nicht!“ — „Ja, wie wollt Ihr dann Euer Wort lösen?“ — „Wie? O Herrin:

Lieg' ich nun bald im Moos zu deinen Füßen,
In deines Auges Himmel will ich schaun:
Begeistrung wird mir in die Seele taun,
Aus meinem Lied dein eigner Reiz dich grüßen!“

IX.

Alsbald waren nun die ersten Bäume des „Königswaldes“ oben auf der Hügelkrone erreicht: schlanke hochstämmige Buchen waren es meist schon damals, wie sie heute an jenem schönen Fleck deutscher Erde den Wanderer erfreuen.

Aber dazumal war der noch nicht durchforstete Urwald noch viel häufiger und dichter mit Unterholz und Buschwerk bestanden: daher nisteten dort viel zahlreicher als heute die Vögel, deren noch zwei Jahrhunderte später Herr Walther sich erfreuen mochte. Als die kleine Schar die Raststätte, eine runde Lichtung, erreicht hatte, auf welcher schon während der Jagd vorausgesandte Diener über das weiche, hier in der Waldeskühle noch vom Tau funkelnde Moos Decken gespreitet und Körbe und Krüge für einen kurzen Weidmannsimbiß bereit gestellt hatten, stiegen die beiden Paare von den Pferden und lagerten sich auf der sammetweichen Waldwiese. Die Diener stellten das „Lägel“ Wein, die Zinnbecher und die mitgeführten Speisen zurecht und gingen dann mit den Rossen seitab.

Freudig glitzerte die Morgensonne des schönen Maientages durch die Wipfel der hohen Buchen und warf auf

den Waldboden ein goldiggrün Gegitter. Die Bienen, den Sonnenschein suchend, flogen häufig um den Agelei und die großblumigen Blauglocken, die an hochaufgeschossenen Stielen nickten. Würzigen Harzduft atmeten im Sonnenbrand die dunkeln Tannen, die hin und wieder neben der milden „Frau Buche“ wie ernste waffentragende Kriegsmänner Wache zu halten schienen. Aus den dichten Wipfellauben scholl bis herunter in der lauschenden jungen Paare Ohr das kosige Girren und Gurren der Wildtaube und weither aus der Tiefe des Buchwaldes klang der Goldamsel metallischer Ruf. Gar schön war's und freudig auf der stillen, sonnigen Waldwiese.

Die warmblütige Tochter der Alpen empfand voll den Zauber des Ortes, der Stunde: ihre fröhlichen hellbraunen Augen suchten den feurigen Blick Fulkos: — sie hatten nicht lang zu suchen: — er lag im dichten Gras zu ihren Füßen. Denn den beiden Fräulein war über das hoch aus dem Boden ragende Wurzelgedräng einer breitstämmigen Buche als erhöhter Sitz ein weicher Teppich aus Lombardenland gespreitet worden, so daß die beiden Jünglinge tiefer lagerten.

Auch Edel spürte wohl, daß Hellmuths Auge unablässig nach dem ihren suchte; doch unerbittbar hielt sie die langen Wimpern niedergesenkt, und mußte sie dieselben aufschlagen, verstand sie es meisterlich, seinen Blick zu vermeiden.

Fröhlich den blinkenden Zinnbecher schwenkend rief Minnegard: „Wie wohlig ist's doch hier im Walde! Frisch, aber doch nicht kühl, sonnenhell, aber nicht sengend! Und alles in Laub und Blumen so jugendfroh! Das lieb' ich! Es scheint, — in solcher Stunde — das Leben noch so leicht, so einfach selbstverständlich! Und doch! — Was mußte nicht alles geschehen, bis gerade wir vier Menschenkinder an dieser Stelle, zu dieser Stunde zusammentrafen,

zwei gute Gesellen, zwei herzvertraute Gesellinnen!“ Und sie griff mit der rundlichen warmen Rechten nach Edels langen, schmalen, kühlen Fingern.

„Das ist noch nicht genug!“ rief Fulko. „Auch jeder Gesell muß sich eine Gesellin gewinnen; was meinst du, Freund?“ Aber Hellmuth schwieg: denn Edel runzelte die Stirn.

„Es ist so kurz erst,“ begann die Braune aufs neue, „daß wir alle vier zusammengetroffen sind in dem freundlichen Städtlein am gelben Main. Wir wissen noch gar zu wenig voneinander. Wie wär' es, wenn wir hier einander erzählten, was uns hergeführt und wie wir früher gelebt? Eine Waldbeichte! Die Tauben da oben — hörst du ihr zärtlich Gurren, Edel? — singen die Waldmesse dazu.“ „Ja, beichten wir!“ fiel Fulko bei. „Aber Ihr, schön Minnegard, macht den Anfang. Ihr habt gewiß von uns vieren das meiste Unheil in der Welt angerichtet. Uns anderen wird's dann leichter.“ „Mein junges Leben,“ lachte sie, die weißen Zähnlein zeigend, „ist gar bald auserzählt. Geboren bin ich fern im schönen Hochgebirg des Bayerlandes, wo, an den Schroffen des Wettersteins, die Partnach schäumend durch die Felsen bricht, die Kanker murmelnd durch die Büsche zieht, die Alpenrose bis herab zum Thalgrund blüht: dort ragt ein altes Schloß seit grauer Zeit: — des Werto Fels: das ist mein Heimatthal, auf jener Burg stand meine Wiege. Früh starb die gute Mutter, bald folgte ihr der Vater, Herr Werinher von Rothenburg, des Königs Graf im Sundergau. Da ward mein Muntwalt sein Bruder, der Herr Erzbischof Heribert von Köln; der ließ mich zu sich bringen an den Rhein. Als ich den achtzehnten Winter vollendet hatte, teilte er mir mit, der letzte Wunsch meiner Mutter habe mich dem Kloster bestimmt: dieser Wunsch solle mir heilig

sein. Ich erschrak! Thränen brachen mir aus den Augen. Das Kloster, das mich aufnehmen soll, darf ich mir wählen."

„Gut, sagt mir's vorher. Ich steck's in Brand," grollte Fulko leise.

„Ich erbat vor allem Aufschub. Und da der Oheim als Reichskanzler den Herrn Kaiser auf unabsehbar lange Zeit nach Welschland über die Berge zu begleiten hatte, gab er für immerdar die Vormundschaft über mich ab an seinen jüngeren Bruder, den Herrn Bischof Heinrich, und sandte mich hierher. Diesen Oheim lob ich mir! Ist's ein Mann!"

„Ein Held ohnegleichen!" rief der wortkarge Hellmuth begeistert und seine traurigen Augen blitzten dabei auf. „Eine Faust von Erz!" „Und ein Herz von Gold!" ergänzte der Sänger, den Becher frisch füllend und hebend. „Ich trinke auf sein Heil!" „Wir thun Bescheid," fielen die andern ein und selbst Edels strenge Züge wurden freundlich: sie stieß mit dem frohen Paare an; Hellmuth machte gar nicht den Versuch, seinen Pokal ihrer Trinkschale zu nähern. „Allein auch er," seufzte Minnegard, „hält es für Pflicht, dem letzten Wunsch der Mutter nachzuleben." „Wäre nur Frau Heilfriede nicht so fern," meinte Edel, mitleidig auf die Freundin blickend, „die vieledle Gräfin, die hilfreiche, die ratkluge. Sie fände wohl Rat auch für deine Not!" — „Ja, die vielgütige Frau. Wie hat sie mir in Köln die Mutter ersetzt, solange ihr Gatte, Graf Gerwalt, des Deutzgau's waltete." — „Hat sie doch sogar mich, die Fremde, wie eine Tochter gehalten und gepflegt, als ich erkrankte, während mich Herr Heinrich dorthin gesandt hatte, dich zu besuchen." — „Und in hohem Ansehen stand sie bei dem Herrn Kanzler." — „Dagegen hier sah ich sie noch nie im Bischofshof." —

„Sie weilt ja nun schon geraume Zeit mit ihrem Gemahl in Welschland.“ „Und noch nicht gar lange ist's her,“ ergänzte Hellmuth, „daß Graf Gerwalt diesen, den Waldsassengau, erhielt.“ „Die heilige Gräfin, wie wir sie alle nannten,“ fuhr Minnegard fort, „sah wohl mein Widerstreben; ich glaube, sie hat auch einmal bei Herrn Heribert für mich gesprochen. Aber ohne Erfolg! So werde ich denn —“ und hier spielte schon wieder ein schelmisch Lächeln um ihre Mundwinkel — „in irgend einem weltvergessenen Klösterlein dereinst als ‚heilige Äbtissin‘ für euch drei sündhafte Weltkinder beten. Vielleicht, Edel, läßt du dich dort vor meinem Altare trauen.“

„Ich werde mich nie vermählen,“ sprach diese gepreßt und sah scharf in die Ferne. Gespannt folgten Hellmuths Augen diesem Blicke. „Oho!“ lachte der Ritter von Yvonne und warf den krausgelockten Kopf in den Nacken. „So hat schon manch Jungfräulein gesprochen, das als Urgroßmutter starb. Die eine *soll* nicht heiraten, die andere *will* nicht! Ja, soll die Welt aussterben? Zwingen muß man euch zu eurem Glück, vielholde Thörinnen!“ — „Welcher Mann zwingt mich?“ Scharf, wie drohend flog die Frage aus Edels stolzen Lippen und ein blitzender Zornesblick aus den hellgrauen Augen schoß auf Fulko. „Nicht ein Mann, aber eine Frau, strenge Edel von Edelhag,“ erwiderte der rasch: „Frau Minne! Die ist doch noch mächtiger denn Euer Herzenstrotz.“ „Und,“ forschte sie bitter, „giebt es wirklich kein anderes Glück als Liebe und Ehe?“ — „Für das Weib — nein!

Wenig weise wähn' ich das Weib,
Welches weigert der Liebe den Leib
Und süßem Sehnen die Seele:
Freudlos verblüht sie, darbend verdorrt sie,
Keinem zur Wonne, sich selber zum Weh!“

„Ich fand noch keinen,“ sprach Edel laut und fest, „der meiner Liebe wert.“ Dabei wandte sie das stolze schöne Haupt und sah mit zürnenden Augen Hellmuth voll in das Antlitz; es war der erste Blick, der ihm heute ward. Der senkte demütig den Kopf: „Ihr werdet nie einen finden,“ sprach er leise, nickend. „Doch, doch!“ rief der Junker von Yvonne. „Herr Hellmuth vom hohen Horst, trauter Genoß, — das war — mit Urlaub der herben Jungfrau dort sei es gesagt! — das war herzlich thöricht geredet. Verdienen zwar kann der Mensch die Liebe überhaupt nicht:

Lenz, Leben, Liebe, Sonnenschein
Kannst nicht als Recht verlangen:
Drum mußt du fein bescheiden sein
Und sie geschenkt empfangen.“

„Das ist hübsch,“ rief Minnegard. „Ist gewiß provençalisch Gewächs?“

Der Sänger neigte sich höfisch und fuhr gegen Edel gewendet fort: „Aber dieser Spruch gilt von Weib wie von Mann. Die anders dächte, der sagte ich:

Der Starke ist der Schönheit wert
Und gleich der Rose gilt das Schwert.

Und dir, du junger Aar vom hohen Horst, du Sieger in fast so viel Gefechten als du Jahre zählst: — schon nennt man dich weit über Frankenland hinaus bis zu den Wenden den Rennespeer, den Junker Siegespeer! — dir sag' ich: es lebt kein Mädchen noch so schön und noch so stolz-gemut, dessen du nicht würdig wärest!“ „Eia wohl!“ wollte Minnegard rufen, aber die Stimme versagte ihr: sie erschrak, so zornig klang nun Edels Frage, die sie Hellmuth zuschleuderte wie einen spitzen Speer: „Euer letzter Sieg, Herr Ritter, war der zu Worms im Lanzenstechen — nicht?“ Er errötete über und über; er ließ das Haupt

noch tiefer auf die Brust sinken und erwiderte, ohne sie anzublicken: „Ich habe seither keine Waffe mehr geschwungen.“ „Ja, allen Heiligen sei's geklagt!“ schalt Fulko laut. „Ein Kopfhänger ist er seither worden! Kein Mensch begreift, warum? Nach dem glänzendsten Siege, der seit Menschengedenken in einem Stechen gewonnen ward, so erzählte der Herr Bischof.“ „Jawohl,“ bestätigte Minnegard. „Auch mir rühmte der Ohm — weiß nicht, Herr von Yvonne, warum er uns beide damals zu Hause sitzen ließ! — den Sieg des ‚Rennespeers‘. Du aber, Edel, — erzähle doch! — du warst ja mit dem Herrn Bischof damals zu Worms.“ „Jawohl,“ fiel Fulko ein. „Wart nicht Ihr es, edle Jungfrau, die damals den Siegesdank zu reichen hatte?“

Die Frage blieb ohne Antwort. Denn ungestüm sprang Hellmuth auf. „Es wird schwül im Walde!“ rief er und ging mit langen Schritten auf und nieder. Und zornig, schweigend, mit zusammengedrückten Lippen sah ihm Edel nach.

X.

„Halt an, Freund!“ rief Fulko. „Du darfst nicht entweichen mit deiner Lebensgeschichte. Beichte!“ Hellmuth erwiderte nicht, er strich nur das schlichte, kurze, dichte Blondhaar aus den heißen Schläfen. „Jawohl,“ pflichtete Minnegard bei und haschte ihn, da er wieder an ihr vorüberstürmte, am braunen, lang nachflatternden Mantel. „Steht! Und steht Rede!“ „Ist bald geschehen,“ erwiderte gelassen der Traurige. „Heiße, wie ihr wisset, Hellmuth . . .“ — „Trübmuth solltest du heißen!“ — „— vom hohen Horst. Fern, aus dem Lande der Ost-

falen stammte der Vater. Der trat in den Dienst Sankt Burchhards zu Würzburg. Als des Bistums Dienstmann bin ich geboren und trage seit der Schwertleite des Bistums Waffen. Das ist alles.“ „Nein,“ rief der Ritter von Yvonne, „wie du sie trugst, — das ist die Hauptsache. Noch zählst du nicht dreißig Jahre und seit vierzehn Jahren hast du in keinem Gefechte gefehlt auf deutscher, welscher, wendischer Erde, darin Sankt Burchhards Fähnlein geflattert und jedesmal . . . —“ „Bist du nun fertig, Lobposaune?“ schalt der Sachse, kurz vor ihm Halt machend. „O nein, noch lange nicht!“ lachte der Provençale. „Denn du wirst noch lange ruhmreich weiterkämpfen in Ernst und Spiel.“ — „Glaubst du? In einem Spielkampfe spiel’ ich nie mehr mit. Ich hab’s gelobt. Nur in den nächsten Ernstkampf, der bevorsteht, — in den reit’ ich noch ein.“ — Und als er wieder fern von den anderen war auf seinem hastigen Gang, fügte er bei: „und nimmermehr heraus!“ — „Und du, schöne Edel, vielgestrenge Vetterin, — willst du uns auch nicht mehr Worte gönnen als dieser eiserne Rennespeer?“ — „Noch wenigere. Ihr wißt, ich bin von der Spindelseite eine fern versippte Niftel der Herrn von Rothenburg, aber aus Nordalbingien von der Eider stammen mir die Ahnen, von den Markgrafen von Esesfeld. Weit von hier im Nordgau lag meines Vaters Volkfried Lehen, nahe der Wendenmark. Sie brachen gar oft ein, die wilden Berunzanen. Und einmal trafen ihre weitgeschleuderten vergifteten Wurfdolche den Vater vor der Burg am Edelhag bei Wolframsdorf . . .“

„Ja, sind gar arg liebe Leute!“ meinte Fulko, grimmig lachend.

„Sie drangen mit den Fliehenden in die Burg und verbrannten sie mit meiner armen Mutter: — Muthgard

hieß sie, nach einer Ahnin — und allem, was darin lebte. Nur mich flüchtete, aus der Wiege mich reißend und aus den Flammen, ein treuer Knecht in den Taubergau zu meinen Gesippen nach Rothenburg. Dort und, seit Herr Heinrich Bischof ward, hier, haben sie mich mit milder Hand geborgen. Die Heiligen werden es den Gütigen vergelten!" — Sie schwieg eine Weile. Dann fuhr sie, weich geworden, fort, in das Ohr der Freundin flüsternd: „Du sollst ins Kloster, Liebe, und ich — will." Minnegard erschrak. „Du wolltest — noch vor kurzem — so wenig davon hören wie ich!" — „Jetzt aber will ich! Der Herr Bischof scheint — — anderes zu wünschen. Dürft' ich mit dir tauschen! So wär' uns beiden geholfen." „Aber wohl nicht allen," lächelte das Kind der Alpen, mit einem heiteren Blick auf Hellmuth. Jedoch das Lächeln verflog ihr sofort, sowie sie Edels Auge, das sie suchte, feindlich den Schritten des Junkers folgen fand. Sie trachtete eifrig, das dunkle Gewölk solcher Stimmung zu verscheuchen: — lachte sie doch selbst so gern und hörte sie doch so gern andere fröhlich lachen! —

„Nun," rief sie mit ihrer glockenhellen Stimme, „Herr Fulko von Yvonne, nun ist's an Euch. Da werden wir wohl viel mehr Worte und viel weniger Wahrheit hören. Seid Ihr doch ein Sänger: — oder wie sagt man jetzt oft? — ein Dichter!" — „Gelogen ist nicht gedichtet, schönes Fräulein. Ja, wer lügt, der ist kein Sänger. Und mein Wahlspruch lautet: Wahre Schönheit ist schöne Wahrheit." — „Nicht ganz übel! — Nun, so sagt uns denn auch schön die Wahrheit über — Euch! Nämlich! ..." — Sie schwieg beharrlich. — „Was will dies nämlich?" — „Nämlich: — — ich kam einmal in Euere Kammer! ..." — „Nun?" — „Nämlich der Herr Bischof schickte mich: — denn er wußte, Ihr waret fern: — mit den Junkern

Hellmuth und Blandinus saßet Ihr, wie gewöhnlich um die Mittagszeit, im schmalen Rebgarten des Hatharlin, der den besten Wein verzapfen soll, unter seinen grünen Bäumen . . . —" — „Weiß Dame Abonde, dort trinkt sich's gut mit fröhlichen Gesellen!" „Der Herr Bischof, der selbst noch zuweilen die Laute zupft wie in seinen Welttagen, gebot mir, Euere Citole zu holen. Oder vielleicht auch" — sie errötete — „erbot ich mich dazu an Supfos des Kellermeisters Statt. Denn längst war ich ein wenig neugierig, wie es wohl bei . . . . Nun — ich fand Euere große, große Truhe offen." — „Hab' leider keine Ursach', sie zu schließen!" — „Und fand — bei Eurer welschen Laute! — gar sonderbare, mannigfaltige Herrlichkeiten. — Beutestücke wohl? Siegeszeichen?" — „Was meint Ihr da?" „Ei nun, welke Blumen, darunter noch in der Welke gar schöne, mir unbekannte, wohl an Durance und Garonne aufgeblüht, ganze oder auch in der Mitte geteilte Schapel, seidene Bänder, buntfarbige Schleifen, goldene Knöpflein, Ringlein und Spangen und allerlei solch' Zeug. Wenn die erzählen könnten, — was würden wir da alles erfahren!" drohte sie mit dem Zeigefinger.

„Daß Fulko von Yvonne mit Schwert und Laute durch gar manches Herren Land geritten ist vom Pyrenäenberg bis über den Main, daß er in gar mancher Schloßhalle und mancher Kemenate gesungen und unverdientes Lob gewonnen, auch gar manch' üppige Frau, manch' schlanke Maid gesehen und schön gefunden und ihr das auch vorgesungen, — aber nur Eine geliebt hat. Wollt Ihr deren Namen wissen, Jungfrau Minnegard?" „Behüte! Mädchen sind nicht neugierig," fiel sie hastig abwehrend ein, aber sie lächelte und errötete. „Jedoch ein anderes wüßten wir gern von Euch: Euer Wesen schillert zwiefach: seid Ihr ein Welscher oder ein Deutscher?" — „Beides, o wiß-

begieriges Fräulein. Ich verbinde beider Völker Tugenden." — „Oder doch Laster! Aber erzählt!" — „Mein Vater war ein Neckarschwab; er kam auf einem Kriegszuge unter Kaiser Ott dem Roten nach Frankreich: das schöne Land gefiel ihm: er blieb nach dem Friedensschluß darin, nahm Lehen von Kaiser Otts treuem Verbündeten, dem Grafen Gottfried vom Ardennerland, zog mit diesem in allerlei Fehden tief in den Süden bis in die Provence und erstürmte dort einmal das feste Schloß Yvonne, das hoch von steilem rotem Fels durch Rebgelände niederschaut auf die wild schäumende Durance, nahm den Burgherrn, Graf Eudo von Yvonne, gefangen und machte mit dem Graukopfe wenig Umstände . . . ." „Pfui, wie unmenschlich!" schalt Minnegard. — „Nun, das ist doch zuviel gesagt. Er that ihm gar nicht weh dabei, als er ihn . . . —" — „Schweigt! Wie grausam!" — „Zu seinem Schwiegervater machte." Da lachte die Braune hellauf und selbst das andere Paar konnte sich des Lächelns nicht erwehren.

„Ja, das blieb nicht die einzige Unmenschlichkeit, die er ihm anthat. Schon zehn Monate danach erhob er ihn — aus lauter Ehrfurcht für sein graues Haar! — zu noch höherer Ehre, indem er ihn —" — „Nun?" — „Zu meinem Großvater machte. Meine Mutter aber, Frau Jolanthe, war die wunderschönste Frau über all Septimanien, Aquitanien und Provence. Noch jetzt ist sie gar hold zu schauen, wie Ihr bald selbst sehen und gestehen werdet, Jungfrau Minnegard. Gott segne ihre lieben Augen. Heil mir: ich hab' sie niemals im Leben weinen machen." — „Das — das war ein hübsches Wort — das beste, was ich noch von Euch gehört. Aber was schwatzt Ihr da von Sehen? Wie sollte Eure Frau Mutter an den Main kommen?" — „Aber Ihr kommt — sicher! — an die Durance. — — Der Vater sandte mich schon früh

von Yvonne an die Lehnhöfe zu Orleans, zu Paris, zu Givet: — denn ein Junker, meinte er, wird nirgends schlechter erzogen als daheim. Von Givet aus geleitete ich unseren Lehnsherrn, Graf Gottfried, zu dem jungen Kaiser, der damals noch in Deutschland weilte, erhielt Urlaub, unsere schwäbischen Gesippen am Neckar zu besuchen, ward auf dem Rückwege hier von Bischof Heinrich, altem Waffenbruder meines Vaters, väterlich aufgenommen und . . . —" „Und es scheint Euch hier nicht übel zu behagen," meinte Minnegard. „Schon recht lange erfreut Ihr den Main und uns durch Euren Anblick." „Der Bischof hat ihn gar lieb gewonnen, den Schalk," sprach Hellmuth, die Hand auf des Freundes Schulter legend, „wie wir alle. Wir lassen ihn gar nicht wieder fort." — „Ja, ich lasse mich erbitten, noch zu bleiben. Denn ich muß dabei sein, wenn Jungfrau Minnegard den Schleier nimmt. Ganz notwendig muß ich dabei sein." „Wie schadenfroh!" schalt diese. — „Ich meine ja nicht den Nonnenschleier: — den anderen meine ich!" flüsterte er ihr ins Ohr, sich so nahe vorbeugend, daß sein braun Gelock ihre Wange streifte. „Jetzt ist's Zeit, aufzubrechen," rief sie. „Es wird immer heißer hier im Walde."

Hellmuth und Edel sprangen hastig auf: sie fanden das Beisammen kaum zu tragen; sie schritten dem Rastorte der Rosse zu. Aber dem anderen Paare schien's nun nicht so zu eilen: — auch dem Mädchen auf einmal nicht. „Ihr habt noch ein Wort einzulösen," mahnte sie, ruhig sitzen bleibend. — „Ich weiß: ein Lied!" — „Nun wird es zu Tage kommen, daß Ihr gar nicht, wie Ihr geprahlt, aus dem Stegreif dichten könnt." — „Doch! Aber — wenn's Euch dann nur auch gefällt. Ihr müßt's dann nehmen, wie mir's aus der Seele bricht. Und bei mir heißt's: Feuer in die Leier oder Leier ins Feuer."

„Nur zu! Fangt nur an. Ich fürchte mich nicht vor dem Feuer. Ich gleiche der Schwalbe: die Kälte verscheucht mich, die Wärme zieht mich an. Da! Nehmt!“ Sie reichte ihm die kleine, zierliche, welsche Laute, die sie schon vorher neben sich bereitgelegt hatte. Er strich einmal über die Saiten, hob das schöne Gesicht in recht bedrohliche Nähe zu dem ihrigen, sah ihr tief, suchend, in die haselbraunen Augen und hob an:

„Zu deinen Füßen lieg ich hier
Und schau' dir in die Augen:
O könnt' ich all dein Wesen mir
Heiß in die Seele saugen!

Du trägst empor zu Sternenhöhn
Die glanzbeglückten Sinne:
Du bist so schön, so zauberschön,
So wonnig wie Frau Minne.

Streifst mein Barett nur an dein Kleid,
Durchrieselt mich's wie Feuer:
Du meine Qual und Seligkeit,
Du mehr als Gott mir teuer!

Man sagt, bald wird die Welt verwehn
In Brand und Funkenstieben:
Doch nicht in Glut kann untergehn
Mein noch viel heißres Lieben.

Die Liebe, die ich — unerkannt! —
Fühl' hier im Herzen schlagen,
Sie wird dich durch den Weltenbrand,
Ein Flammenmantel, tragen!“

Bei der letzten Zeile sprangen beide, heiß bewegt, auf: die Laute flog in das Moos, und wer weiß, was das Rotkehlchen, welches neugierig aus der Weißdornhecke auf das Paar hervorguckte, würde zu sehen bekommen haben, — hätten nicht gerade in diesem Augenblick die Diener den Zelter des Fräuleins herangeführt.

Zweites Buch.

I.

Der Herr Bischof von Würzburg war nicht recht mit sich zufrieden.

Er sagte sich das, wie er an einem heißen Nachmittag in der Bücherei auf und nieder wanderte. „Schon all diese Zeit her ist mir nicht geheuer, seit ich Berengar entsendet habe; eigentlich doch mehr nur: habe ziehen lassen. Und ich hab' ihm streng eingeschärft, noch nicht abzuschließen mit den wilden Wenden. Ich scheue mich, sie in den Gau hereinzurufen, am Ende gar in die Stadt einlassen zu müssen. Wenn diese Heiden . . . ." Er blieb plötzlich stehen und griff mit der Hand an die heiße Stirne.

„Ah bah," fuhr er, wieder ausschreitend fort, „ich habe doch schon oft schlimmes Kriegsvolk in Zucht gehalten, werd' auch mit diesen fertig werden. Der erste, der stiehlt, hängt. — Es ist nicht das! — Aber gegen den Kaiser! Gegen den deutschen König! Gegen diesen Jüngling: — er, seine Mutter, sein Vater haben mich mit Huld, mit Ehren überhäuft. Undank wird er's nennen. Er — und die Welt! Ich trotze dem lauten Wort der ganzen Welt, wenn das stille Wort hier — hier in der Brust mich freispricht. Und es muß mich freisprechen. Ich muß Sankt Burchhards Rechte wahren! — Wäre doch Arn zurück mit

der Entscheidung des Papstes. — Ja: die Entscheidung! Wäre ihre Stunde doch da! — Inzwischen verzehrt mich die Ungeduld! — Immer beten! — Kann's nicht! — Und auch nicht immer lesen! — Es ist so eng, so dumpf, so staubig hier unter all den alten Pergamenten! — Ich bin büchermüde. Menschen will ich sehen! Hinaus ins Freie! Aber was draußen thun? Fechten darf ich gar nicht mehr. Jagen soll ich nur zahm und selten. Der Bischof, der Priester soll —! O Weh und Pein! Der Priester! Warum Priester, warum? Ah falsches, treuloses Weib! Was hast du zu verantworten! Was hast du angerichtet in mir, Verräterin!“ Und er drückte die geballte Faust vor das Auge.

„Der Priester, — der Bischof — was kann er thun draußen unter den Menschen? Ihnen wohlthun! Ja, und das will ich! ‚Seelsorge!‘ Schönes Wort! ‚Herzenssorge‘ wäre auch gar schön, aber wer auf Herzen baut —! Ah was! Fort damit.

Geht es dir schlecht, soll's andern desto besser gehen! Hinaus, Heinrich, und hilf, wo du kannst!“

Er stieß den halbgeschlossenen Laden auf und blickte über die Stadt hin gegen den Main.

„Die Sonne geht zu Gold. Bald sinkt sie hinter die Buchenwipfel des Königswaldes. — Aber noch ist's Zeit genug, Gutes zu wirken, bevor der Tag verronnen ist. Es kommt die Nacht, da niemand mehr wirken mag. Die Nacht! Am Ende gar — für diese Welt — bald die ewige Nacht.“

Er schritt aus dem Büchersaal in das Vorgemach, dann auf den breiten Gang, in welchen die Holztreppe mündete, stieg diese herab und wollte sich der Hauptthüre zuwenden, die aus dem Bischofshause ins Freie — in der Richtung nach Westen, gegen die Brücke hin, — führte.

Allein in der Mitte der Vorhalle ward er angerufen von einer Stimme, die aus der Unterwelt emporzudringen schien. „Hezilo! Herr Graf! — Hochwürdiger Herr Bischof, wollt' ich sagen." — „Du, Supfo? Was soll's? Was willst du?"

Und er wandte sich zur Rechten, wo einige Stufen in die Keller des Hauses hinunterführten. Auf der obersten derselben tauchte jetzt dort eine behäbige drollige Gestalt auf, die aus lauter aufeinandergesetzten Kugeln aufgebaut schien.

Kugelform hatte das grüne Mützlein aus steifem Wolltuch, das, vorn höher als hinten, etwas schief auf dem rundgeschorenen Grauhaar des runden Kopfes saß. Aus dem ganz glattgeschorenen Gesicht traten die stark geröteten Wangen halbkugelig hervor unter den runden vergnügten Äugelein, die frisch und hell in die Welt schauten; unter dem hellbraunen Schurzfell erhob sich ein Bäuchlein, das sich der Kugelgestalt nach Kräften zu nähern trachtete und auch die roten Wadenstrümpfe zwischen Knie und Knöchel hatten Mühe, ihren geschwellten Inhalt zu bergen. Fröhlich, treuherzig und dabei recht gescheit, ja schelmisch-witzig war der Ausdruck der angenehmen Züge: auch Herrn Heinrich schien der Anblick zu vergnügen: heiter ward seine bewölkte Stirne, während er auf die Antwort des dicken Männleins wartete. Diese kam etwas langsam, denn der Rundliche hinkte ein wenig beim Ersteigen der Stufen und schnaufte ganz gewaltig. „Uf! Heiß ist's im lieben Würzburg im Brachmond sogar im kühlen Keller." „Ja freilich," drohte der Bischof lächelnd, „wird dem Kellermeister warm, wenn er so fleißig seines Amtes waltet — im Vorkosten! Aber was willst du?" — „Was ich will? O Hezilo, lieber Herr, — das krieg' ich doch nie wieder." — „Was ist's?" — „Meinen Hezilo von ehemals möcht' ich wieder haben! Den aus der guten Rothenburger Zeit. Hei wie wir

jagten mit dem alten Rado in dem waldgrünen Taubergrund! Den Grafen Heinrich möcht' ich wieder haben, den jagdfrohen, waffenfrohen, weinfrohen, frauenfrohen ...." Hier furchte der Bischof die hohe Stirn. „Den weltfrohen Liebling von Jung und Alt, von Mann und Weib!" „Ja, Vielgetreuer," seufzte Herr Heinrich, „der ist gestorben und begraben! Lange schon!" — „Ich weiß! Ich weiß! Weiß auch den Todestag, die Todesstunde — zu Pfingsten war's. — — Hätt's nie von ihr geglaubt! Der arme Herr!" brummte er unhörbar. „Schad' um Euch, Graf Hezilo! Was war's für eine Freude, mit Euch leben im Frieden, und im Krieg erst recht! Wißt Ihr noch den schlimmen Julitag von Squillace? Wetter und Strahl, dort in Kalabrien war's doch noch heißer als hier am Main! Da Ihr — Ihr allein den Herrn Kaiser Ott den Jüngeren — noch seh ich ihn vor mir in seinem jugendlichen welligen roten Bart! — vor der Gefangennehmung gerettet habt? Sie glauben falsch, diese Saracenen, aber dreinschlagen thun sie ganz richtig. Auf einmal waren sie da, wie vom Himmel heruntergeflogen, unzählbar viele! Nichts sah man mehr — vorn, hinten und links — als ihre weißen Flattermäntel fliegen! Es war wie ein unabsehbar Schneegestöber."

„Ja," fiel Herr Heinrich eifrig ein. „Und welch' ein furchtbar Kampfesfeld für uns! Ich hatte treu davor gewarnt, von der breiten alten Straße oben auf den Berghöhen herabzuziehen auf den Schmalpfad unten an der See. Nun hatten wir's! Vorn und hinten die Araber zu Roß: auf den Felsen aber zur Linken — wie steil stiegen sie empor! — die arabischen Pfeilschützen zu Fuß, unsichtbar, unerreichbar: und hart zur Rechten — das brausende Meer, gierig, jeden Ausgleitenden zu verschlingen." „Wie viele starben damals," fuhr Supfo fort, „des Herrn Kaisers

Entkommen zu decken! — Wißt Ihr noch, wie er zuletzt — auf geliehenem Roß! — in das Meer hineinsprang und schwimmend ein Schifflein erreichte?" — „Da fielen alle um ihn her, Herr Richari, sein Lanzenträger, und die Markgrafen Berchtold und Günther, die Grafen Udo, mein Vetter, Gebhard, Ezelin." — „Landulf von Capua und Atenulf, die edeln Langobarden." „Und sogar der alte ehrwürdige Herr Bischof Heinrich von Augsburg kämpfte dort und starb für seinen Kaiser. Beneidenswerter Tod für einen Bischof!" seufzte Herr Heinrich. — „Da lag sie hingestreckt, seine ganze Stechschar. Nur Einer daraus stand noch aufrecht, seine Flucht zu decken. Aber zu Fuß, denn das eigne Pferd hatte er dem Kaiser aufgedrängt, da dessen Rotroß, von Pfeilen gespickt, unter ihm zusammengebrochen war. Und dieser, stets der vorderste am Feind, im Weichen der letzte, der hieß — Heinrich von Rothenburg." — „Nein! der vorletzte hieß so. Denn der letzte, der den Schild über mich hielt, der hieß Supfo, der von der Taubermühle. So oft ich dich den linken Fuß ein wenig nachschleppen sehe, denk' ich des Schwerthiebes, den du damals für mich aufgefangen." „Bah," lachte Supfo, „der Heide, der den Hieb schlug, ist doch schlimmer daran. Zwar schleppt er den Fuß nicht nach, aber auch den Kopf nicht mehr mit! — Ja, das waren noch Zeiten! Achtzehn Jahre sind's nun bald! — Aber auch noch nach des Herrn Kaisers frühem Tode erging's uns gar gut. Wir sonnten uns unter der warmen, — recht warmen! — Gnade der schönen Kaiserwitwe. Weiß Sankt Kilian, Ihr und ich, wir beide regierten damals die Frau Regentin samt dem heiligen römischen Reich!"

Herr Heinrich mußte lachen.

„Als der falsche Vetter von Bayerland sie verriet, ihren Knaben stahl, das Reich an sich riß, viele, viele geistliche

und weltliche Fürsten abfielen von der vereinsamten Witwe und ihrem guten Recht, da habt Ihr bei der vielschönen Griechin nahezu allein ausgeharrt, — wie einst bei ihrem Gatten in der Schlacht — ein Turm in ringsher brandender Flut, und habt endlich ihre Sache zum Siege durchgekämpft. Das war lustig. Fast jede Woche ein Gefecht! Und jed' Gefecht ein Sieg. Und die Sieger immer Ihr und Graf Gerwalt."

Der Bischof schloß die Augen.

„Und in dem Hoflager der Regentin die edle, holde Jungfrau Heilfriede! Wie oft hat sie nach erfochtenem Sieg Euch den Helm mit Eichenlaub gekränzt! Euch oder Graf Gerwalt."

„Was hast du von des Grafen Gerwalt Eheweib zu schwätzen?" — Recht unwillig war das gefragt. — „Und wozu riefst du mich an?"

„Zu nichts Bösem wahrlich! Ich wollt' Euch bitten, den Lautertrunk vom vorvorigen Herbst zu kosten: ich sag' Euch — der ist fein geraten!" — „Ist mir nicht danach zu Mut. — Mich rufen Pflichten." Und er wollte sich zur Thüre wenden, aber der Kellerer hielt ihn am langen porphyrroten Bischofsgewande fest.

„Auch das ist Pflicht, zu erproben, wie herrlich der milde Himmelsherr Eurer müheschweren, klugen, ja weisen Arbeit gelohnt hat. Viele Jahre sind's nun, seit Ihr, — kaum waret Ihr hier eingesetzt — befohlen habt, auch die unwirtlichen Hügelhalden im Norden der Stadt dem Weinbau zu gewinnen. Eitel Geröll und Gestein bis dahin! Den ‚Stein' schalten die unzufriedenen Bauern den ganzen unnützen Berg, auf dem nur ein paar Ziegen kletterten. Aber die liebe Mittagssonne liegt darauf so lang und so heiß sie irgend kaum! Die Blust der Trauben verweht dort nie ein rauher Wind: — des Berges hoher und breiter

Rücken schließt ihn aus. Schwer Geld hat's Euch gekostet, die edelsten Rebschößlinge tief aus Welschland zu beziehen: — den ersten habt Ihr mit eigener Hand gepflanzt und gesegnet, und unverdrossen habt Ihr all die Jahre lang bei dem müheharten Winzerwerk selbst mitgearbeitet in Sommerbrand und in Herbstnebel. Zum erstenmal nun kelterten wir vor zwei Jahren dies welsche Gewächs auf ostfränkischem Boden — treu und liebevoll, wie eines Liebchens, pflegte ich des Fasses! — und nun kommt in den Keller und schmeckt, genießt, was Ihr da Köstliches geschafft. Es rollt wie flüssig Feuer durch die Adern. Noch späte Enkel werden Euch drum danken." — „Ich hab' gelernt, der Menschen Dank entsagen. Ich gehe, um ...." — „Nein, Herr, bitte, bleibt nur noch ein weniges. Ich .... ich habe Euch im Keller etwas mitteilen wollen: — es wäre gerade der rechte Ort dafür gewesen: auf einem Fäßlein sitzend und von Weinduft umweht — so muß man das lesen und anhören. Denn es ist ..." er lachte herzlich. — „Nun was ist's?" — „Ein Brieflein von Arn!" — „Wie? Von Arn? Aus Welschland? Wohl gar aus Rom? Was? An dich schreibt er und mich, der ich so schmerzlich auf Nachricht, auf Entscheidung warte, mich läßt er ohne Kunde? Das ist ja ...." — „Nein, nein, Herr Graf, es ist kein Unrecht wider Euch: — Ihr werdet's gleich selbst einsehen: aber, bitte, laßt Euch einen Augenblick nieder — dort auf der Hallenbank." — „Ich nicht! Aber du! Dein Fuß! Verzeih mir, Freund, daß ich dich so lange stehen ließ." Und fürsorglich geleitete er den Humpelnden an die Bank und ließ ihn auf dieselbe niedergleiten.

II.

„Wie gut er ist!“ flüsterte der Runde. „Und immer so allein! So trübselig! Unter den verwünschten heiligen Pergamenten. Gott verzeih mir's: ich wollte sie wären lauter Fässer voll Stein und Leisten!“ — „Nun also! Was schreibt mein träger Bote?“ — „Vor allem, er ist noch nicht in Rom. Der Brief ist geschrieben in einem Dörflein hinter Florentia und erst vor einer halben Stunde brachte ihn ein Laienbruder aus dem Sankt Gundberts Kloster zu Onoldesbach (dem mußt' ich doch den Willkommbecher vom Fasse füllen!) dort, bei den guten Mönchen, liegt Arns Reitknecht wund: er stürzte mit dem Gaul schon auf dem Brennerberg und schleppte sich seither all den weiten Weg durch Bayerland und Schwabenland bis in unser liebes Franken. Darum währte das so lang. Nun hört, was der wilde Bayer schreibt: mir ist, ich seh' ihn vor mir und hör' ihn! Die armen Welschen, die ihn angehen wollen! Der Riese steckt zwei von ihnen, wie etwa Euer zwiebelgelber Berengar ist, unter jeden Arm und trägt sie ins Wasser wie junge Katzen.

‚Unsern huldvollen Gruß und geistlichen Segen zuvor . . . . .‘“ „Der Unverschämte!“ lachte der Bischof. — ‚Unserem lieben und getreuen, aber durstigen Supfo. ‚Meinem gnädigen Herren, dem Bischof, hast du sofort zu melden, daß nichts Entscheidendes zu melden ist.‘“ — „Noch immer nicht! Ja freilich, wenn er erst bei Florenz ist!“ — „Verzeiht, Herr Hezilo, der Brief ist ja viele Wochen alt: — wegen des Boten, der lange Zeit schon zu Wilten am Fuße des Brennerberges liegen bleiben mußte: — einstweilen muß der Bayer längst am Tiberstrom angelangt, ja er kann schon bald wieder zurück sein! — ‚Dem hoch-

ehrwürdigen Herrn Bischof — oder wie ich lieber sage — denn so durft' ich sagen in den schönsten Jahren meines Lebens! — dem tapfern Herrn Grafen also Gott zum Gruß voraus. Aber dann gleich Weidmannsheil und Weinfreude vollauf!

Schon einige Male hab' ich ihm durch Boten Nachricht gesandt, wie es mir ergangen auf meiner frommen Fahrt, zu der er mich unfrommen Jägersmann auserkoren hat. Wundert mich nur, daß er mir nicht Rado, den Heiden, mitgegeben hat als Begleiter. (Grüße mir den Alten und er soll mir noch ein paar Stück Wild übriglassen im Grafenwald!) Hat meine Aussendung Herrn Heinrich der heilige Geist eingegeben, so war der gerade in sehr guter Laune. Denn mir geht's soweit ganz gut. Lieber zwar ritt ich mit Junker Hellmuth auf die Wolfsjagd oder säße mit dir, Freund Kugilo, in dem geheimen Kellerverschlag, wo du Schlauer die Griechenweine birgst, und mit dem lustigen Junker Fulko: — grüß' ihn schön, und sag' ihm, ich habe zwischen Main und Arno keine zweite Minnegard gesehen, ja keine, die würdig wäre, jener ersten den Strumpf über den feinen Knöchel zu streifen.'"
„Ich werd' ihm!" unterbrach heftig der Bischof. „Du unterfängst dich nicht, dem kecken Provençalen . . .! So weit ist das schon? Nun, warte Jungfräulein! Das führt dich noch rascher ins Kloster." Supfo wollte etwas einwenden, aber dies zornige Antlitz vertrug jetzt kein Widerwort; so fuhr er fort: „‚Als daß ich hier im heißen Welschland erkunden soll, — höchst überflüssigerweise! — ob nicht demnächst die Welt untergehen wird. Es fällt ihr gar nicht ein. Sie schaut gar nicht danach aus! Zwar wahr ist: je weiter man gen Mittag reitet, desto häufiger findet man diesen dummen Wahn in den Köpfen der Leute und desto verbissener und versessener sind sie darauf. Aber

das macht nicht die größere Weisheit, sondern die größere Hitze, bei der ja die klügsten Rüden, die oft viel gescheiter sind als die Menschen, toll werden. In Augsburg glaubte noch kein Mensch daran: — nur ein paar Nonnen! — in Bozen schon viel mehr Leute, auch Weltliche: in Mailand ist noch kaum ein Vernünftiger — ausgenommen Herrn Heinrichs Bruder, der Herr Erzbischof Kanzler Heribert: — der sagte mir: er glaube es erst, wenn's der Herr Papst befehle . . .'" Der Bischof nickte: „So schrieb mir Heribert, und also halt' ich's auch." Der Runde legte das Pergamentblatt nieder auf seine Kniee und sah ihn an — mit einem vielsagenden Lächeln. „So — —?" fragte er gedehnt. „So? — Ich . . . ich halt' es anders." — Rasch, wie um einer Frage zuvorzukommen, las er weiter. „‚Vollends aber in dieser sonst gar lieblichen Stadt Florentia! — ich kenne sie gut von früher! — jedoch davon alsbald. Es ist mir also immer gut gegangen, Freund Supfissimo, wie man dich hier zu Lande nennen würde, abgesehen von der landesgebräuchlichen grausamen Hitze: die verträgt mein zottiger Kopf und mein vollblütiger Leib gar schlecht. Denn siehst du: die unsinnige Hitze macht unsinnigen Durst, der unsinnige Durst macht ein Trinken, das auch nicht alle Tage sinnig bleibt und dann macht das starke Trinken wieder noch stärkere Hitze und so geht es in der Runde fort wie beim Rosenkranzbeten.

Zumal ich doch die edle Gottesgabe, die hier wächst — fast schwarzrot ist der starkduftende Feuerwein! — wahrlich nicht wie diese erbärmlichen Welschen mit sündhaftem Wasser verschänden werde. Nun, und im Rausch giebt's dann manchmal einen gelinden Raufhandel. Denn mich macht der Rausch nicht weinerlich, sondern minnegehrend wider die Weiblein und kampfgehrend gegen die Mannsleut' —' Ich muß schon sagen," unterbrach sich

der Dicke hier, „einen gar frommen Boten habt Ihr an den heiligen Vater geschickt. Der wird eine Freude haben an Arn aus Bayerland! — ‚Trittst du aus den kühlen, kellergleichen Weingewölben auf den glutheißen, in grellstem Sonnenbrand bratenden Marktplatz so einer welschen Stadt, dann glaubst du ohnehin, du stehst mitten in einer sausenden Windmühle: so geschwind drehen sich Säulen und Kirchen und Bettelbuben und Heiligenbilder und Cypressen und Marktweiber um deinen armen Schädel. — Nun, und da bin ich auch schon manchmal einem schwarzlockigen, glutäugigen Mägdlein oder auch einer Ehefrau — man kann's doch nicht immer gleich erraten, zumal sie hier ihre Ringhand mit Handschützen zudecken! — nachgestolpert . . . —'"

Hier sah sich zur Abwechselung der Bischof zu einer Unterbrechung veranlaßt: „Nun warte, Bayer! Geht die Welt nicht unter, sollst du mir fasten und dursten, daß dir die Üppigkeit vergeht." „Hilft nicht. Kommt nicht wieder!" meinte Supfo trocken und las weiter. „‚Schon in Verona, in Mailand hab' ich daher leider manchen Degenstoß auffangen und zurückgeben müssen, wenn mir so ein neugieriger Vater, Bruder oder wenig duldsamer Ehemann dabei in den Weg lief. Aber in dieser schönen Stadt Florentia: — das gab einen Spaß ohnegleichen! Schon lange erzürnte mich, daß, je tiefer ich in das schöne Land hineinreite, desto mehr die Hitze zu- und der Verstand abnimmt, so daß sie mir achselzuckend ‚barbarische Wildheit' an den Kopf werfen, weil ich an jenes Gewäsch vom Weltende nicht glaube.

Hatt' ich mich da in meiner Herberge den ganzen Abend herumgestritten mit zwei edlen Florentinern und zwei Mönchen von Cluny — die nicht zu trinken, sondern zu bekehren in die Weinherbergen gingen, tranken zwar doch bei der Bekehrung, aber ich mehr als alle vier! — und

als der eine Pfaff boshaft wurde und von ‚dummen Deutschen‘ und ‚groben Bayern‘ sprach, erklärte ich, ihn hinausthun zu müssen: — und zwar, weil's näher sei, zum Fenster: — es war nämlich im Erdgeschoß und nicht gar zu hoch — und da ich es ihm einmal versprochen, ließ ich ihn auch nicht lange warten. Sein Genosse entwich kreischend durch die Thüre. Aber da die beiden florentinischen Valvassori dem andern helfen wollten, hatte ich sie diesem vorausschicken müssen. Nun, so was bringt das Blut in leise Wallung. Und wie ich nun den Schlaf suchen will auf meinem elenden Lager — ungleich weniger Strohhalme denn Flöhe barg der Sack, der also richtiger ein Floh- denn ein Strohsack würde geheißen haben, von anderem Getier, nicht so groß wie Skorpione, aber viel häufiger, zu schweigen! — da ertoset ein unglaublich Heulen und Winseln auf dem weiten Platz vor meinem Fenster, als ob tausend Teufel tausend alte Weiber zwackten. Ich springe mit einem Salzachfluch ans Fenster und seh' im Mondschein und im Licht von düster rotflammenden Pechfackeln einen langen, langmächtigen Zug von Pfaffen und Laien und Männern und Weibern und Kindern und gewaffneten Valvassoren und schön geputzten Edelfrauen und zerlumpten Bettlern, alles einträchtiglich nebeneinander, und all das wälzt sich, betend und singend, gegen die alte Basilika mir gegenüber. Und trugen eine Menge Wachskerzen und Fackeln und Kreuze und Bandièren und Heiligenbilder: und heulten aus eitel Furcht vor dem nahenden Tod und Teufel und Weltgericht, daß es die Steine erbarmte; oder doch die Hunde von Florenz, denn die heulten mit gottsjämmerlich. Und scholl's da durcheinander auf Latein und auf Welsch und sangen: ‚Wehe! Reue! Buße! Besserung! Glaube! Der Diabolus droht. Das Weltgericht! Und vorher geht umher der Antichrist.‘

Gute Nacht, Schlaf! sagte ich. Flöh' im Stroh, vor dem Fenster Weiber, Hunde, Pfaffen heulend um die Wette — mir ward's zuviel. Gut' Nacht, Florentia, denk' ich. In hellem Zorn lauf' ich hinunter in den Stall — ziehe meinen Hengst heraus — den Reitknecht hatte ich schon vorausgeschickt nach Germinianum: denn der hatte — er ist aus Passau und ein wenig grob! — mit dem Wirte einen unerheblichen Raufhandel gehabt: — drei Zähne, aber nur florentinische! — Und will auf und davonreiten noch in der Nacht. Suche aber den Wirt, weil ich die Zeche immer zahle, wie hoch sie sei. Alles leer! Wirt und Wirtin und Kammermagd und Stallknecht: — alle halfen wohl da draußen das Ende der Welt herbeiheulen. Und wie ich durch all die kleinen engen Kammern laufe — (in wahren Mauslöchern hausen sie, diese Welschen! Warum? Liegen immer auf der Straße). . . . . Jetzt weiß ich aber nicht mehr, wie ich den langen Satz angefangen habe, denn auch hier in Germinianum ist der Wein ziemlich stark: ich mußte ihn sogar auch in die Tinte träufen (atramento sagen sie hier), und ist immer im Eintrocknen, wegen Hitze der Natur und Seltenheit des Schreibens . . . also hier geht es mit den Worten nicht ganz zusammen, wohl weil die Tinte — nicht ich! — des Weines allzuviel getrunken, aber du wirst es schon verstehen — also daher finde ich keine Seele. Aber in einer Gewandkammer, in die der Mond voll hineinscheint, wär' ich schier erschrocken. Denn da hing einer. An einem Thürhaken. Sah aus wie der leibhaftige Teufel, etwa wie ihn die Buben bei uns am Ostersonntag auf der Bleichwiese vor der Stadt verbrennen im Osterfeuer. Schwarze Tarnkappe mit zwei Gemshörnern, schwarze Kapuze, glühendrote Augen, rote Zunge, lang heraushängend aus bleckenden weißen Beiß zähnen — Fledermausflügel an den Schultern — langer

schwarzer Mantel, der die ganze Gestalt verhüllt — eine zweizinkige Feuergabel lehnte daneben. Die Welschen haben solche Mummerei im Hornung. Ein lustiger Gesell hatte wohl für manchen vertrunkenen Krug Chlavintowein den kostbaren Seidenmantel als Pfand zurückgelassen. Die Verlarvung sehen und laut aufschreien vor Spaß war eins bei mir! Flugs stak ich drin: vom Hirn bis zum Knöchel der Teufel. Flugs auch saß ich auf meinem schwarzen Gaul und, die Zackengabel schwingend, jage ich, was das Roß nur laufen kann, schreiend, wie auf einer Salzburger Hochzeit, plötzlich in den heulenden Zug. Von der Seite her kam ich: ganz ungesehen, bis ich mitten drin war unter den heulenden und zähneklappernden Weibern und Pfaffen. Da schrie ich in meinem besten Florentinisch: ‚Ja! Ja! Der Teufel! Der Teufel! Ihr habt ihn gerufen. Jetzt kommt er, euch holen!‘ O Supfo mein! Hättest du das mitangesehen! Du hättest dir das Bäuchlein gehalten vor Lachen! Hättest du den Schrecken gesehen, den ich, der Eine Mann, der verachtete Barbar aus Deutschland, all diesen überklugen, feingeistigen Welschen einjagte. Auseinander stoben sie wie ein Flug Sperlinge, darein der Habicht stößt.

Männer wie Weiber, Ritter wie Pfaffen, die Kerzen, die Fackeln, die Kreuze, die Fahnen warfen sie weg, über den Haufen rannten sie sich, alles drängte, die Kirche, den rettenden Altar mit seinen Heiligenknochen zu gewinnen. ‚Der Teufel! Der Diabolo! Der Antichrist! Der Dämon!‘ schrieen sie durcheinander. ‚Gleich greift er mich. Er hat mich schon.‘

So sprengte ich zwei-, dreimal von links nach rechts und von rechts nach links quer durch den langen Zug, der in seinen Windungen sich mehrfach über den weiten Marktplatz hin dehnte. Und nicht einer hatte den Mut zu stehen,

meinem Gaul in den Zügel zu fallen. Nachdem ich, der Eine Salzburger, etwa zweitausend Florentiner in die Flucht der Todesangst gejagt, sprengte ich davon, und riß mir, als ich an das römische Thor gelangt war, die Teufelslarve ab. Hier ward ich eine kleine Weile aufgehalten. Der Thorwart hatte meine Entmummung gesehen und leider kannte mich der Mann von meiner letzten Fahrt durch Florenz: und nicht gerade von meiner tugendlichsten Seite: denn er hatte damals eine Nichte gehabt, eine dralle Dirne von üppigem Wuchs und Wesen. Der unchristlich lang nachtragende Oheim stürzt also, sobald er mich erkennt, auf den Platz vor dem Thore mit gefälltem Speere: ‚Halt,‘ schreit er, ‚ruchloser Arn, du trägst mit Recht des Teufels Gewand.‘ Und wirklich mußte ich ihm erst den Speer aus der Hand und die Sturmhaube vom Kopfe schlagen, bevor ich an ihm vorbei ins Freie jagen konnte. Die Zeche blieb — zu meinem großen Kummer! — unbezahlt: ein halbes Brot, ein Käse und siebzehn Krüge Wein. Der Teufel, für den sie mich genommen, mag sie zahlen, kommt er einmal wirklich nach Florenz.

Nun Gott befohlen, Supfo. Trinke den Griechenwein nicht allen allein aus, bevor ich wieder zurück bin. Ich komme durstiger aus diesem Lande der Heiligen heim als ich hineingeritten. Noch heute geht's nach Rom weiter. Ich freue mich auf den heiligen Vater. Aber noch viel mehr auf die unheiligen Römerinnen, die stolzbusigen, wie man sie nennt, und auf den Wein der Campagnatrauben. Das soll der feurigste sein. Gegeben in einer Taverna zu Germinianum, wo es auch wieder Flöhe hat. Aber es sind doch andere. Es grüßt dich Arn von der Salzach, Jägermeister zu Würzburg und Teufel zu Florenz.‘"

III.

Der Bischof schüttelte den Kopf, aber er mußte doch lachen. „Es ist nur ein Glück, daß mir der wilde Bayer die Entscheidung des heiligen Vaters schriftlich zu bringen hat. Seinem mündlichen Bericht . . . .!“ „Nun ist's schon recht,“ rief Supfo heiter, sich erhebend von der Bank und das Pergament wieder in den Gürtel des Schurzfells steckend. „Der freche Brief hat doch was Gutes gewirkt: Ihr habt gelächelt, Herr Hezilo, und die böse Falte auf der Stirn, mit der Ihr kamt, hat sich verzogen. Wißt Ihr was? Wollt Ihr mir nicht in den Keller folgen, so verstattet, daß ich mit Euch gehe. Meine Gesellschaft ist doch noch besser als die Eurer Gedanken in der Einsamkeit.“ — „Du hast weit mehr recht hierin, als du ahnst! — Komm mit!“ — „Gleich, teurer Herr, gleich! Aber da, nehmt, bitte, diesen Schattenhut: — ich habe ihn für Euch erstanden auf dem letzten Markt von den Dalmatinern — er hängt nun immer hier an der Hallenthüre für Euch bereit — er ist von feinem Stroh, gar leicht und luftig: — die Sonne schießt noch heiße Pfeile über den Main herüber. Wo steht mein Krückstock? Da in der Ecke. Ich schreite doch besser damit und manchmal gilt's, ein bissig Schwein von den Waden zu wehren! So!“ Er öffnete die breite Thüre der Halle. „Im Namen Gottes!“ betete der Bischof im Hinausschreiten. „Er segne unsern Ausgang.“ Beide stiegen nun die Sandsteinstufen hinab auf den freien Platz vor Bischofshaus und Dom. „Wohin zuerst?“ fragte der Kellermeister. — „Ich will einen Rundgang der Seelsorge machen und der guten Werke; es gilt gleich, wo wir beginnen: führe du. Du kennst der Menschen Not und Wünsche gut, fast besser als ich, was traurig zu

gestehen," schloß der Bischof seufzend. „Ja freilich," meinte Supfo und schlug die Richtung von dem Domplatz nach links, nach Süden, ein. „Für die letzte Zeit mag's zutreffen. Ihr zieht Euch ja immer mehr in Euch selbst zurück. Oft seh' ich noch nach Mitternacht vom Hof aus in der Bücherei Euer Öllämplein glimmen. Immer beten!" — „Wenn's doch gebetet wäre!" — „Oder höre unten in unserm Schlafzimmer Eueren Schritt ob meinem Haupte rastlos — rastlos — auf und nieder! Seit Ihr diesen schwarzhaarigen Welschen . . . ." — „Schweig, Supfo. Ich weiß, du hassest ihn bitter. Das ist unchristlich." — „Aber unvermeidlich! Der hagere Kerl mit seinem graugelben Gesicht — wie ein unreif verfaulter Apfel! — sein Anblick schon zieht mir das Wasser im Mund zusammen wie der Saure von Dürrbach." — „Er hat sich als mein — und was viel mehr ist — dieses Bistums eifrigster Freund bewährt." — „Wer's glaubt wird selig, — oder angeführt! Er ist glücklich fort seit ein paar Tagen. Sankt Kilian schenk' ihm eine lange Reise! — Seht hier, Herr Bischof, könnt Ihr gleich anfangen mit guten Werken!" Und er blieb stehen.

IV.

„Was? Hier?" rief der Bischof unwillig. „Bei dem Hause des Geizhalses, des Kornwucherers? Wenig erbaut bin ich vom Treiben dieses Renatus."

„Nennt ihn doch nicht Renatus. Isaak heißt der Jud'." — „Er ist getauft." Supfo lachte. „Tauft ihn nochmal! — deshalb führt' ich Euch her! — Aufs erstemal half's wenig, aber besser: laßt es ganz bleiben! Wein kann man

wässern, nicht Blut.“ — „Ich verbiete dir, so von dem heiligen Sakrament zu sprechen.“ — „Verzeiht mir, Herr. Aber ist's nicht so? Der Glaube wird danach — vielleicht, vielleicht auch nicht! — geändert: aber das Geblüt? Wisset Ihr noch in Neapolis, der schönen Stadt, des Herrn Kaisers Mohren aus Äthiopia? Die Welschen hatten ihn bei ihrem Mummenschanz vor Aschermittwoch mit weißem Mehlkleister überstrichen — fingerdick! Aber sowie er schwitzte beim Tanzen und Springen, da bröckelte die weiße Tünche ab von Stirne, Wangen und Händen und allüberall kam die angeborne schwarze Haut wieder zum Vorschein. Gedenkt Ihr's noch? Nun seht, gerade so steht's mit dieses Juden Taufe. Wird der Mensch in ihm warm und rührt sich, — bröckelt der Christ ab und der Jude kommt zum Vorschein. Da lob' ich mir die Ungetauften: — unter denen sind die Besten!“ — „Du sprichst unchristlich. Die Taufe bringt ihnen das Heil.“ — „Ja, aber nur, wenn sie daran glauben, wenn sie das Sakrament deshalb suchen. Wenn sie's aber suchen, weil sie sich ihres Volkes schämen und lieber mit den Christen die Juden placken wollen als sich mit den Juden von den Christen placken zu lassen . .“

„Und geplackt müssen sie doch nun einmal werden, nicht, Supso?“ lächelte der Bischof. — „Gewiß, dafür sind's Juden. Sind ja das ‚auserwählte Volk‘. So hat sie der Herr, nachdem sie seinem Sohn Gewalt und Unrecht gethan, auserwählt, Gewalt und Unrecht zu leiden. Das ist doch klar und höchst gerecht. Ihr Volk verleugnen diese Abtrünnigen und Euch, Herr Bischof, lügen sie vor, sie glauben: Untreue und Lüge aber bringt nicht Heil, sondern Schmach. Dagegen des Juden Mutter, — das ist ein prächtig Weib! Seht, da tritt sie gerade hervor aus ihrem Hofthor.“ Vor der Außenthüre des ansehn-

lichen Holzhauses erschien eine stattliche alte Frau mit edeln, vornehmen Zügen des tief gebräunten Gesichtes. Sie trug die phantastische, kleidsame, weitfaltige Gewandung der Orientalen. Ein gelbes Brusttuch von feinster Wolle verhüllte den Oberleib, gelb waren auch die spitzen Schnabelschuhe, die aus dem langen, dunkelblauen Rock hervorsahen; ein ganz enganliegendes, turbanähnlich gebundenes Kopftuch von schwarzer Seide verbarg sorgfältig jedes Haar der Witwe. Sie kreuzte ehrerbietig die Arme über der Brust, neigte, gleich einer Palme, das hohe Haupt vornüber und sprach mit niedergeschlagenen Augen: „Der Gott meiner Väter segne dich und behüte dich, großgewaltiger und — was siebenmal mehr ist! — großgütiger Herr Bischof. Und er lohne dir, daß du bist ebensogut als du bist gewaltig.“ „Mit der großen Gewalt, Sarah,“ erwiderte der Gelobte, „ist das so schwach bestellt wie — leider! — mit der Güte.“ „Laßt Euch nicht irren, kluge und schöne Frau!“ fiel Supfo ein. „Wären wir nur so fröhlich, als wir gut sind.“ „Unnütze Reden!“ verwies der Bischof. „Jawohl,“ sprach die Greisin mit sanfter, wohllautender Stimme und schlug die langen, schwarzen Wimpern auf: — die schönen dunkelbraunen Augen leuchteten immer noch — „unnütz, denn man kennt Eures Herzens Güte! Mein Eheherr Manasse, — lang ruhet er, gesegnet sei sein Gedächtnis für und für und sein Name sei nicht vergessen in Israel! — oft hat er es uns geschildert, Isaak, unserm Sohn, und mir, wann wir saßen in Frieden vor den brennenden Leuchtern und aßen vom Passahlamm und Ruhe waltete im Haus und ringsum im Lande und Sicherheit in der Stadt. ‚Die Ruhe,‘ — hat er gesagt, — ‚und die Sicherheit verdanken wir nach Gott dem Herrn dem Mann, der da ist wie ein Turm der Stärke und ein Streitwagen von Erz, dem Löwen von

Rothenburg. Der Graf ist fern, denn leer steht da oben die Grafenburg der Gewalt. Er steuert — der Bischof — dem Raub auf den Handelsstraßen und auf dem Flusse und er hat die bösen Buben gebändigt, die schlimme Rotte, die da plündern wollte mein Frachtschiff auf dem Main und einbrachen mit Beilen in das Haus unsres Friedens. Der Engel des Herrn ist mit diesem Bischof der Christen!‘ Und so hab' ich mich gewöhnt zu Euch, starker und guter und weiser Herr, emporzuschauen alle Zeit als zu einem Helfer in der Not. Und so bin ich hinausgeeilt aus meinem Witwengemach, wie ich von fern Euch kommen sah des Weges und stehe hier vor der Thüre meines Hauses, eine alte, kummervolle Frau, und greife Euren Mantel und lasse Euch nicht, bis Ihr mir habt geholfen in meinem großen Leid!“ Und sie glitt langsam vor ihm nieder auf beide Kniee und haschte sein weites Obergewand mit ihrer magern Hand und küßte demütig dessen Saum.

„Steht auf, alte Frau,“ mahnte der Kellermeister, sie aufrichtend, „wir mögen das nicht leiden. Sagt kurz, was oder wer Euch quält.“

„Es ist,“ sprach sie, sich erhebend, aber den Saum nicht aus der Hand lassend, „Isaak, mein Sohn, mein einzig Kind. Was oder wer sonst könnte mich auch quälen auf der Welt? Hab' ich doch auf Erden nichts als ihn. Und ach! ihn hab' ich nicht mehr, seit . . . Nun, seit er die Taufe nahm zu Mainz.“ Der Bischof furchte die Brauen: „Daran, Jüdin, that er recht. Aber er wußte wohl, weshalb er nicht von mir das Sakrament erbat, sondern zu Mainz, wo Herr Erzbischof Willigis nicht so viel von ihm weiß wie wir leider hier von ihm wissen. Ich hätte ihm zur Bedingung gemacht — vorher — ein Gelübde, daß er nun auch innerlich den Christen anziehe und von sich werfe seinen jüdischen Wucher und Geiz.“ „Jüdischer

Wucher und Geiz!“ stöhnte die alte Frau und ein so schmerzlicher, vorwurfsreicher Blick der dunkeln Rehaugen traf Herrn Heinrich, daß er leicht errötete und rasch einfiel: „Ich weiß, was Ihr sagen wollt. Euer Gatte — Manasse — hat in der großen Kornnot aus seinen Speichern die verhungernden Christen in allen Städten und Dörfern am Main gespeist von Staffelstein bis Mainz. Er war ein Wohlthäter der Armen: — Gott möge ihm die Strafe seiner Verstocktheit mildern, Sankt Burchhard und Sankt Kilian mögen für ihn bitten, wie ich, deren unwürdiger Nachfolger, es dankbaren Herzens gar oft thue. Aber Euer Sohn ist ein . . . .“ — „Herr, er ist krank, glaubet mir. Er ist besessen von übeln Geistern! Wir haben ja zu eigen soviel Güter der Erde, — der Herr hatte gesegnet meines Manasse Redlichkeit und Fleiß! — daß wir wahrlich nicht sorgen müßten um unsere Lebsucht. Aber — es ist wahr — er ist so . . . . sparsam, mein armer Isaak, daß er sich nicht gönnet eine Neige Weines am Sabbath des Herrn!“ „Und Euch, scheint's,“ schalt Supfo zornig, die hagere Gestalt musternd, „Euch, seiner alten Mutter, auch an den andern Tagen keinen Bissen Fleisch.“ — „Vollends aber seit ein paar Tagen ist er ganz krank im Gehirn und wirr in seinen sonst so klugen, scharfen Gedanken. Denn er ist gar scharf, mein geliebter Isaak.“ „Wir wissen's!“ bestätigte der Kellerer. „Allzuscharf! Möchte seine Seele nicht sehen! Muß voller Scharten sein!“ — „Seit wann, arme Frau?“ forschte der Bischof voll Mitgefühls. Ihn jammerte um die leidende Mutter und es ergriff ihn, über das ehrwürdige, schöne Gesicht langsam zwei große Thränen rinnen zu sehen. — „Seit das Gerede überhandnimmt unter den Burgensen hier und seinen Geschäftskunden in andern Städten, die Welt werde demnächst untergehen. Das hat ihm ganz verstört die

Gedanken. Er kann nicht mehr schlafen seitdem. Und immerfort, in der eifrigsten Arbeit, im Rechnen sogar oder wann er wiegt auf seiner Wage die Goldmünzen des Herrn Kaisers — wobei ihn sonst nichts störte, ja nicht einmal Blitzschlag ins Haus des Nachbars Hesso: er wog ruhig fort. Jetzt spricht er dabei mit sich selbst wirre Worte und unterbricht sich und rechnet falsch — der Isaak! — und stiert vor sich hin und stöhnt: ‚wenn's wahr ist, bin ich ein Narr gewesen vom Knaben an und Narretei war all' mein Thun, mein Raffen, Listen, Geizen! Wenn's wahr ist — wüßt' ich's nur! — noch heute werd' ich ein Schlemmer, ein Fresser, ein Säufer wie diese . . .'"

„Diese Deutschen, sagte er wohl," ergänzte scharfsinnig, aber grimmig, der Kellerer. — „‚Ein Spieler werd' ich, ein Kleiderthor, und halte mir Jagdrosse und Eberhunde und Reiherfalken und . . . . . anderes! Ob's wahr ist!' stöhnt er dann wieder und rauft sich Haar und Bart, ‚ob's wahr ist?' — So quält er mich, — aber was liegt an mir! — so quält er sich selbst, meines Manasse Sohn, er quält sich Nacht und Tag mit Grübeln. Jetzt ist er fortgeritten gen Frankfurt, einzuheimsen den Gewinn von einem großen, großen Geschäft, das er hat gemacht in Goldkörnern, Silberbarren und edlem Gestein! Aber, o wehe wehe geschrieen! Es hat ihn nicht gefreut das reiche Geschäft! Und wie er mir vorrechnet den Gewinn, verrechnet er sich wieder! Zu seinem Schaden verrechnet er sich, der Isaak! Das war noch nie! Wie muß er sein ungesund! Und warum verrechnet er sich? Weil er mitten drin immer wieder stutzt und fragt: ‚ob's wahr ist? Ob's wohl wahr ist?' Und als er steigen will auf das Pferd zu reiten nach dem Gewinn, steigt er daneben statt in den Bügel, weil er gen Himmel schaut und fragt: ‚ob's wohl wahr ist?' Und er findet und findet nicht Ruhe, bis er's

weiß, so oder so. Ich bin eine unweise Frau, ich kann's ihm nicht sagen. Und es kann ja sein, daß es geht zu Ende: denn oft hat es gelesen Manasse aus den Rollen, daß die Welt wird einmal vergehen und Elias wiederkommen im feurigen Wagen. Aber Ihr, Herr Bischof, guter Mann und weiser, Ihr kennet die Schriften, Ihr wisset viel. So sagt nur ja oder nein, daß ich beruhige meinen wirren Sohn, wann er wird wiederkommen, und beschwichte sein fiebernd Gehirn!"

Und wieder wollte sich die Weinende vor ihm niederwerfen. Er hielt sie fest am Arm und sprach: „Frau, Ihr thut mir leid in der Seele! Ihr: — merkt! — nicht Euer Sohn, den auch die letzten Dinge der Menschheit nur schwanken lassen zwischen dem alten sündhaften Wucher oder neuem sündhaften Sinnentaumel! Pfui über den Juden und schade um das vergeudete Taufwasser! — Höret denn, gute Frau, — Ihr wäret würdig christlicher Gemeinschaft! — Ich selbst habe davon keine Wissenschaft. Allein ich habe das Haupt der Christenheit befragt: bald muß der Bescheid eintreffen. Dann werd ich ihn allem Volke dieser Stadt, dieses Bistums, verkünden. Bis dahin aber sagt Euerm Sohn: ‚der Herr Christus hat nicht Freude an denen, die da nehmen die Taufe, aber nicht lassen vom Wucher. Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: man kann nicht Gott dienen und dem Mammon'. Das hat der Herr schon Eurem Volke offenbart: — aber mit dieser Offenbarung hat er von allen seinen Worten den wenigsten Glauben gefunden in Israel. Ihr jedoch, gute Sarah, Euch rate ich: nehmet die Taufe. An Euch werden die Heiligen Freude erleben! Mag das Gericht nun nahe sein oder fern: rettet Euere unsterbliche Seele!" Und er löste mit sanfter Gewalt sein Gewand aus der Hand der Greisin, die es immer noch

festgehalten hatte, und schritt hinweg von ihr mit gütigem Nicken des Kopfes.

Die alte Frau sah ihm lange nach. Dann sprach sie, kopfschüttelnd und mit der Hand über die Augen wischend: „Ich glaube es nicht, daß wir Kinder Israel verdammt sind. Wäre es aber so: — lieber mit Manasse in der Hölle, als mit Isaak im Himmel der Christen. Ich will beten für uns und für die Christen — für den armen Isaak und für den guten Bischof — zum Gott meiner Väter!“

Und sie schritt langsam zurück in den Hof.

V.

Von dem Hofe des Kaufmanns hinweg übernahm zunächst Herr Heinrich die Führung des Rundganges. Er wollte nach dem Stand der neuen Bauten sehen in der Vorstadt vor dem Südthor „auf dem Sande“, die er als sein eigenstes wohlthätiges Werk betrieb; vor allem den großen Bau des Klosters und der Kirche — nur diese war bereits vollendet — die er dort den Apostelfürsten Sankt Peter, Sankt Paul und dem frühest berufenen Blutzeugen: Sankt Stephan, zu Ehren gestiftet hatte.

Schwer fiel es dem Bauherrn aufs Herz, als er sich jenseit des Thores der Baustätte näherte, von der her sonst, weithin vernehmbar, der fröhliche Klang des Beilschlags, der Reihengesang der Arbeiter, der Befehlsruf der Werkmeister ihn begrüßte, daß statt dessen eine Grabesstille waltete.

In die Luft hinauf stiegen die hohen Gerüste: — aber

sie waren leer, verlassen; sie schienen zu trauern; die halbfertigen Holzwände sahen wie vom Feinde zerstört aus. Nur ein einsamer Mann schlich, die Verödung betrachtend, über den leeren Bauplatz; als er den Bischof von weitem erkannte, wollte er hinter einem großen Bretterhaufen verschwinden. Aber Herr Heinrich hatte ihn erkannt und rief ihn an: „Hallo! Haltet an, Hesso! Was lauft Ihr vor Eurem Bauherrn davon, Werkmeister?"

Der Angerufene, eine starke stattliche Männergestalt mit treuen Augen in dem gebräunten Gesicht, machte Halt, zog ehrerbietig, aber mißmutig den kurzrandigen Filzhut und erwiderte trübselig: „Werkmeister ohne Werk: — Bauherr ohne Bau." Verstimmt und verdüstert entgegnete der Bischof: „Nun — eine kurze Unterbrechung! Wird soviel nicht schaden! Bald dürft Ihr wieder hauen und hämmern lassen hier, Meister Hesso." Der Mann zuckte die breiten Achseln. „Schade! Wir waren so gut im Zuge. Die Arbeiter willig und geschickt. Nun haben sich die besten schon verlaufen. Und der Bau des neuen Münsters zu Sankt Johannis Ehren und des Stiftes in der Nordvorstadt, der Hochvorstadt, des Siechenhauses und des Waisenhauses und der Schule! Alles unterbrochen! Warum? Weil kein Geld in der Kammer sei, log der verfluchte Welsche. Aber am gleichen Tage hatte er Speere, Sturmhauben, Brünnen für die bischöflichen Dienstmannen gekauft und bar bezahlt bei dem Waffenschmied Gericho im Eisenhof! Als er nun mit seinen Lügen hier auf das Gerüst trat und die Arbeiter ablohnte und fortwies, — gern hätt' ich ihn im Namen und zu Ehren der heiligen Petrus, Paulus und Stephanus herabgeworfen von den Balken." — „Geduld! sag' ich Euch. Ihr müßt warten."

„Ich kann warten. Aber die Waisen, die Schulknaben in dem feuchten Loch am Main und die Siechen, die nun

auf den Gassen im Stroh liegen? Die können nicht warten, Herr Bischof. Jedoch Speere und Brünnen für die bischöflichen Dienstmannen: — das eilte wohl! Uns bedroht ringsum kein Feind weit und breit!" „Hört doch auf," mahnte Supfo. „Ihr seht — Ihr sagt da . . . ." — „Ich sehe, der Herr Bischof zürnt, aber ich sage die Wahrheit! Und das Schlimmste ist — die Armen!" „Wieso?" grollte Herr Heinrich. „Ihr Teil ward nicht angetastet." — „Nein, aber durch die plötzliche Einstellung all dieser — sechs — großen Bauten haben doch recht viele Brot und Lohn verloren. Wohl waren viele Bauleute Unfreie des Stifts — allein gar mancher kleine Freie fand doch auch bei der Arbeit Lohn und Brot für Weib und Kind. Die hungern nun! Sind aus der Stadt gelaufen, rotten sich zusammen im Gau, stehlen und rauben." „Wie Wetter Gottes fahr' ich unter sie," rief Herr Heinrich. „Ich will sie! Wenn der Graf des Waldsassengaus schläft . . . ." — „Er schläft nicht, der wackere Herr Gerwalt, aber er ist fern, in Welschland. Wißt Ihr das nicht, Herr Bischof?" „Die Bauten werden bald wieder aufgenommen, sagt das den Leuten. Und den Gauräubern sollen meine Ritter Hellmuth und Fulko den fehlenden Herrn Grafen mehr als ersetzen, das gelob' ich." Unmutig schritt er davon, ziellos, weiter gen Süden.

„Nichts für ungut, Herr Bischof!" rief ihm der Werkmeister nach. „Aber nehmt sie bald wieder auf, Eure Bauwerke: sind gott- und menschen-gefällig." „Gott und Menschen gefällig," wiederholte der Enteilende bei sich. „Jawohl. Zweifellos. Und das Werk, dem ich diese Bauten geopfert, wird den Menschen nicht gefallen. Und Gott? —"

Erregt hastete er weiter, immer gerade aus nach Süden. Der treue Supfo hatte mit seinen klugen Augen schon bei

den ersten Worten des Baumeisters das Gewölk gesehen, das aufstieg auf der hohen Stirne Herrn Heinrichs. „Auch hinter diesem Unheil steckt,“ brummte er, „— wie hinter allem! — Berengar. Ich muß den Herrn auf andere Gedanken bringen. — Ei sieh da!“ rief er. „Was verschwindet da so fluchteilig, links, hinter dem Buschwerk, vor dem Graben? Ich meine, ich kenne sie, diese fliegenden Zöpfe mit den roten Bändern! Da könntet Ihr schon wieder ein gutes Werk thun, Herr Bischof Heinzelein!“ — „War der Bursche, der nach dem Maine zu davonstob, nicht Gericho, ehedem meines Hellmuth Waffenträger, jetzt Waffenschmied in dem Eisenhof?“ — „Jawohl! Und das hübsche runde Kind, das da entsprang, das war die braune Rosbertha, die Tochter des Bezzo, der da ein Gärtlein hat und eine kleine Verzapfung östlich vom Südthor.“ — „Hm! Was thaten die beiden da drüben?“ — „Ei, was werden sie groß gethan haben? Dort ist ja der Ziehbrunnen des Wolfilo. Gericho hat wohl dem zarten Kind geholfen, den schweren Eimer heraufzuwinden.“ „Du mußt deinen Bischof nicht anlügen, Supfilo,“ lächelte Herr Heinrich. „Zumal ich als junger Knab' zu Rothenburg auch wohl einmal hinter einem Ziehbrunnen stand. Der Eimer wartete schon ganz ruhig auf dem Brunnenrand. Aber der Bursche stand immer noch bei ihr hinter der Brunnenmauer. Recht nah stand er. Und hielt sie, glaub' ich, an der Hand.“

„Nun ja, soll er das arme Kind etwa in den Brunnen stürzen lassen?“ Herr Heinrich mußte doch wieder lachen. „Und welch' gut Werk hätte ich hier zu thun? Das Mägdlein verwarnen, den Burschen schelten —?“ — „Bewahre! Hilft so wenig wie bei Arn!“ — „Und dem Vater Bezzo die Augen aufthun.“ — „Ja freilich! Aber nicht darüber, daß die beiden jungen Leute sich gern haben, — so dumm, das nicht zu sehen, ist der Bezzo auch nicht!

— sondern darüber, daß es sündhaft ist, das frische junge Blut, statt es dem hübschen tapfern Gericho zu geben, dem alten Stedilo zu verkuppeln, dem reichen Büttner, nur weil er fromm und reich ist, der dicke. Er hat nämlich nicht eine thatfreudige Frömmigkeit an sich, sondern eine feige, sozusagen eine muffige! Und nicht eine liebliche Rundlichkeit hat er: wie . . . . nun wie sie Sankt Urban seinen Lieblingen gewährt, sondern sozusagen: eine aufgedunsene, eine Wanstigkeit. Ihr solltet . . . —“ — „Supfilo, ich bin nicht junger Minne Feind und Verfolger. Nein, mich freut's, wenn treue junge Liebe siegt, — wenn solche wirklich lebt, außer in Fulkos Liedern! Aber du kannst doch wirklich deinem Bischof nicht das gute Werk auflegen, junge Maide wider väterliche Muntschaft aufzustacheln!“ — „Das wäre hier gar nicht mehr nötig. Nur ein wenig — stützen. Aber ich vertraue, der Alte lernt noch rechtzeitig frisches Mark und feiges Fett unterscheiden.“ — — „Er sah schon wieder recht ernst darein,“ sagte er nach einem raschen Blick der hellen runden Augen zu sich selbst. „Ich darf ihn nicht ins Grübeln versinken lassen —“ Er spähte ziemlich ratlos umher: da fiel sein Blick auf einen Schwirreflug von weißen Tauben, die jetzt, bei stärker einbrechender Dämmerung des Brachmondtages, aus den nahen Feldern nach ihrer Heimstätte flüchteten. Die lag in dem spitzen, hochragenden Giebel eines alten braunen, vielfach mit Moos geflickten Strohdaches: rechts, westlich von der großen Straße, die damals schon wie heute auf dem östlichen Mainufer flußaufwärts nach Süden führte. Dort fielen sie ein: blendend blitzte dabei in den letzten Sonnenstrahlen ihr helles Gefieder. —

„Dorthin!“ dachte der Treue. „Frau Ute! Und Wartold mit seinen Blumen! Das wird ihm gut thun. Und sie — das liebe, schlimme Kind! Und ein wenig

Ärger über den andern? — Ei was, wird ihm auch gut thun, so ein gesunder streitbarer Ärger. — Und im geheimen mag er den Alten doch ganz gut leiden — noch aus der alten, das heißt der jungen, fröhlichen Zeit." Er begann nun: „Ihr solltet doch wieder einmal einsprechen da, — da vorn mein' ich, wo die Tauben einfielen, bei der alten Mutter Ute. Trägt ihr hartes Los so fromm! Aber manchmal ein wenig Trost thut ihr doch recht wohl." — „Ja! — Und ein paar Worte Christentums können nicht schaden in dem alten Hirtenhaus. Dem Heidenhaus! Ist die letzte Trutzburg der halb vergessenen Unholde, an welche die Leute hier zu Lande glaubten, bevor Sankt Kilian sie erleuchtete. Wohl, laß uns in Rados Haus gehen. Dort braucht's wirklich Seelsorge!" „Wenn der Alte still hält dazu," dachte Supfo. Aber er sagte es nicht.

VI.

Rüstig ausschreitend hatten beide bald das Pfahlbürgerhüttlein erreicht.

Der starke Wolfshund vor dem Zaun schlug an, wie sie sich von Osten her dem kleinen Nebenpförtlein näherten: gleich darauf stob eilfertig zu dem großen Hofthor ein Reiter hinaus und verschwand alsbald gen Süden im Staube der Straße. Herr Heinrich schaute ihm merksam nach: er hielt die Hand vor die Augen: denn die jetzt wagrecht einfallenden Strahlen der Sonne blendeten ungeachtet des Schattenhutes; er sah nur den Mantel des Reiters noch flattern. „Ich meine fast, das war — auf seinem braunen Hengst — mein Junker Hellmuth. Was

hat der hier zu suchen?" Der Kellerer machte sein ahnungslosestes Gesicht: — der Frager sah ihm nämlich scharf in die Augen. „Nun? Du weißt doch sonst gar viel von ihm — steckst immer mit ihm zusammen und mit dem lustigen Provençalen." „Das macht: der steckt gern bei meinem Lauterwein," schmunzelte Supfo. „Aber Junker Hellmuth . . . . Kaum trinkt er noch! Und lachen hab' ich ihn schon seit unser lieben Frauen Verkündigung nicht mehr hören." „Was sucht der hier?" wiederholte Herr Heinrich, nachdenklich. „Schon einmal traf ich ihn hier um die Wege. — Heda, halt, Rado!" rief er dem Hirten im grauen Wolfsmantel zu, der des nahenden Bischofs offenbar ansichtig geworden und gleichwohl beflissen war, durch eine schmale Lücke im Zaum zu entweichen. Er pfiff seinem großen Hund und enteilte gar hastig. „Komm, Giero!" rief er alsdann, diesem über den zottigen Kopf streichend, wie das Tier auf der Straße in mächtigen Sätzen neben ihm her sprang, „wir gehn zu Walde, zur alten Esche . . . zu unserm wahren Herrn! Seit der Held von Rothenburg ein Geschorener geworden! . . ."

Der Bischof schüttelte das Haupt: „er entläuft dem Hirten seiner Seele! In der Schlacht entlief er nie. Damals folgte er mir blind." „Und würde Euch auch heute gerne folgen in die Schlacht: — viel leichter denn in den Beichtstuhl!" meinte der Runde und schloß das Zaunpförtlein hinter dem Bischof.

Gegenüber der Verwahrlosung und Unreinlichkeit, in welcher die Häuser der geringeren Leute fast ausnahmslos lagen, berührte in diesem bescheidenen Höflein das Auge gar wohlthätig die Reinlichkeit und Wohlgepflegtheit des ganzen Anwesens. Die Wiesenfläche vor dem Wohnhäuschen war durchschnitten von säuberlich mit rotem Sand bestreuten Wegen: daneben zeigten sich in dem Gras ausge-

schnitten — regelmäßig mit der Schnur gezogen — bald längliche, bald kreisrunde Beete, in welchen Blumen, oft auch nicht deutscher Heimat, glänzten und dufteten, während an dem gen Mittag gekehrten Holzzaun Spalierbäume von Edelfrüchten, sorgfältig aufgebunden und liebevoll gewartet, nebeneinander in Reih' und Glied standen.

Wohlgefällig wies Herr Heinrich seinen Begleiter darauf hin: „Welcher Fleiß! Welche Reinlichkeit! Leider selten bei unsern Gauleuten!" „Ja, ja," nickte der Kellermeister. „Auch ganz leidlichen Wein züchtet der alte Wartold . . . . für einen Laien in der edeln Winzerei. Ein ungleich Brüderpaar. Der Gärtner gerade so sanft, friedlich, fromm . . ." — „Als Rado der Jäger — denn er jagt, fürcht' ich, mehr die Wölfe als er die Schafe hütet! — wild und rauh und unfromm. Muß einmal den Archidiakon über ihn schicken. Der ist schärfer als ich. Mich erweicht immer das Gedenken an die alte Zeit. Aber Berengar mag ihn . . . ." — „Laßt den beiseite, lieber Herr. Der treibt die Leute leichter aus der Kirche denn hinein."

VII.

Wie sie unter solchem Gespräch auf dem mittleren Sandweg gegen die Thüre der Wohnhütte vorschritten, hüpfte ihnen etwas entgegen mit wehendem Gezöpf, gefolgt von einem desgleichen hüpfenden Hündlein, das gar lustig bellte und mit dem struppigen Schweif wedelte. „Kind," lächelte der Bischof, und strich über das wirre Haar der Kleinen, während sie ihm ehrfürchtig die Hand küßte, „weißt du's wohl? ‚Das schlimme Kind' nennen sie dich — alle." —

„Aber sie haben mich doch gern — alle, hochheiliger Herr." — „Mir ist, du bist nicht schlimm. — Und ein Kind ist sie auch nicht mehr," sprach er zu sich selber. „Sollte vielleicht Junker Hellmuth . . . ? Doch nein! Den traf doch wohl ein andrer Pfeil! — Aber immerhin, laß sehen. Mein fröhlich Vögelein," begann er wieder zu ihr, „hab' dich lange nicht gesehen. Hast du keinen Wunsch?" „Doch, lieber — hochlieber — nein — hochheiliger Herr Bischof. Doch!" sprach sie und senkte das blonde Köpflein. „Urgroßmutter befahl mir, Euren stärksten Segen zu erbitten gegen . . . . gegen meinen argen Mutwillen, wie sie's nennt." „Herr Heinrich, spart Müh' und Segen!" lachte der Kellerer, der Kleinen in die volle Wange kneifend, „der den Mutwillen auszutreiben, — dazu brauchte es stärkern Exorcismus als sogar der gelehrte Herr Papst Sylvester kennt. Was meinst du selber, Hexlein?" „Daß Ihr recht habt, kluger Herr Supfo," antwortete sie ganz betrübt und kleinlaut. „Seht, es ist ein Kreuz und ein Elend mit mir. Mein Mutwille, wie sie's alle heißen — der ist gerade wie — wie meines — Gott! wo ist er denn jetzt schon wieder hin? — wie meines Schnufilos Fell vom Schnauzbart bis zum Zagel. Immer und immer kämm' und bürst' ich ihn glatt und Schnuf verspricht auch, er solle nun glatt bleiben: — und er schüttelt sich und 's ist alles beim alten und zottel-rauh-zottig, zum Fürchten! Heiliger Kilian," seufzte sie, „ich weiß nicht, was in mir steckt. Aber es läßt mich nicht! Ich muß!" — „Nun, w a s mußt du denn, Kleine?" — „Lachen muß ich! In einem fort lachen! Vom Aufstehn an, wann der Knecht so tölpisch daher tappt mit den Wassereimern bis zur Vesper, wann die Zicklein so närrisch gesprungen kommen von der Weide. Möchte oft gern ernsthaft sein, — werde soviel gescholten! Aber es läßt mich nicht! Seh

immer an allen Sachen und Tieren und Menschen was zum Lachen!" „So? Zum Beispiel auch an mir?" forschte der Bischof. „Ei freilich!" lachte sie. So geschwind kam die Antwort aus den kirschroten Lippen, daß Herr und Diener mitlachen mußten. „Was? Daß Ihr Euren Abendgang mit dem Kugelmännlein da machen müßt, armer heiliger Herr, und stünd' Euch so gut zu Arm und Antlitz ein stattlich Ehgemahl. — Aber o weh, das — ich seh's an Euren Augen! — das ist mehr zum Weinen als zum Lachen." „Wein und Kinder sagen die Wahrheit," seufzte der Kellerer. — „Also den Segen für mich . . . . Herr Süpfelin hat recht! — er ist doch wohl vergeudet — den möcht' ich umtauschen statt für mich — für einen andern. " „So? Und für wen?" forschte der Bischof ernst. „Etwa für Ritter Hellmuth, der soeben mit Euch sprach?" „Der?" lachte sie. „Mit mir? Behüte! Kein Wort. Sieht mich gar nicht. Nur mit Ohm Rado raunt er immer heimlich. — Aber den Segen möchte ich haben für den, der mir — nach den Gesippen — aber gleich nach ihnen! der Liebste ist auf der ganzen Welt. Seht Ihr. Da kommt er. Dort links!"

Argwöhnisch, wenig erfreut drehte sich der Seelsorger um und spähte scharf nach links. „Seht, meines Herzens Schnufilo! — O gnadenreiche Jungfrau, wie schaut er wieder aus! — Voll Schmutz, und blutend am Mündlein. — Jetzt hat er schon wieder gerauft mit des Nachbars großem Kater! Meint Ihr, Herr Bischof, er läßt es? Nein! O den segnet mir. Er hat soviele Verfolger und Unterdrücker unter den Bürgerschweinen und Bürgerhunden und den Beißkatern. Er kommt oft heim, zerzaust und zerrissen und blutend, wie die heiligen Märtyrer im Sankt Burchhard drüben in der Kapelle auf dem scheußlichen, greulichen, heiligen Bild! Ich bitt' Euch um

Euern kräftigsten Hundesegen. Ist er doch mein herzallerliebster Schatz!" schloß sie seufzend.

Herr Heinrich hatte die Stirn in Falten legen wollen, aber — „es ließ ihn nicht": — er mußte lächeln, wie er der hübschen Kleinen heiligen Ernst und des wirrhaarigen Köters Liebesblick zu ihr empor aus den ringsumzottelten Augen gewahrte. „Möge er noch lange dein Herzallerliebster bleiben und du noch lange die schlimme Fullrun," sprach er freundlich und schritt fürbaß. Supfo verweilte noch bei der Verdutzten: „einen Hundesegen, tolle runde Runel, holt man nicht beim Herrn Bischof, sondern von . . . einem andern Jäger. Frage nur Rado — aber ja nicht die Urmutter!" „Behüte! Weiß schon!" lachte sie, „komm, Schnufelschatz!" und sie sprang davon in hohen Sätzen, daß Zöpflein und Röcklein flogen, bis Schnufilo sie zornig bellend daran fing und festhalten wollte. Aber sie schleifte ihn nach und lachte, daß es schallte. Der Kellerer sah ihr nach: „Und das — das! — soll der liebe Himmelsherr demnächst zu Zunder und Asche verbrennen? Er müßte sich ja schämen! Nein. Unser Herrgott hat das Herz am rechten Fleck — trotz unsereinem. Ich mag's nicht von ihm glauben!"

VIII.

Wie nun die Besucher dem Hüttlein unter dem Moosbach sich näherten, öffnete sich die niedere Thür und heraus trat eine sehr alte Frau, gestützt auf ihren auch schon betagten, aber noch vollrüstigen Enkel. Die Züge der Greisin waren immer noch schön — so friedlich waren sie!

— und das silberweiße Haar stand ihr gut zu den rosigen Wangen. Diese zarte Gesichtsfarbe und das Milde in den Mienen und im ganzen Wesen hatte der Enkel von ihr geerbt.

„Dort steht der hochehrwürdige Herr Bischof, dort, zur Rechten, Großmütterlein!“ mahnte der Führer, indem er den aus Mainschilf geflochtenen Flachhut, wie ihn in der heißen Zeit während der Arbeit in den Weinbergen die Winzer trugen, demütig abnahm. „Dank Euch, Herr Bischof, daß Ihr auch die Hütten der Geringen aufsucht. Ihr seid wie des lieben Herrgotts Sonne! Die grüßt und erfreut auch nicht bloß, was ihr stolz das hohe Haupt entgegenrecken mag, — auch das geringe Blümlein sucht sie segnend auf, das sich bescheiden duckt am Raine.“ Der Bischof nickte ihm freundlich zu: „Ich fand schon oft, wer viel mit Blumen und Pflanzen zu thun hat, dessen Seele wird sanft und sinnig.“ Er faßte jetzt die Hand der Alten: „Nun, Mutter Ute, wie steht's? Ihr tragt Euer schweres Los so lang — so lange schon! — mit echt christlicher Geduld.“ — „Ach, gütiger Herr Bischof, es ist nicht schwer, wenn man nur einen recht festen Glauben hat. Und den, seht, — den hab' ich! — Und daß ich ihn habe, — das dank' ich auch — Ihm!“ — „Gott dem Herrn!“ „Mag wohl sein,“ erwiderte die Greisin zögernd. „Will gewiß nicht nein sagen. Der Herr mag es wohl meinem armen Konrad auf die Lippen gelegt haben, bevor er starb.“ — „Euer Mann! Was hat er Euch gesagt damals? Er starb', mein' ich, in derselben Nacht, da Ihr, da die Ungarn —“ — „Ganz recht, Herr Bischof! Hunnen nannte man sie. Bald sind's nun siebzig Jahre.“ „Siebzig Jahre blind!“ seufzte der Kellerer mitleidig. „Ja, das war noch unter Bischof Dietho,“ fuhr die Alte fort, immer lebhafter redend in dem Eifer der

Erinnerung und wiederholt mit der Hand über ihr dichtes weißes Haar streichend. „Damals war noch Sankt Burchhards heiliger Leib nicht erhoben. Da war der Graben um die Stadt noch nicht gezogen, noch nicht einmal der Pfahlhag war ganz fertig geworden. Wir wohnten in einem Hüttlein dicht hinter dem Pfahl im Osten der Stadt am dürren Bach. Mein Mann, ein Freigelassener des Bistums, war gar geschickt, mit Axt und Stemmeisen zu bauen und zu zimmern; er war vom Knaben auf im Bischofshaus als Zimmerer verwendet worden, hatte daselbst gar frommen, frommen Sinn gewonnen und nun hatte ihm vor Jahr und Tag der Herr Bischof Dietho das Hüttlein am dürren Bache zur Leihe gegeben, damit er mich heiraten konnte: ich war Magd von Sankt Andreas, wie man damals statt Sankt Burchhard noch sagte. Ich hatte meinem Konrad gerade ein paar Nächte vorher Zwillinge gebracht: — einen Knaben und ein Mägdlein. Wir waren so glücklich! Auf einmal — in der Nacht — ein Gejohle, wie wenn der Höllenwirt tausend böse Geister losgelassen hätte! Konrad springt ans Fenster — das war offen: denn warmer Sommer war's, wie jetzt — ‚Helft‘ rief er, ‚Sankt Kilian, Sankt Koloman und Sankt Tetnan!‘ — Rings Feuer! Rings Flammenschein! Des Nachbars Hütte zur Rechten brennt lichterloh! Und in dem Flammenschein Hunderte von Teufeln und Unholden, zu Roß, zu Fuß, schreiend, jauchzend, mit Äxten an die Nachbarhöfe zur Linken, auch schon an unsere Hausthüre schlagend. ‚Das sind die Hunnen!‘ rief mein Konrad, schloß rasch den Laden und griff nach einem Beil. Wie aus dem Abgrund aufgestiegen, so plötzlich waren sie da. Schon brannte auch unser Heim, das Strohdach und die rechte Holzwand! Aber hinaus? Wehe, wir sahen durch die Ritzen des Ladens, wie die Unholde da draußen die

Weiber, die Kinder, die aus den brennenden Hütten flüchteten, griffen und in ihre Lanzen oder zurück in die Flammen warfen.

So blieben wir an dem Herd zusammengedrängt, mein Kurt das Mägdlein, ich den Knaben im Arm und beide schreiend zu Gott und den Heiligen. Da plötzlich — von oben her — ein Krach und eine Lohe über uns hin! Der Firstbalken war gerade auf uns herabgestürzt, über meine Augen ein brennender Span. Das that weh, Herr Bischof! Noch spür' ich's, denk' ich daran. ‚Kurt,' gellte ich in grellem Schmerz, ‚wo bist du, ich sehe dich nicht.' ‚Hier,' stöhnte er, ‚ich sterbe, arme Ute.' ‚Wo? Wo denn?' schrie ich und tastete nach ihm. Ach — ich sah ihn nicht mehr — ihn nicht und nichts mehr auf Erden. Er merkte es bald: ‚Utelein,' sprach er, ‚liebes Weib, schönes Weib' — so sagte er, Herr Bischof: O ich hab' mir's seither vorgesagt tausend, tausendmal! — ‚das Mägdlein an meiner Brust ist tot, zerschmettert. Und ich — ich muß sterben. Aber der Knabe in deinem Arm ist ganz unversehrt. Du — glaub' ich — siehst nicht mehr ganz gut. Das ist hart! Aber sei getrost: der Himmelsherr hat's so gewollt. Und horch — es wird schon stiller draußen — die Hunnen haben sich verzogen'. ‚Blind!' schrie ich. ‚Blind fürs Leben? So soll ich niemals dein helles Antlitz wiedersehen?' ‚Du vergissest, liebes Weib,' sprach er sanft, ‚ich muß jetzt sterben. Aber dereinst, wann auch du stirbst, dann wirst du wieder sehen. Im Himmelreich da oben, bei dem milden Gott, giebt es keine Lahmen, Krüppel und Blinde: dort ist lauter Vollkommenheit: erst gestern hat's der Herr Bischof gepredigt im Dom. Also sei ganz getrost! Kommst du zu sterben, wirst du sehen, wirst du mich wiedersehen. Mit dem Mägdlein auf dem Arme schweb' ich dir aus den Wolken entgegen und hole

dich ab aus der Not und der Nacht der Erde in das ewige Licht. Leb' wohl! Gewiß ist's wahr — glaub' mir — du wirst mich wiedersehen, wann du stirbst.' Das war sein letztes Wort.

Bald darauf gruben mich die Reisigen des Herrn Grafen und die Dienstmannen des Herrn Bischofs — die Hunnen waren hinweggestoben, nachdem sie die Häuser vor der Mauer verbrannt — aus dem noch qualmenden Schutt, mich und den unverletzten Knaben und ach! die beiden Toten. — Und nun leb' ich und zehr' ich bald siebzig Jahre von dem letzten Wort meines Konrad. Ich glaube an sein Wort wie an Gottes Wort so fest."

Gerührt sprach der Bischof: „Gott der Herr hat dich gesegnet, arme Frau, in deinem Elend durch deinen Glauben." „Ja, Herr, da sprecht Ihr wahr," bestätigte ihr Enkel, sich aufrichtend: er hatte sich gebückt, die Schnecken von seinen Blumen abzulesen und auf dem Sandwege zu zertreten. „In aller Not hat sie dies Wort aufrecht erhalten. Und es ging ihr früher doch oft recht übel." „Nicht Schuld meines braven Sohnes Konrad," fiel die Alte eifrig ein — „und seines lieben Weibes: Gott lohnt ihnen längst schon beiden in der lichten Himmelsaue! Und auch wahrlich nicht, sobald die irgend eine Arbeit leisten konnten — meine beiden Enkel. Denn darin muß ich den Schwarzen loben wie den Blonden — so ungleich sonst sie geartet sind, die seltsamen Brüder. Auch mein Rado — . . . wo ist er? ich höre ihn nicht —?" — „Zu Walde gegangen, Großmutter." „Schon wieder!" seufzte die Greisin. „Das ist sein Unsegen! Weiß Sankt Kilian, immer in den finstern, verrufenen Grafenwald! Böse Geister sollen dort hausen" — sie bekreuzte sich Stirn und Brust — „der wilde Jäger hetzt ob seinen Wipfeln und jagt die Holzweiblein darin mit lautem Huhu, Huhu. Bald als

Hirt, bald als Jäger, bald als Köhler, aber immer in jenem Wald macht er sich zu schaffen. Schon vom Knaben auf! Seine Mutter — will sie sonst gewiß nicht schelten! — ist schuld daran: sie erzählte ihm viel, viel mehr vom wilden Jäger und vom bergentrückten Kaiser und von Waldschrat und Rauchries' und Drachenries' als von den lieben Heiligen. Aber was er früher im Waffendienst der Rothenburger verdiente und was er später hier im Hirtendienst der Bürger erarbeitete, — alles brachte er mir, der Schwarze wie mein Blonder — wie ihr Vater sie nannte. Aber der Blonde ist immer gern bei mir geblieben."

„Nun, Großmütterlein, jetzt sind wir schon lange beide grau. Und es ist doch nicht mein Verdienst, daß es mich von Kind auf mehr freute, hier im Gehöft zu bleiben, das die Bürger dem Vater als Gemeindehirten zur Erbleihe gegeben und dies Gärtlein anzulegen und meiner lieben, lieben Blumen zu pflegen und an den Zäunen des Edelobstes und der Reben." — „Er hat eine so glückliche Hand, mein Wartold. Alles gedeiht unter seinen geschickten, geschmeidigen Fingern . . ." „Der Herr hat sie ihm gesegnet, diese Hand," sprach der Bischof, „die so getreulich die blinde Ahnin geführt hat." „Aber auch Rados Hand!" fiel der Gärtner eifrig ein. „Wohl ist sie härter als die meine hier, aber stärker und sicherer. Er trifft den fließenden Fisch im Main! Und Bär, Luchs und Wolf, sie kennen seinen Speerwurf gut." „Wie weiland Saracenen, Wenden und Welsche," nickte Herr Heinrich. „Aber die Heiligen schlecht sein Beten!" „Zürnt ihm nicht, Herr," bat Wartold. „Lieber Gott," raunte Supfo ungeduldig, „ich kenne einen, — einen Seelenhüter, nicht bloß Gemeindehüter — der hat die längste Zeit seines Lebens auch viel lieber den Auerhahn im Buchenwald balzen als den Pfaffen im Dom Messe singen hören." „Und nun geht ja doch bald alles

zu Ende, Gott sei Dank," erinnerte Frau Ute. „Da gönnt ihm doch noch sein bischen Jagen." — „Meint Ihr, gute Frau? Noch hat sich die heilige Kirche nicht ausgesprochen über jenen Glauben." „Herr Bischof," fragte Wartold, sehr ernsthaft, „was meint Ihr? Giebt's im Himmelreich auch Blumen?" Herr Heinrich schwieg verdutzt einen Augenblick. „Das . . . . das hat mich noch kein Mensch gefragt! Und ich mich selber auch nicht! — Blumen? — Weiß nicht! — Aber ja! Doch wohl! Palmen, Palmen für die Märtyrer." „Ach, die wachsen nicht bei uns," klagte Wartold ganz betrübt. „Hab' sie immer nur gemalt gesehen in den Kapellen. Von denen hab' ich kein Verständnis; werde sie am Ende zu trocken halten," schloß er nachdenksam. „Die Wipfel in Glut, die Wurzeln in Wasser taucht die Palme," so lehrte mich der Araber, den Ihr eine Weile hier als Geisel gehalten." „Nun, Gärtner, verzagt mir nur nicht," lachte Herr Heinrich. „Eben fällt mir bei: auch Lilien brauchen sie da oben für die Jungfrau Maria. Und um die Stirnen der Seligen zu kränzen. Und auch Engelein sah ich zu Rom im Sankt Peter auf Goldgrund fliegen, — die trugen weiße Lilien in den Händen." „Eia, Eia!" rief der Alte vergnügt und rieb sich die Hände in heller Freude. „Gott lohn' Euch dieses Wort, Herr Bischof! Lilien! Lilien, sagt Ihr? Nun seht: das sind ja gerade meine Lieblinge. Und ein klein wenig," nickte er lächelnd, „ein klein wenig verstehe ich mich auf deren Pflege! Habe dafür am meisten Geschicklichkeit. — Oder Gnade von Sankt Gertraud, will ich sagen. Seht nur, frommer Herr Bischof, dort das runde Beet. Zwei neue Arten! Haben hier zu Lande noch nie geblüht. Die eine — die weiße — gefüllt! Und die andre — die feuerrote — noch viel süßer duftend als die weißen! Ein Freund von mir, der Klostergärtner von

Herrieden, der seinen Abt auf einer Pilgerfahrt nach Rom begleiten durfte, brachte mir die Zwiebeln mit aus einer welschen Stadt: — die soll nach den Blumen benannt sein: ach diese Stadt möcht' ich wohl gesehen haben! Aber nun ist's zu spät. Seht nur, wie sie gedeihen! Und noch schönere hab' ich in dem Neubruch, den ich angelegt — weiter gegen die Stadt und den Main hin, die solltet Ihr mal sehen!" „Der Alte hat eine Liebe zu den unnützen Stingel-Stengeln," brummte Supfo, „als wären's wirklich Reben vom Stein!"

„O, Herr Bischof," fuhr Wartold fort und faltete die Hände, „komme ich — Unwürdiger! — doch etwa in den Himmel . . . —" „Er ist dir sicher, schon wegen des vierten Gebots," sprach die Blinde. — „Dann legt ein gutes Wort für mich ein bei Eurem Amtsbruder, Sankt Petrus — der hat ja doch wohl das Ganze des himmlischen Hauswesens unter sich, nicht? Ich meine: die Vergebung der Ämter zu Lehen! — Bittet, daß ich sein Gärtner . . . , ach so, wegen der Palmen? Nun, die werd' ich mir wohl auch anlernen können! — o wenn ich nur sein Gärtnergehilfe werden darf. Ewiglich der Lilien pflegen, wie selig!" Und seine sanften blauen Augen leuchteten ganz verklärt. „Sancta simplicitas!" sprach Herr Heinrich gerührt zu sich selber. „Mir ist, diesem reinen Herzen ist der Himmel gewisser als mir." „Soll ich einmal selig werden im Himmel — aber es eilt nicht, gar nicht!" — raunte Supfo — reiß' ich ihm die Lilien aus und setze Leistenschößlinge!" — „Wenn nur dein wilder Bruder," warnte Herr Heinrich, „nichts Ähnliches wünscht wie du: zwar nicht ewig gärtnern, aber ewig jagen!" „Sankt Kilian schütze ihn," rief die Alte, „vor solch' frevelem Wort! Da müßte er ja dem wilden Jäger folgen immerdar."

Der Bischof wandte sich zum Gehen; vorher aber zog er noch ein Geldstück aus seiner ledernen Gürteltasche, reichte es dem Alten und sprach: „Da! Nimm! Ich kaufe dir all' deine Lilien ab. Das heißt: — erschrick nur nicht! — alles soll dein eigen bleiben: Beet und Zwiebeln und Stengel und Blätter und Blüten —" — „Ja, aber was — was ist denn dann die Ware, die Ihr kauft?" — „Du sollst mir nur, soviel ich davon brauche, an Sonntagen zum Schmuck des Hauptaltars des Domes liefern. Bist du's zufrieden?" — „Gewiß, Herr! Welche Ehre für meine Blumen! Meine Fullrun soll sie Euch immer, frisch geschnitten, bringen. Aber — es ist des Geldes ja viel zu viel. Und für so kurze Zeit! Wie viele Wochen wird denn die Welt noch stehen?" „Es ist zum Lachen," schalt Supso in sich hinein. „Sie glauben fest an die Dummheit." — „Nun, für so lange eben gilt der Handel, als die Welt, der Dom und die Lilien noch stehen." — „Gut, gut. Aber . . . ." — „Noch ein Bedenken, Alter?" — „Wenn der jüngste Tag an einem Sonntag gerade hereinbricht . . . ?" — „Nun, was dann?" „Dann," rief der Greis tief erregt, „dann geht der Himmel Euerem Altare vor! Die letzten, die ich hier gezogen, die nehm' ich mit hinauf, die Stirnen der Seligen dort oben damit zu schmücken. Zumal Eine Stirne . . . !" Die Stimme versagte ihm: — die blauen Augen wurden feucht. „Nun, Wartoldchen, mein Junge, nun!" tröstete die Blinde. „Mußt nicht weinen! Siehst sie ja nun bald wieder, Friedlindis, deine gute Frau! Hast sie nicht so lange entbehren müssen wie ich meinen Kurt. Sie starb, nachdem sie ihm das liebe, schlimme Kind geboren. Sind erst fünfzehn Jahre. Da thut so was noch heiß und bitter weh!" „Sind erst fünfzehn Jahre'," wiederholte Herr Heinrich tonlos, „da thut so was noch heiß und bitter

weh. Ach, und er hat nur ihren Leib, nicht ihr Herz verloren!“ brütete er still weiter. „Und kann der Mann ein Weibesherz verlieren, das er einmal besessen? Weh, ich bilde mir nur ein, ich hab's verloren. Sie hat kein Herz. Oder ich hab's nie besessen.“

„Was ist Euch, Herr Bischof?“ fragte die Blinde. „Ihr leidet! Ich hör's! Ihr atmet so schwer.“ Supfo zupfte sie am Rock, sie möge schweigen.

Aber Herr Heinrich hatte sich schon wieder emporgerafft: „Lebt wohl, ihr guten Leutchen. Bald komm' ich wieder zu euch. — Friedlich ist's bei deinen Blumen, Wartold. Ich will beten für euer Heil im Himmel. Betet ihr für meinen Frieden — auf Erden! Komm, Supfo! Nach Hause! In die Einsamkeit.“ Und hastigen Schrittes eilte er aus dem Garten.

IX.

In einem dem Bischofshause benachbarten und dem Bistum gehörigen Hofe hatte schon Herrn Heinrichs Oheim und Vorgänger Edel, unter der Obhut der Frau Malwine, einer alten verwitweten Dienerin des Rothenburgschen Hauses, geborgen; der jetzige Bischof hatte sie hier belassen und Minnegard während ihres Besuches am Main bei seiner Schutzbefohlenen — ihrer Freundin — untergebracht, bis die künftige Nonne in einem Religiosenhause von frommen Schwestern am Nordthor in Empfang genommen und für den Eintritt in ein eigentliches Kloster vorbereitet werden sollte: das hatte ihr Herr Heinrich als nahe bevorstehend angekündigt.

Ziemlich trübselig daher erwartete sie an diesem Abend

in der schmuckarmen Kemenate des schmalen Holzhauses den Ohm zum Nachtmahle.

Statt seiner erschien der Kellerer mit einer Absage: „Der Herr Hezilo ist von einem Rundgang ganz weich- und wehmütig nach Hause gekommen,“ meldete der Treue kopfschüttelnd. „Er hat als Abendspeisung nur trocken Brot und Wasser bestellt; ich sollte es ihm in die Bücherei tragen. Das Brot bracht' ich ihm ganz gehorsam. Das Wasser aber? Ich schickte es ihm durch den Brunnenmeister und ließ ihm sagen, bischöflicher Keller führe das Gewächs nicht! O das bedeutet wieder einmal eine zu durchwachende Nacht! Er geht jetzt wieder auf und nieder, auf und nieder, und summt dazu — aber nicht ein Gebet! Die erste Zeile hab' ich erlauscht: 's ist, glaub' ich, aus einem alten Liede, das der Junker von Yvonne einmal vortrug:

‚Nicht Feuer und nicht Gift im Blut —‘

aber das andere hab' ich nicht verstanden. — Vielschöne Jungfrau Minnegard,“ rief er näher tretend, „ich sag' Euch: wenn das noch lange so fortgeht, dann geht's nimmer lang so fort! Er schläft nicht mehr, er ißt nicht — das, glaub' ich, hat er nie gelernt — er trinkt nicht mehr! Und wenn nun vollends auch Ihr noch uns verlaßt! Dann weicht von uns der letzte Sonnenstrahl. Über Euch und Eure Schalkheit hat er doch noch manchmal gelächelt mit seinem lieben, feinen, sonst so traurigen Mund. Wer sollte auch an Euch nicht seine helle Freude haben!“

„Ja, mein treues Supfolein,“ seufzte das schöne Mädchen und trug von dem säuberlich von ihrer Hand gedeckten Tisch des Bischofs silbernen Teller und goldenen Becher hinweg und stellte sie, sich zierlich auf den Zehen reckend — „wie steht ihr alles so anmutig!“ dachte Supfo dabei — auf das vorspringende Kruggesims an der lindengetäfelten

Wand. „Ich weiß es wohl, — Ihr habt mich lieb gewonnen in Eurem treuen Herzen und in Euren klugen Gedanken, — soviel der Oheim und der Wein Raum darin leer gelassen haben. Bitte, gießt ein wenig Öl aus jenem Krüglein auf die Ampel — aus Byzanz, Geschenk von Frau Theophano, nicht wahr? Die hätt' ich gern gesehen. Denn ich meine immer ....! Nicht wahr, sie war argschön?" — „Schöner vielleicht sogar als Ihr, und das heißt was! Aber nicht so anmutvoll. So mehr wie die marmornen Göttinnen in Rom." — „Sie soll aber gar nicht von Stein gewesen sein, die üppige junge Witwe, wenigstens nicht gegen ...! — Ach, wer doch von Stein wäre! Glaubt Ihr, herzgescheiter Mensch, ich gehe gern von Euch und mit Vergnügen in das Kloster?" „Ist ein Schandfleck für alle deutsche Jugendschaft!" schrie der Dicke und ward rot im Gesicht. „Hei, wär' ich ein Junker wie wir hier zwei oder drei herumstolzieren haben: — auf dem Wege zu den Schmachtnonnen, ja noch hinter dem Klostergitter hervor würd' ich Euch retten. Für Euch selbst und für ...." — „Am Ende gar für Euch selbst? Hört, Ihr werdet ganz gefährlich in Eurem Mitleid! Ich rufe mir Aufsicht herbei — und was für gestrenge! — komm, Edel, komm heraus. Erscheine, du Heilige, und hilf mir wider die Anläufe dieses dicken Dämons. Wir armen Jungfräulein müssen wieder einmal allein zu Abend speisen." „Die?" flüsterte Supfo. „Ja, die vertreibt mich. Denn Junker Hellmuth ist mir nah ans Herz gewachsen. So blond, so schön und so widervernünftig!" Und er verschwand.

X.

Nachdem der Ruf ohne Erfolg blieb, schlug die Braune den dunkelroten Vorhang zurück, welcher das Nebengemach zur Linken abschied.

Da erblickte sie im trüben Dämmerlicht einer Hängeampel die Freundin auf dem Betschemel knien, die schmalen, langen, weißen Hände gefaltet zu brünstigem Gebet vor einem dunkelfarbigen Kreuz; das stammte aus Jerusalem; Herr Heinrich hatte es aus Monte Casino mit heimgebracht. Rasch erhob sich nun die Beterin, strich ihr tiefblaues langfaltiges Gewand zurecht und trat in das Vorderzimmer; mit leisem Kopfschütteln empfing sie Minnegard. „Der Bischof kommt nicht,“ seufzte sie. „Und also auch nicht das junge Geleit, das er manchmal mitbringt.“ „Desto besser,“ erwiderte Edel, die schönen dunkeln Brauen zusammenziehend. „Du denkst nur an dich,“ meinte die andere und öffnete einen in der Wand angebrachten Verschlag, Schüssel und Teller daraus hervorholend. „Vergieb!“ bat Edel weich. „Es war selbstisch.“ Sie griff nach der Freundin Hand, sie half ihr, die Teller aufstellen. „Glaube nur, ich gönne dir von Herzen das Vergnügen, das dir der Ritter von Yvonne zu gewähren scheint. — Ich gönn' es dir, — obgleich ich es beklage.“ — „Jetzt .... erst setze dich, Edel! Wir wollen unser Nachtmahl nicht versäumen! Ist doch morgen ohnehin schon wieder Fasttag! Weil an diesem Tag vor vielen hundert Jahren irgendwo ein sehr heiliger Mann — wer kann sich alle merken! — geboren oder gestorben oder ‚transferiert‘ worden ist. Komm! Greif zu! Der kalte Rehbraten wird dir munden, — du wirst ihm nicht anschmecken, daß der verhaßte Fulko den Bock erlegt hat. Sage nur, weshalb du wie auf —

den andern — o! ich nenne ihn nicht! — auch auf den fröhlichen Singemund deinen Groll geworfen hast?" — „Ich trage dem Ritter Fulko keinen Groll." — „Aber er mißfällt dir?" „Doch nicht! Denn bei allem Übermut ist er . . . ." sie brach ab. — „Warum dann beklagst du, daß ich ‚Vergnügen' — wie du das nanntest — an ihm finde?" — „Warum? — Weil ich fürchte, holde Thörin, es ist weit mehr als Vergnügen, mehr als Scherz." „Und wenn es Ernst wäre?" erwiderte Minnegardis sehr rasch. — „O liebes Herz! Das eben fürchtete ich, — sah ich. Bedenke doch! Wie soll das enden? Du — im Kloster. Und im Herzen das Bild eines Mannes! Hast du das wohl je bedacht?" Da ward das schöne Gesicht des heiteren Mädchens plötzlich sehr ernst, — der edle Ausdruck ließ ihr doch noch viel besser denn der Mutwille! — und sie antwortete nachdrücklich: „Ja, Edel, ich hab' es bedacht. Oft, lang und tief. Sieh, dieser Gedanke ist mein Halt, er ist mein Trost, er ist mein einzig Glück. Mögen sie mir ein Geschick aufnötigen, dem ich widerstrebe mit Leib und Seele: — nur den Leib doch können sie einsperren und zwingen, die Seele nicht! Und muß ich aller andern Lebensfreuden darben, nach denen ich — ach! so lechzend heiß begehre — das Eine Glück —, es ist mir ja zu gönnen, das bloße Glück der Gedanken! — können sie mir nicht rauben: das Glück, sein liebes, schönes Bild tief in der Brust zu tragen, das Glück, ihn zu lieben und — o ich weiß es! — heiß von ihm geliebt zu sein. Und Heil mir! Er ist es so voll wert, daß ich ihn liebe!"

Da schluchzte plötzlich Edel laut auf: strömende Thränen brachen aus ihren Augen, sie schlug beide Hände vor das blasse, schmale Antlitz, bog das Haupt dicht an die Stuhllehne zurück und seufzte: „Du Beneidenswerte!"

Erschrocken sprang Minnegard auf: nie hatte sie solchen

Ausbruch des Gefühls erlebt bei der so streng verhaltenen, bis zur Härte und Herbheit spröden und scheinbar so kühlen Freundin. „Edel, mein Liebling!“ rief sie, kniete sich zu ihren Füßen auf das Bärenfell des Estrichs und umschlang mit beiden Armen die schmalen Hüften. „Was ist dir? O sprich! Wirf endlich dieses starre, stolze Schweigen ab! Es schmerzt ja doch dich wie — wie mich! Vertrau' dein stummes Weh meinem treuen Herzen! Sprich es aus! Es wird dir gut thun! Sieh, ich ahne ja doch so manches! Hab' ich doch wochen- und monatelang gelebt neben dir und —“ „Nenn' ihn nicht!“ brachte die Ringende schwer aus den halbgeschlossenen Zähnen hervor. „Hab' ich's doch mit angesehen, wie — allmählich! — sogar deines allzustolzen Herzens Eisrinde endlich schmolz. Ist auch wahrlich kein Wunder! Ist er doch . . . .“ — „Lob' ihn nicht! Es ist all' nicht wahr! —“ Bitter, schmerzlich kam das heraus. „Ach was! Wohl ist's wahr! Er ist — leider Gottes: er war! — der freudigste junge Held (— in Blond! —), den man sich träumen konnte, wenn man nicht lieber von — was Braunem träumte. Wie lobte ihn der Bischof! Und auch dir gefiel sein ritterlich Wesen. Er taugte so gut zu deiner stummen, stolzen, ehernen Art. So gut zu dir — wie — — ein anderer zu meiner Weise. Und zuletzt — unnahbar wie du bist — du nahmst es an, sein edel zurückhaltend, zartes Werben!“ — „Edel zurückhaltend — zartes — Werben!“ Sie riß die Hände von dem Gesicht, ein funkelnder Zornblick schoß aus den grauen Augen, die Flügel der feinen Nase zuckten. „Bis auf einmal — nach jenem Stechen zu Worms! — O wie ihr daher zurückkamt! — Er vom Tage seines höchsten Ruhmes wie ein weidwund geschossener Edelhirsch. Und du — wie jene zürnende Göttin der Jagd, von der uns Fulko verdeutschte aus Meister Ovidius.

Und wie hängt er noch immer an jedem Blick deines Auges, so grausam auch du mit ihm umgehst! Mich wundert, daß dich seiner nicht erbarmt. Bedenke! Wenn wirklich die nächste Sunnwend' ein Ende macht mit uns allen . . .!"

Da flog ein leichtes Erbeben über Edels feine Gestalt: ihre Züge wechselten den Ausdruck: an Stelle des Zornes trat ein Etwas wie Wehmut, wie Trauer: die Kluge ersah das und fuhr eifrig fort: „Wodurch immer er deinen Zorn gereizt hat, — willst du unversöhnt mit ihm hinübergehen in die Ewigkeit?"

Edel schwieg und schlug die langen Wimpern nieder.

„Willst du, Grimm und Groll im Herzen gegen ihn, der dir so ganz ergeben, vor den ewigen Richter treten, vor Christus, der seinen Mördern selbst vergeben hat? O Edel — ich überraschte dich — nicht das erste Mal! — im Gebet: wenn du denn so fromm bist: wie lehrte uns der Heiland beten? ‚Gleich wie wir vergeben unsern Schuldigern.' Was immer du gebetet hast, — das Rechte — dies Gebet! — du hast es nicht gebetet!" — „Ich . . . ich betete — wie schon so oft! . . . . für ihn!" — „Edel! — Wie gut du bist!" — „Nein, nein! Hoffart war mein Gebet: — ich sehe es jetzt ein! Ich fühlt' es bei deinen wahrhaft frommen Worten. Ich betete immer nur . . ." — „Nun, was?" — „Gott möge ihm seine Schuld gegen mich verzeihen." — „Und du hast beigefügt: gleich wie ich, Edel, ihm verzeihe?" Beschämt senkte Edel das Haupt auf die wogende Brust. Minnegard hob es zärtlich und gelinde, mit dem Finger unter dem Kinn, in die Höhe.

„Du schweigst, kleiner Trotzkopf?" — „Ich . . . . ich will nicht . . . ., daß ihm um meinetwillen Gott zürne und ihn strafe." — „Aber du, du zürnst und strafest fort! Geh du dem lieben Gott mit gutem Beispiel voran! Ver-

zeihe du zuerst.“ — „Ich . . . ich kann nicht . . . will nicht.“ — „Weil du ihn eben nicht liebst! Du kannst wohl gar nicht lieben!“ Da traf sie ein blitzender Blick aus den plötzlich voll aufgeschlagenen grauen Augen: „Glaubst du?“ — „Noch einmal, Edel, bedenke: wenn nun wirklich demnächst alles aus ist? — Wenn ich dessen erst sicher bin — ganz gewiß! — dann . . .!“ — „Nun? Was wirst du dann thun?“ — „Dann . . . .!“ Minnegard sprang heftig vom Boden auf. „Ja, siehst du, ganz genau weiß ich noch nicht, was ich dann thue. Aber einmal noch im Leben, thu' ich dann, — wozu das Herz, — dies heiße Herz! — mich treibt, unbekümmert um das Geschelte der Welt: — sie hat ja dann nicht mehr viel Zeit, zu schelten.“ — „Kind — du glühst! — Was wogt in dir? Was treibt dich um?“ Ohne die Frage zu beantworten, fuhr Minnegard fort, heiß erregt in der engen Kemenate auf und nieder zu schreiten; sie hob die vollen Arme in die Höhe und holte tief Atem: „Mit einer Halbheit in der Seele, mit ungestilltem Sehnen, mit unbefriedigtem Begehr: — ich weiß freilich nicht, wonach! — aber nach Liebe, nach einer süßen Wonne — mit dieser schmerzenden Leere hier in der Brust — hinübergehen in das Jenseits, wo nicht geliebt wird, nicht gefreit und nicht . . . . geküßt, also nie — in Ewigkeit nie! — erfahren, wie die Minne beglückt — das — das also wird dann mein Los? O wie traurig!“ Sie blieb plötzlich hart vor Edel stehen. „Und du vollends! Du willst deinen Haß mit hinübertragen gegen den Mann, der dich so herzverzehrend liebt? Willst du dann vor den Richter treten und verlangen: bestrafe ihn!“ — „Nein doch! Nein! Ich bete ja das Gegenteil!“ — „Dann wird der Richter sprechen: Und du verzeihst nicht? Die ganze Welt ist vergangen, aber nicht dieses Mädchens Haß?“ Die so Bedrängte erhob sich

rasch vom Stuhle: „laß mich! Ich kann nicht anders! Laß mich ringen im Gebet mit meinem Stolz, mit mir selbst! Laß mich wieder beten.“ — „Gut, Schwester, bete! Geh wieder hinein zu dem Kreuze des Allvergebers. Junker Hellmuth ist ein Ritter ohne Makel: er kann nicht Unvergebbares verbrochen haben. Auch ich werde beten: aber nicht, daß Gott ihm, daß er dir verzeihe deinen lang nachtragenden, deinen unversöhnlichen Groll.“

XI.

Zu der gleichen Stunde saß in dem Speisesaal in dem Erdgeschosse des Bischofshauses an dem runden Tisch mit der Ahornplatte Hellmuth in stummem Brüten vor dem unberührten Weinkrug; er hatte den linken Ellbogen auf den Tisch gelehnt und das blonde Haupt auf die Hand gestützt. Da trat Fulko ein und warf zorngemut das reiherbefiederte Barett auf die Bank. „Nichts ist's!“ rief er unmutig. „Der Herr Bischof beliebt wieder einmal zu fasten, nicht zu Nacht zu speisen und gönnt uns die gleiche Frömmigkeit.“ „Ist gelogen, mit Verlaub, Herr Ritter von Yvonne,“ lachte Supfo, der eben eintrat und eine stattlich mit allerlei Kaltfleisch gefüllte Silberschüssel auftrug, sich neben den beiden Freunden niederließ und alsbald tapfrer als beide zusammen auf den Braten einhieb. „Fasten müßt ihr heute Abend nur in der Minne, richtiger gesagt: im hungrigen Anschauen einer allerdings fast unerlaubt schönen Jungfrau. Daß sie letzteres noch ist, Herr Ritter, ist nicht Euer Verdienst.“ „Verschafft sie mir zum Eheweib und ich erhebe Euch zu meinem Kellermeister,“ rief der

Provençale und schenkte sich den Zinnbecher wieder voll. „Leichter Amt wär' es als hier," erwiderte Supfo und trank ihm zu. „Warum?" — „Nun: immer leerer Keller, weil immer durst'ger Herr. — Übrigens, wo steckt Junker Blandinus? Der pflegt doch sonst häufig euer Abendgast zu sein! Wo läuft er noch so spät herum?" — „Jedenfalls hinter einem Weiberrock! Schad' um ihn." — „Er ist nicht übel." — „Nicht dumm und nicht feige." — „Beides nicht!" — „Aber die verfluchte Eitelkeit!" — „Und die Verliebtheit! Nach allen Seiten hin!" — „Es ist ihm eigentlich gar nicht drum. Er meint nur, als Venetianer, als Dogensohn und schmucker Bursch — denn er ist wirklich hübsch! — müsse er überall um Minne werben. Wenn ich ihn nur einmal gehörig zum Fechten und Schlagen bringe! Dann kann noch ein Mann aus ihm werden." — „Bis dahin — in ein, zwei Jahren — ist auch die schlimme Runel kein Kind mehr; und wer weiß, ob der Schwarzlockige dann nicht doch den graulockigen Schnufilo verdrängt in ihrem trutzigen Herzlein." — „Bah, was schwatzen wir da von ein, zwei Jahren — und sind nur noch ein paar Wochen bis Sunnwend' und Weltend'! Sagt, schlauer Supfo, wie findet Ihr Euch ab gegenüber den Schrecken des Gerichts und Eurem Gewissen?" „Ich?" lachte der Dicke und schob ein mächtig Stück Rehbraten in den Mund. „Ich habe das beste Gewissen, das mir je bei einem Menschen vorgekommen ist." — „Wieso?" — „Es ist so gut. So weinfromm. Besser als Euer Rapphengst, Herr Fulko, der beißt zuweilen: und mein Gewissen, — das beißt mich nie. Ich kann ihm viel bieten, bis es nur, warnend, schnappt. Aber beißen? Nie! — Und das andre . . .?" — Er hob den Becher an die Nase. („Köstlich der Ruch, dieses weißen Leisten! —) — das andre: der Weltuntergang? — Das ist dummes Zeug!"

— „Aber Supfo!“ Sogar Hellmuth fuhr hier aus seiner trübsinnigen Träumerei auf und warf dem Dicken einen fragenden Blick zu. Jedoch der rümpfte unverzagt die rötliche Nase, verzog den Mund wie bei einer Weinprobe und sprach bedächtig: „da hab' ich von unserem Herrgott eine viel bessere Meinung denn ihr alle.“ „Wenn's aber der Herr Papst selber sagt?“ forschte Hellmuth. — „Hat er's schon gesagt? Nein! Und wenn er's sagt, —“ „Nun, dann aber?“ meinte Fulko. „Dann ist's doch bewiesen.“ „Daß er's glaubt!“ schloß Supfo und stellte den Becher nieder, daß er klirrte. „Mehr nicht. Ich glaub's mal nicht vom braven Himmelsherrn. Man glaubt auch sonst gar viel, was nie geschah und nie geschieht. Diese seine Welt sollte er selbst zerstören? Wer weiß, ob er eine neue so schön wieder zusammenbrächte! Und nun gerade heuer, da wir des Trunks der Steinrebe froh werden wollen! Heuer, da in meiner Neupflanzung auf dem Harfenhügel schon jetzt — vor Johannis — alles so wundervoll abgeblüht hat. Habt ihr alle zwei den Duft nicht verspürt vor lauter Verliebtheit? — Übrigens —“ er sog und schlürfte nun langsam, verständnisinnig einen Schluck durch die gespitzten Lippen (— „ah, ist das ein Weinlein! Viel zu gut für euch unmerksame Knaben! —) übrigens hab' ich eine prächtige Wetterprobe für Gewitter, Erdbeben und all' dergleichen Erfreulichkeiten. Eine Prophetissa — sagt man in Welschland —, der glaub' ich mehr als sieben Päpsten.“ „Ihr redet recht lästerlich, Supfo,“ sprach Hellmuth verweisend. „Für Erdbeben — Ihr?“ zweifelte Fulko. „Jawohl, Herr Sänger! — Meint Ihr, nur Ihr mit Eurer Laute seid in der Welt umhergekommen. Oho! Wir waren auch schon draußen! Sind mit Kaiser Ott dem Roten unter dem Rothenburger Fähnlein in Welschland auf Heldenschaft gefahren. Lagen wir da vor Napoli,

der schönen Stadt. Sehr schön. Aber heiß! Und dreckig! Wir lagen vor den Thoren, als Beschirmer nämlich gegen die Saracenen. Nicht in Zelten oder Holzhütten, sondern in den Häusern der Bauern lagen wir: — sind alle von Stein vom Grund bis unters Dach. Da drüben rauchte ganz behaglich und gemütlich der Feuerberg, der Mons Vesuvius: — wir waren schon so daran gewöhnt in all' den Wochen, wie daß man den Atem sieht im Winter. Mein Hauswirt — Gaudenzio hieß der Wackere — hatte eine Katze, die liebte er mehr, beteuerte er oft, als seine gelbhäutige, schnurrbärtige Ehefrau. ‚Denn warum?‘ sagte er. ‚Meine Lucia kratzt nur, fängt aber keine Mäuse und verkürzt mir das Leben, während Mucia zwar gelegentlich kratzt — aber nicht mich, nur Lucia (woran sie recht thut), Mäuse fängt und mein Leben verlängert, meine schwarze Prophetissa!‘“ „Wieso?“ fragte Fulko. „Ja, wieso? genau meine Worte von damals! (woran man erkennen kann, was Ihr für ein kluger Knab' seid!) ‚Ja,‘ sagte Gaudenzio und streichelte die Katze, die gleich schnurrte. ‚Nämlich wir haben hier gar oft die landesüblichen Erdbeben. Ist weiter gar kein Vergnügen nicht, sag' ich Euch, Supfone, wenn Ihr gar nicht getrunken habt und doch wackeln müßt mit den Beinen, weil nämlich das Land unter ihnen wackelt, als habe das Land einen Rausch. Und wenn Euch das eigne Haus auf den Kopf fällt, so genau und platt, wie der Deckel auf einer Schildkröte liegt — nur, daß Ihr nicht damit davonkrabbeln könnt, sondern gar keinen Leichenstein mehr zu bestellen braucht! Nun also, kurz bevor Santo Vesuvio da drüben — Santo Januario, bitt' für uns bei ihm! — ein wenig rappelig wird über die Sünden seiner lieben Napolitaner, an die er nun doch schon seit mehr als einem Jahrtausend gewöhnt sein könnte, — aber er ist ein unberechenbarer Heiliger! —

also bevor der liebe gute alte Vater da drüben — mit dem dürfen wir's noch weniger verderben als mit der heiligen Jungfrau! — auch nur ein kleines rappelig wird, wird Mucia — schon ziemlich lange vorher! — ganz rappelig, miaut, wie wenn sie ihr Fleisch durch Gesang verdienen müßte, springt bald gegen mich, bald gegen die verschlossene Hausthür und ruht nicht, bis sie im Freien ist: — sie und ich auch. Nach Lucia schaut sie gar nicht um.' Ich begreife Eure Liebe zu dem Tier, sprach ich verständnisvoll. Nun gut: — ein paar Nächte nach dieser Unterredung weckt mich mein Gaudenzio aus dem tiefsten Schnarchschlaf: — denn der schwarzrote Amalfitaner ist gut, aber schwer! — reißt mich aus dem Strohlager und stößt mich zur Thüre hinaus ins Freie. Ich wollte ihn gerade niederschlagen, da schrie er: ‚Die Katze! die Katze! Mucia hat gewarnt.' Und kaum senk' ich den erhobenen Arm, — da taumel' ich und wanke, als hätt' ich den Amalfitaner nicht ganz verschlafen — war aber hecht-nüchtern — und auf einmal — pardauz! — lag sein ganzes Steinhaus platt auf dem Bauch, wie ein Frosch, drüber ein Lastwagen fuhr. Die Ungewarnte lag leider darunter. Am andern Morgen zog unsere Heerschar ab. Zum Abschied schenkte mir mein Wirt seine Katze. ‚Denn warum?' sagte er treuherzig unter Thränen. ‚Brauch' sie nicht mehr. Baue kein Steinhaus mehr. Und nehme — ganz gewiß! — keine Frau mehr. Denn warum? Lucia war doch so böse, wie ich keine mehr fände. Und jetzt thut es mir gleichwohl leid um sie. Nun denket erst, wie leid mir eine sanftere thäte! Also wozu Katze?' So nahm ich Mucia mit. Auf meinem Rucksack quer durch ganz Welschland über den Brenner trug ich sie bis in die Heimat. Sie verläßt mich nie. Hört ihr sie draußen miaun? Ich komme, Schätzlein, ich komme. — Nun seht: merkte Mucia das bißchen Erbrechen

von dem lumpigen Vesuvio da drunten und jedes Erdbeblein, das dort zu Lande so häufig wie bei uns das Nießen im Schnupfen, und zeigt sie — wie sie immer thut — hier jedes Gewitter an, lange bevor es vom Königswald heraufzieht! — da wird's die Prophetissa doch wohl auch merken, wenn alsbald die ganze Welt zerkrachen soll. — Ich komme schon, Liebelein! — Ich nehme sie, — an dem Vorabend — mit in einen Ort, wo — nun, wo man dem Kern der Erde näher ist als anderwärts. Bleibt sie ruhig, bleib' ich auch ruhig. Die Zeit soll uns dabei schon nicht lang werden: denn an jenem heimlichen Orte giebt's für Mucia viele Mäuse und für mich — nun, für mich giebt's da auch was. Wir sehen uns dann schon wieder, Jungherrn. Entweder in der ewigen Seligkeit oder — was ich eine Zeitlang noch vorziehe — hier in diesem Jammerthal. Aber dann, Herr Fulko, dann singen wir erst recht das Lied, das mir von all' Euren Schelmenweisen zumeist gefallen hat!" — „Welches? Sind ja viele so nichtsnutzig, daß sie Euch gefallen können." — „Ich meine das:

Nun woll'n wir erst heben ein Trinken an,
Daß der Herr Gott es nicht kann fassen,
Und spricht: ‚wenn der Mensch so viel trinken kann,
Mehr Wein muß ich wachsen lassen!'

Ich komme, Prophetin des Herrn. Ich bringe dir deinen Prophetenlohn heraus," und er nahm ein leckres Stück Braten aus der Schüssel. „Traumselige Nacht, ihr Herren. Ihr, Fulko, küsset für mich mit!" Und er humpelte hinaus und verschwand.

XII.

„Ein guter Gesell," lachte Fulko. — „Aber ach, meine Gesellin! Nun ist es heute abend wieder nichts! Ohne den Bischof läßt uns die Tugendverwalterin und Unschuldbeschließerin und geheime Obervestalin — wie heißt sie doch? aus Schottland stammt sie — richtig: Malwine! — dadrüben gar nicht über die Schwelle am Abend. Und wie heiß hatte ich mich gesehnt, wieder einmal in das süße, klare, holde Gesicht zu schauen! Ist ja wenig genug, weiß die heilige Aphrodite! für mein wildes Begehren. Aber als der Teufel einmal sehr durstig war, trank er Wasser. Sind wir daher doch auf das Zabelspiel gekommen. Kenne keinen Zug! Aber dabei konnten wir uns doch an den Abenden manche gute Weile einander gegenüber setzen, uns — recht nahe! — in die Augen schauen und manchmal stießen unsere Finger durch Zufall aneinander, während wir auf dem Brett die Steine rückten. Denn dergleichen mußten wir schon zuweilen thun. Jüngst trat Herr Heinrich an unsern Marbeltisch im Erker, wo wir schon drei Stunden saßen — die ganze Vesper hatten wir darüber versäumt — und sprach: ‚Nun, wie steht das Spiel?' Heilige Eulalia von Barcelona! Wir hatten in all' der Zeit ja erst einen Zug gethan. Und das lose Mädchen hatte mir, während ich ihr die Rechte drückte und ihr selig in die Augen sah, ganz verstohlen mit der Linken meinen König vom Brette genommen und in ihrem leer getrunkenen Goldbecher in Gefangenschaft gesetzt! Es war schrecklich. Lächelnd befreite ihn der Gütige, hob ihn heraus, stellte ihn auf seinen Platz und fragte: ‚hoffentlich ist dies nicht noch immer das erste Spiel?' Er war so freundlich, mir das Lügen zu sparen: er schritt hinweg,

ohne meine Antwort abzuwarten. Ein prächtig Herz! War wohl auch einmal jung und heiß. Und noch jünger war Frau Theophano . . . ." „Gieb acht," warnte Hellmuth. „Man hört da draußen auf dem Gang, was hier so laut gesprochen wird." „Nun," lachte Fulko, „das flüstert man vom Danevirke bis Salerno! War sie doch Witwe! Wär' ein schönes Paar geworden! — Aber das Zabelbrett war auch sonst so willig! Konnte meinem holden Schatz stets abends meine den Tag über gedichteten Minnelieder darunter durchschieben. Wie geschickt zog sie mit den wachsweißen langen schmalen Fingerlein die Blätter auf der andern Seite heraus! Und hui! waren sie verschwunden in ihrem lang herunterhängenden Ärmel. Jetzt müssen meine armen Reime wieder Messe hören!" — „Wie das?" — „Nun ja! Morgen früh in der Kirche halte ich sie ihr wieder vor das zierliche Näslein und sie singt daraus die lateinischen Psalmen. Ist aber gefährlich! Neulich stand der fürwitzige Venetianer hinter mir, guckte über meine und ihre Schulter, las ein paar Zeilen und fragte mich lachend, ob ich das hohe Lied Salomonis in das Deutsche übersetzt hätte? Nicht schlecht! Lache doch, Hellmuth! Oder trinke wenigstens! Thu' Bescheid. Unserer Herrinnen Minne." Aber Hellmuth schob kopfschüttelnd den Becher zur Seite. „Nun, willst du nicht reden, so höre wenigstens. Du hattest immer Freude an meinen Versen." „Gewiß, Freund. Denn du kannst sagen, was ich nur fühlen und — leiden kann. Zwar schmerzt es, zu hören, welch' Glück erwiderte Minne gewähren mag: aber es ist ein Weh, das wohl thut mitten im Schmerz. Bitte, beginne." Fulko war ein Dichter: zweimal ließ er sich nicht bitten. Er trank erst herzhaft, griff dann in den Brustlatz, holte ein paar Pergamentblättlein hervor und las:

Du hast gesiegt, du starke Liebe!
Hinweg, Besinnung und Bedacht!
Und ob sie ins Verderben triebe: —
Nimm ganz mich auf in deine Macht!

Die Vorsicht sprach: „das wird nicht frommen,“
Die Sitte sprach: „vernimm mein Wort:“ — —
Da ist der Strom der Liebe kommen
Und ohne Wahl riß er mich fort.

So trage mich, du heil'ge Welle,
Und, wenn du dies Verlangen stillst, —
In Todesnacht, in Himmelshelle, —
Ich folge dir wohin du willst.

* * *

Die Eiche rief zum Wolkensitz:
„Ich trotze dir, du starker Blitz.“
Der aber sprach: „Du ziehst mich an!
Sieh, ob dein Trotz dir helfen kann,
Ich bin ein rascher Freiersmann:“ —
Und Schlag und Glut und Wetterschein: —
In Flammen ward die Eiche sein.

Die Uferrose sprach zum Fluß:
„Du flehst umsonst um meinen Kuß:“
Der aber sprach: „Hilft denn kein Flehn,
Sollst du ein andres Werben sehn,
Jetzt, Rose, ist's um dich geschehn.“
Er stieg empor in stolzer Lust
Und riß sie fort an seine Brust.

Das ist der Liebe Prob' und Macht,
Wenn sie in echtem Mann erwacht,
Daß sie des echten Weibes Herz,
Und hüllte sich's in dreifach Erz,
Doch mit sich fortreißt sternenwärts
Und zur Geliebten siegbewußt
Und triumphierend spricht: „du mußt.“

* * *

Wenn aus der Erde dunklem Schose
Zur Schönheit aufgeknospt die Rose

Und wenn sie dann in Wonnetagen,
Indes die Nachtigallen schlagen,
Ihr ganzes süßes junges Leben
Dem Kuß der Sonne hingegeben, —
Erfüllt hat auch die schönste Rose
Die schönsten ihr bestimmten Lose.

* * *

So sind bestimmt des Menschen Lose:
  Nur höchstem Mut wird höchster Preis;
Am Abgrund blüht die Alpenrose
  Und dicht beim Tod das Edelweiß!"

Er schloß ab und that einen tiefen Trunk.

XIII.

„Das Edelweiß!" wiederholte Hellmuth. „Sechsmal würd' ich sterben, könnt' ich dadurch sie — nicht gewinnen, — ach! nur versöhnen! Danke dir, mein Fulko. Deine Verse sind —" — „Bah, Verse sind's! Nicht Küsse! Bittere Tinte und trocken Pergament! Das ist all' nichts, gar nichts! Ich halt' es nicht mehr aus! Immer bloß das verfluchte Reimen von ihrem roten Mund und heißen Kuß! Morgen — ganz in der Frühe — paß ich's ab! Wenn sie aus der Kemenate tritt — immer allein: — Malwine, die Verwalterin des Anstands, hütet alsdann die Tugend noch im Traum: und Jungfrau Edel verbetet sich immer um ein Weilchen! dann trete ich hin vor diese Minnegard und fasse sie und frage sie nicht lang und küsse sie, daß sie — nun, nicht gerade ganz erstickt, aber recht beinahe." Da sprang Hellmuth auf, legte die Hand

auf des Freundes Schulter und rief: „Nein! Um Gottes willen nicht! Thu's nicht! Wag' es nicht!" — „Warum nicht? Ich mein', ich kann es wagen!" — „Thu's nicht, mein Fulko! Willst du so elend werden wie — ach! wie mich viel, viel bescheidneres Wagnis gemacht hat?" Und er schlug die geballte Faust vor die Stirne. Der andre zog ihm mit sanfter Gewalt Arm und Hand herab: „Hellmuth, tapfrer Gesell! Sprich! Sprich's doch endlich einmal aus: was ist geschehen zu Worms? — Du weißt, ich bin getreu und verschwiegen!" — „Ich weiß es! Und darum sollst du — du allein von meiner Schuld, — meiner schweren Schuld! — erfahren!" Er seufzte tief. „Bin gespannt! — Alle Augen hier im Bischofshaus sahen nicht bloß, daß du . . . auch, daß sie dir — allmählich! — gut ward. Herr Heinrich selbst sah's auch und hatte wahrlich nichts dawider! ‚Ein schönes Paar und trefflich gepaart,' rief er mir einmal aus dem Sattel zu, als ihr auf dem Rennweg uns entgegengesprengt kamt. ‚Der liebe Gott scheint sie für einander geschaffen zu haben.' So werdet Ihr sie nicht scheiden wollen? fragte ich rasch. ‚Ich? Junge Liebe scheiden? Ich doch gewiß nicht! — Es sei denn', — warnte er und sah mir scharf ins Auge — ‚daß zwischen Wunsch und Erfüllung steht — ein Kloster.' Und als der Bischof nach Worms nur euch beide mitnahm, da sagten wir: die kommen zurück mit den Ringlein am Finger. Aber wie kamt ihr zurück! Sie wie die Eisjungfrau und du wie ein in ihren Armen Erfrorner. Was ist geschehen, sprich, an jenem Tage deiner schönsten Siege?" — „Ach, ich verfluche sie. Sie haben mir all' das Unheil angerichtet. Sieh, Fulko: du weißt, eitel und eingebildet bin ich wahrhaftig nicht . . . ." — „Behüte! Deine Bescheidenheit ist dein größter Fehler. Könntest mir drei Viertel abgeben, — wär' uns beiden geholfen." —

„So hätt' ich auch wahrlich nie gewagt, mir einzubilden, die stolzeste der Jungfrauen werde mir, bevor ich feierlich beim Bischof um sie geworben und dessen Ja wie das ihre erhalten, das geringste Zeichen von Gunst gewähren." „Verkehrt," meinte Fulko und trank seinen Becher aus. „Einmal muß man doch anfangen! Weib will gewonnen sein durch Wagen." — „Als ich nun aber in dem Lanzenstechen alle — wirklich alle! — Gegner aus dem Sattel gehoben — zuletzt auch Siboto, den zähen blonden Friesen, und den starken Richard, den Grafen zu Winklarn, — nie noch hatte ich die beiden zwingen können! — und als nun rings die Trommeten schmetternd meinen Sieg verkündeten und die Herolde mich auf dem schnaubenden Roß dreimal durch den Kampfkreis führten und alles Volk mir ‚Heilô!' und ‚Siegô!' zujauchzte, und der Herr Bischof mir huldvoll zunickte von seiner Altane herab an Edels Seite und als ich nun heranritt, aus ihrer weißen Hand den Preis, den dreifach gewundenen Eichenkranz mit der goldenen Schnur, mir auf das Haupt setzen zu lassen, als ich sie nun vor mir sah, schön wie nie zuvor, strahlend vor Anmut und — wie ich wähnte! — auch ein klein wenig vor stolzer Freude an mir, als sie sich über mich beugte, als ich den zarten, leisen Druck ihrer beiden lieben Hände auf meinem Haupte fühlte, — da schlug ich entzückt die Augen zu ihr auf: durch mein Herz jagte das Blut in wilden Sprüngen: — die Hitze des Kampfes tobte noch nach in meinen Adern — und all' der Lärm, der Glanz ringsum, die Freude, daß sie meinen Sieg gesehen — all' das zusammen berauschte mich! Sehnsüchtig, — aus aller Kraft der Seele! — suchte ich nach ihrem Auge, nach nur Einem Blick! —

Allein beharrlich, eigensinnig, trotzig — ach! oder war es süße jungfräuliche Scham? — hielt sie die langen,

langen, die feierlichen Wimpern gesenkt. Ich flehte leise: ‚Edel! Einen Blick — nur Einen,‘ hauchte ich. — Umsonst! — Da ergriff mich Stolz, Trotz, heiße Wut: — ich wollte mir den Blick erzwingen, wie ich mir den Sieg erzwungen. Mit der Rechten griff ich — kein Mensch konnte es gewahren, der dichte Kranz und ihr vorflutend Haar verbargen völlig meine Hand — ganz leis an ihr Kinn und hob es mit Gewalt empor: ‚Einen Blick!‘ wiederholte ich dringend! —“ — „Nun? Da sah sie auf?“ — „Ach ja! Da sah sie auf! Da erhielt ich einen Blick, aber welchen Blick! Wie blaues Feuer blitzte mir Zorn, Haß, Empörung, Verachtung entgegen aus den sonst so sanften Augen. — Sie bog sich zurück, soweit sie irgend konnte, ach! mir war, zwei scharfe Pfeile flogen durch mein Herz! Ich wankte im Sattel: — in Verzweiflung sprengte ich aus der Stechbahn: — draußen glitt ich besinnungslos vom Gaul! ‚'s ist die Hitze, die schwere Rüstung‘, hieß es. Ach wär' ich nicht mehr aufgewacht! — Seitdem hab' ich sie verloren für Zeit und Ewigkeit. Nie — ich kenne dieses Herz von Diamant! — niemals verzeiht ihr gekränkter Mädchenstolz.“ Und er brach zusammen auf der Bank und stützte die Stirn auf die Hand. „Hm! Armer Freund!“ sprach Fulko nach einer Weile. „So hat sie dich denn wirklich nie geliebt? — Denn liebt ein Weib, — ein echtes Weib — und ich will das dieser herben Edel nicht bestreiten, — so verzeiht es, unter Thränen, ja im Zorne lächelnd, der Kühnheit des Geliebten. Und was ist es denn, was du gewagt? Gar nichts! — Nein, Hellmuth,“ — er sprang auf — „dein Geschick kann mich nicht warnen. Nein! Geht wirklich demnächst die Welt zu Grunde, dann . . . .! Bei einem Kuß laß ich's dann nicht bewenden. Dann, schöne Minnegardis, wirst du mein, magst du darüber grollen oder

nicht. Liebst du mich aber — wie ich's hoffe! — mitten im Grolle wirst du verzeih'n und — selig sein in diesen Armen. — Komm, Hellmuth, laß uns schlafen. Es wird spät."

Der Blonde erhob sich nun ebenfalls. „Ich schlafe nicht. — Auch ich habe mir ausgesonnen — bin nur über eins dabei nicht aufgeklärt! — wie ich die letzte Stunde dieser Welt verbringen, wie ich sterben werde. Nicht so süß umarmt wie du und nicht so weich gebettet: — aber auch nicht übel umarmt und auch nicht übel gebettet: — hart, jedoch herrlich. Allein vorher muß ich noch manches erkunden. — Schlaf wohl! Ich reite aus!" — „So spät! Wohin? Zu wem?" „Zu wem?" lächelte Hellmuth grimmig. „Nicht zu einem Liebchen. Vielleicht — zum wilden Jäger!"

Und klirrend in seinen Waffen schritt er hinaus.

XIV.

Angesehene Leute fanden in jenen Zeiten auf ihren Reisen fast immer Unterkunft bei Gastfreunden; auf dem flachen Land in Burgen der Ritter oder in Höfen der bäuerlichen Landsassen, in Klöstern oder in den — freilich noch seltenen — Städten in den Häusern der Burgensen. Die schmutzigen Herbergen in den Dörfern und Städten aufzusuchen und darin zu nächtigen, vermied man gern: es ging gar unsauber, wüst und lärmend darin her. Häßlich und unbehaglich sah es denn auch aus in einem solchen Leuthaus des Nordgaues südlich der Eger nahe der Mark der böhmischen Berunzanen. In der großen Schenkstube

lag auf den löcherigen Dielen schmutzig Schilf; und nicht nur von ehrlichem Ruße waren die Wände aus ungehobeltem Kiefernholz so dunkelfarbig geworden; ein paar rote Flecken in dem Schmutz des Bodens verrieten verdächtige Ähnlichkeit mit der Farbe des Blutes.

Um den viereckigen Schenktisch — dessen Platte ein mittendurch zersprungener Schieferstein bildete, sie ruhte auf vier geschrägten Balken — saßen auf niedrigen Schemeln, rohen Eichstrünken, zwei Männer in eifrigem, oft im Flüsterton geführtem Gespräch. Die lange nicht mehr gesäuberte, hohe, schmale enghalsige Zinnkanne und zwei Becher aus leichtem Tannenholz enthielten ein gelblich braunes, säuerlich riechendes Getränk; nur einer der Gäste sprach ihm zu: der andere — in geistlicher Tracht — schob mit widerwilliger Handbewegung seinen Becher so weit von sich hinweg, daß der Geruch des Nasses ihm nicht mehr in die Nase steigen möchte. „Ihr trinket gar nix, Archidiakon?“ fragte der eifrige Zecher in einem Deutsch, dem slavische Zischlaute einen seltsamen Anklang liehen. „Verbietet's ein Gelübde? Oder eures Magens Eigenart?“ „Mein Gaumen gebietet mir und meines Wesens Eigenart, nur Wein, — guten Wein — zu trinken, nicht dies Gärgebräu, das zu einer gewissen Ähnlichkeit mit kahnigem Traubensaft verdorben ist und das diese deutschen Barbaren Bier nennen.“ „O, ist nix schlecht,“ meinte der andere und füllte sich den Becher aufs neue. Obwohl es ein warmer Sommerabend war, bestand seine Tracht aus Pelz: sein enganliegendes, bis an die nackten Kniee reichendes Wams war aus vielen hunderten von schwarzen Maulwurfsfellen zusammengenäht; um die Hüften hielt es ihm ein breiter Dolchgurt aus mattem schwarzem Leder zusammen: die Waden steckten in Strümpfen aus dem gleichen schwarzen Rauhwerk: die Schuhe wurden ersetzt durch stroh-

geflochtene Sohlen und ein Kreuzgeschnür von dunkeln Riemen. Die sammetschwarzen und sammetweichen, jeder Biegung der geschmeidigen Glieder sich eng anschmiegenden Fellchen sahen aus wie die angewachsene Haut selbst des Wenden und gaben ihm bei seinen weichen, katzengleichen Bewegungen Ähnlichkeit mit einem schwarzen Panther.

Aus dem dunkelbraunen Gesicht über den häßlich vorstehenden breiten Backenknochen zu beiden Seiten der aufgestülpten Nase funkelten ein paar tiefschwarze, aber feurige Augen; der Bart war glatt abgeschoren, ausgenommen zwei sehr lange schmale Stränge des Schnurrbarts, welche ihm rechts und links vom Munde hingen: er strich und drehte daran unablässig mit der Linken. Auf dem schwarzen, kleingekraustem Haar saß ihm schief, aber kecklich, eine hohe viereckige Mütze aus dem gleichen schwarzen Fell, von dem ein paar schwarz-weiße Elsterfedern grell abstachen; die rechte Hand fuhr ihm öfter an den Horngriff des langen krummen Säbels als für die Gemütlichkeit der Unterhaltung ersprießlich war: gereinigt war alles, was er am Leibe trug, niemals worden und der Leib selbst recht selten. „Ist ganz gut hinunterschütten," wiederholte er, den Becher niedersetzend und sich den triefenden Schnauzbart mit der Rückseite der Hand wischend. — „Ja, Ihr seid nicht verwöhnt, Herr Beruuzane. Weder in Trank noch in Speise. Wahrscheinlich habt Ihr all die armen Schermäuslein auch verspeist, denen ihr die weichen Wämmslein abgestreift." — „Aber gewiß! Leckerer Braten! Besser sogar noch als Engerlinge! Sind wir nix so reich, wir armen Brüderlein, wie diese Deutschen." — „Wißt Ihr auch warum, mein Fürst?" — „Oh ja. Weil nix arbeiten, wie die Bauerntölpel. Deutschen ist Hand gewachsen zum Pflugziehen, uns, zu nehmen, was Deutscher erarbeitet hat." — „Ja, ja, Eure Leute treiben's arg mit Stehlen im Nordgau.

Deshalb will ja Euch und Eure Haufen weder Ritter noch Freibauer noch Abt aufnehmen in Burg, Hof oder Kloster. Deshalb muß ich heute in diesem übelstinkenden Bretterverschlag mit Euch sitzen, Fürst Zwentibold, Spithinieffs edler Sproß!" — Der Fürst der Maulwürfe zuckte die Achseln: „Ich hab' Euch nix gesucht, Ihr mich. Und was wir zu verhandeln hatten, brauchte weder Laie noch Pfaff zu hören." — „Wir sind nun doch einig — in allen Stücken?" — „Ganz einig. Der Handel gilt: ‚Blut gegen Gold'. — Nur eines wurmt mich noch." — „Und das wäre, wackrer Held?" — „Daß Ihr mir nur die Hälfte des Geldes ausgezahlt habt." — „Die andere nach dem Sieg." — „Das will sagen: Ihr traut mir nix. Aber ich soll Euch trauen. Und seht, Herr Archipfaff, das ist zu viel verlangt." — „Herr Wende!" — „Nun ja! Schaut, ich und meine lieben Wölflein, — wir sind hier fremd im Land. Daß wir — gegen gutes Gold! — gern gegen die verhaßten Deutschen losschlagen, daß wir gerne dazu helfen, wenn deutscher Bischof gegen deutschen König kämpft und Königsgraf, — das! — beim großen Zrnbog! — das mag man füglich von uns glauben. Wer aber bürgt uns, daß Ihr Euch nicht wieder vertragt mit den anderen Deutschen? Wer bürgt für die Zähe Eures Hasses? Ihr seid . . . ." — „Kein Deutscher!" — „Wohl, wohl. Weiß! Seid Lombarde! Aber Kaiser Otto ist auch Euer Landesherr. Wie Deutschland gehöret ihm Lamparten!" Da erschrak der Wende: denn der sonst so kühle Priester schlug plötzlich mit der Faust auf die Schieferplatte, daß die Becher aufhüpften: und tödlicher Haß sprühte aus den dunkeln Augen unter den starken Brauen, als er mit einer vom Zorn halb erstickten Stimme hervorstieß: „Ja, leider! Fluch ihm dafür! Fluch und Verderben allen Deutschen." „Beim schwarzen Zrnbog!" rief der Slave, zurückprallend

auf seinen Schemel. „Welche Wuth! Woher?“ „Woher? Warum? Weil ....! Wohlan: Ihr sollt' es wissen! Ihr müßt sogar darum wissen, sollt Ihr das eine — das letzte — verstehen, was wir noch nicht beredet haben und was mir doch das Wichtigste von allem.“ Mißtrauisch fuhr der Häuptling an den Schwertgriff und warf die dicken wulstigen Lippen auf: „Nix einen Finger rühr' ich über das Versprochene hinaus für das wenige Geld, den Bettelsold. Ein Knicker ist er, euer Bischof von Würzburg.“ „Es ist nicht viel,“ gab der Priester zu: „Nicht meine Schuld! Der Weichmütige wollte nicht einmal diesen Betrag — ‚einstweilen nur!‘ — seinen frommen Bauten entziehen. Säße ich auf dem reichen Stuhl des reichen Würzburg, — Euer Lohn sollte ....! Aber Ihr fragt, woher mein Haß gegen diesen Kaiser-Knaben, gegen alles, was Deutsch? O der Haß ist trefflich begründet. Ihr wißt nicht, wen Ihr vor Euch habt, tapferer Häuptling.“ — „Den Archidiakon von Würzburg,“ sagte dieser, offenbar ohne sehr hohe Meinung von einem solchen Wesen. — „Gott sei's geklagt! Aber in des Priesters Adern fließt königliches Blut.“ — „Das wäre!“ staunte der Wende und riß die Augen auf. „Und ging' es nach Recht und Gerechtigkeit, so säße ich in diesem Augenblick statt in dieser schmutzigen deutschen Herberge auf dem goldenen Throne zu Pavia und dies Haupt trüge, statt der Tonsur, die Königskrone des Lombardenreichs.“ — „Ihr seid ...?“ — „Ich bin der Sohn Berengars, des letzten rechtmäßigen Königs von Italia, und der einzige Erbe seines Rechts und seiner Krone. Mein armer Vater! Überwunden und gefangen von jenem schrecklichen eisernen Otto, verbannt für immer aus unserer schönen Heimat starb er — hier in der Nähe — zu Bamberg. Anmaßer, Gewaltherren, Thronräuber, Tyrannen sind alle Ottonen wie jener erste, der

meinem Vater das Scepter aus der Hand riß.“ — „Aber,“ wandte der Slave ein, „in Welschland sagte man mir, die Welschen selbst haben jenen ersten Otto ins Land gerufen, damit er endlich Ordnung und Ruhe . . . .“ „Tyrannen sind sie!“ schrie der Lombarde, ohne auf die Worte zu achten. „Auch mich, ein Knäblein damals, hat der fremde Zwingherr mit meinen Eltern über die Alpen geschickt in dies Land voll Eis und Nebel und nach des Vaters Tod zu Würzburg erziehen lassen.“ — „Das war unvorsichtig, sehr! Bei uns zu Land erdrosselt man die Knaben besiegter Fürsten.“ — „Teuflisch grausam war es! Denn in einem Kloster — zum Priester! — ward ich erzogen. Der Welt, den Waffen sollte ich für immer entrückt, unschädlich sollte ich gemacht werden. Ein Pfaffe kann Italien nicht befreien vom Joche der Barbaren! Und doch ist die Lust an weltlicher Macht, die Gier, zu herrschen, ja — und ich fühl's! — auch die Gabe, zu herrschen, Land und Leute zu regieren, staatsmännische Pläne zu schmieden mit des Vaters Herrscherblut auf mich vererbt. Statt dessen — was bin ich?“ — „Nun, wie sich soeben zeigt, auch in weltlichen Dingen nix ohne Gewalt: — die rechte Hand eines deutschen Kirchenfürsten . . . .“ — „Verschling' ihn der Abgrund der Hölle!“ schrie der Lombarde. — „Hui, welch heißer Haß! Und dennoch dient Ihr ihm so eifrig? — Wie soll ich das verstehen?“ — „Ihr müßt's verstehen lernen! Hört weiter! Als ich zum Jüngling, zum Manne herangewachsen war und den Frevel begriff, den diese Deutschen an meinem Vaterland, an meinem Vater, an mir begangen, da knirschte ich in das Gebiß, mit dem sie mich wehrlos gemacht hatten. Tag und Nacht sann ich darauf, es abzustreifen. Aber tief verbarg ich Haß und Groll und Hoffnungen! So gut gelang mir die Verstellung, daß ich das vollste Vertrauen

der häufig wechselnden Bischöfe in der Mainstadt gewann. Bald ward ich ihr Apokrisiar, Vorstand ihres gesamten Urkundenwesens: diesseit der Alpen lebt kein zweiter, der dies Schrifttum so fein versteht. So konnte es geschehen — daß .... O ich hatte jahrelang nur gehofft, als Flüchtling über die Alpen zu entkommen, um dort ganz Italia zur Freiheit aufzurufen, mein Königsrecht mit dem Schwerte zu verfechten. Und nun geschah das Wunderbare, daß mich Bischof Poppo — der zweite dieses Namens — selbst mit sich nahm auf einer Romfahrt. Wie erglühte mein Blut! Wie pochte mein Herz, als ich jenseit der Berge zuerst lombardischen Boden betrat, mein Erbgut! Wir weilten viele Monate in Pavia, in Mailand: Zeit übergenug für einen Kopf wie ich, einen Aufstand vorzubereiten. Und, — bei meines Vaters Grab! — ich war nicht müßig. Aber Schmach und Verderben! Was mußte ich erleben?" — Und er verstummte vor Ingrimm, warf beide Arme auf den Tisch und legte das Gesicht darauf. — „Nun? Was ist? Nix traurig werden!" — „Was antworteten sie mir? Sie, meine Landsleute, meine Stammesgenossen, ging's nach dem Rechte — meine Unterthanen! ‚Nie — solange wir zurückdenken mögen und unsere Jahrbücher berichten — nie seit den Tagen des großen Carolus, hat solch weise, friedliche, und doch starke, Recht schirmende Herrschaft gewaltet in unserm Heimatland von Verona bis Benevent und Napoli, wie unter diesen rotbärtigen Ottonen. Das Land ist glücklich und zufrieden — laß es so!' — Und da ich nicht abstand, zu schüren, zur Freiheit aufzumahnen, da drohten sie, — meine eignen Vettern in Pavia! — mich dem deutschen Zwingherrn anzuzeigen! Ah Schmach und Weh! Vernichtet war da, zertreten für immerdar all' mein Hoffen, des Vaters Krone mir wieder zu erkämpfen, diese knechtischen Seelen zu ent-

flammen. Ich eilte nun nach Deutschland, nach Würzburg zurück. In der entarteten Heimat Macht und Herrschaft zu gewinnen, — ich hatte es erfahren! — war unmöglich. Allein ich wußte längst, ich sah es täglich vor Augen an Köln, und Mainz, ja auch an Würzburg, wie im deutschen Reiche Männer von Geistesschärfe und Willenskraft — lange nicht soviel davon eignete ihnen wie dem Königssohne von Italien! — von ihren Bischofssitzen aus den Staat leiteten — den deutschen und den italischen dazu. König von Italien konnte ich nicht werden, aber Kanzler des deutschen Reichs wie der Kölner, — wie schon so mancher Bischof das ward. Und einstweilen war es auch nicht übel, als Bischof von Würzburg zu walten! Unablässig war ich daher bemüht, die Gerechtsame dieses Bischofs zu erweitern, durch erbetene Verleihungen des Königs, durch Geltendmachung alter, vergessener Ansprüche, die oft nur durch meine Gelehrsamkeit — oder ‚Findigkeit!‘ — aus Urkunden, die ich erst wieder entdeckte, zu erweisen waren. Sie staunten über mich, die blöden Thoren, Bischof und Domherren! Sie lobten, sie lohnten meinen unermüdbaren Eifer für Sankt Burchhards Recht, wie sie es nannten. Diese deutschen Tölpel! Als ob ich mich für den ersten lange toten oder auch für den jetzigen lebendigen Bischof zu Würzburg also mühte! Nein: für den nächsten Bischof: und der sollte heißen: Berengar!“

„Ah, verstehe jetzt. Versteh! Nix dumm!“ nickte der Fürst, kratzte sich eindringlich, — aber vergeblich am Kopf und trank.

„Drei Bischöfe — Poppo, Hugo und Bernward — hatte ich, höher und höher steigend in geistlichen Würden, erlebt. Nun hatte ich allen Grund, anzunehmen, — mein Amt als Archidiakon, als Apokrisiar, meine von allen laut anerkannten Verdienste um das Bistum gaben mir

ein Recht dazu — bei der nächsten Erledigung des Stuhls könne keinen andern die Wahl treffen als mich. Ich zählte schon so fest darauf, daß ich — vielleicht unvorsichtig! aber wie hatte ich mich jahrzehntelang zusammengehalten! — den Stolz, das Gefühl des geborenen Herrschers, der Überlegenheit fühlen oder doch erraten, ahnen ließ — kurz, Bischof Bernward verfiel in seinen letzten Zeiten in Mißtrauen, wirkte bei dem Kaiser, bei den Domherren gegen mich und als er starb, der alte Rothenburger, da folgte ihm nicht ich, sondern sein Neffe Heinrich!" — „Ja, der Rothenburger," knirschte Zwentibold und griff ans Schwert. „Der arge Wolf des Waldes fresse seine Seele! Was hat er uns früher viele Brüderlein erschlagen." — „Dieser höchst ungeistliche Graf, der erst vor ein paar Jahren — plötzlich — der Welt entsagt hatte! Dieser Weltling schnappte mir mein schwer verdientes Bistum weg! Bei meines Vaters Grab! Er soll's nicht lang mehr tragen."

Zwentibold lehnte sich zurück, blinzelte dem Priester zu und wölbte die dicken Lippen zu einem gelinden, aber ausdrucksvollen Pfeifen: „Ahi! Aho! Fange an zu begreifen!" — „Das geht — scheint's — langsam, Fürst, bei Berunzanen wie bei Deutschen. Meintet Ihr wirklich bisher, für eines andern Macht müht sich der Königssohn Italiens so emsig ab, feilscht um die Hilfe Eurer wilden Horde, begiebt sich in hohe Fährlichkeit? Denn Reichsverrat ist was wir treiben: — ich, mit Wollust, in klarem Bewußtsein: — der ehrenfeste Bischof unbewußt, aber doch mit mahnendem Gewissen. Das Leben kann mir's kosten: — im Gefecht oder — nach der Niederlage: — am Galgen. Denn Graf Gerwalt versteht keinen Scherz." „Mich wundert doch," sprach der Wende, kopfschüttelnd, „daß es der Rothenburger thut. Er focht so treu für dieses Reich." — „Gerade so treu ficht er jetzt für seines Bistums Recht.

Aber Ihr habt nicht Unrecht. Ich hätte ihn nicht soweit getrieben ohne einen glücklichen Zufall. Der Graf, dem er den Gau zunächst abkämpfen muß, dieser Graf Gerwalt, — er haßt ihn tödlich." — „Warum?" — „Weiß nicht. Man flüstert in der Stadt, der Graf habe ihn ausgestochen in der Gunst der schönen Kaiserwitwe. Ich entdeckte diesen Haß, als — erst ganz vor kurzem — Gerwalt, bisher Graf des Deutzgaues gegenüber Köln, den Waldsassengau mit Würzburg erhielt. Der Rothenburger wurde glutrot vor Zorn bei der Nachricht. Erst seit es gegen Gerwalt fechten heißt, will er — im Notfall — fechten. Im Notfall! wie er meint: denn erst will er den Spruch des Reichstags abwarten: — nur falls dieser sein sonnenklares Recht nicht anerkennt ...." „Kann nix solang warten," grollte der Slave. „Gewiß nicht! Deshalb hab' ich, statt Euch erst Wartegeld zu zahlen, gleich fest mit Euch abgeschlossen. Wann brecht Ihr auf?"

„Sobald mein frischer Zuzug eingetroffen aus Tethin: zweihundert Lanzen!" — „Gut! Seid Ihr einmal — in seinem Namen — eingebrochen in den Gau, kann er nicht mehr zurück. Er darf nicht mehr Zeit haben, zu bereuen. Deshalb wollen wir auch gleich wegziehen von hier und unsere Spur verbergen, damit mich seine etwaigen Boten nicht finden und abrufen können. Denn es gelang mir doch nur dadurch ihn fortzureißen, daß ich dem verhaßten Grafen Droh- und Hohnworte in den Mund legte, die dieser nie gesprochen! Ich erfand sie — jenem Gerücht angepaßt! Das half! Wie der Stier aufs rote Tuch stürmte der plumpe Deutsche darauf hin los. Aber nun merkt auf. Jetzt kommt die Hauptsache. Der Rothenburger —" er stand auf, trat vor die halb offene Thür in das Freie und überzeugte sich, daß dort niemand das Ohr an die dünne Bretterwand lehnte. Dann kam er

zurück, warf einen Blick in die anstoßende Küche, sah, daß diese völlig leer war, trat nun dicht an seinen Verbündeten heran und flüsterte diesem in das Ohr: „der Bischof darf seinen Sieg nicht überleben.“ „Aha,“ nickte der Slave. „Meint Ihr, ich will noch jahrelang in seinem Dienst, als sein Knecht, zusehen, wie er mit den von Kaiser Karl verliehenen Rechten den Gau beherrscht, den er mir verdankt? O nein! Ohne Zweifel werde ich zu seinem Nachfolger gewählt: — er selbst hat im voraus, falls er stürbe, die Stimmen des Kapitels für mich gewonnen: — so möge denn sein eigener Wunsch geschehen: — aber bald.“ — „Jedoch wie soll . . . ?“ — „Merkt auf! Er wird nicht fehlen in dem Gefecht! Er läßt sich's nicht nehmen, selbst den Überfall der Burg — denn die vor allem müssen wir nehmen! — zu leiten.“ — „Ich führe meine Wölflein selbst,“ erwiderte der Häuptling schroff. „Und nicht schlecht, glaubt mir. Hab' was gelernt im Dienst der Byzantiner! Nix so tölpelig bloß dreinschlagen wie diese Deutschen!“

„Schon gut. Aber der Rothenburger kämpft jedenfalls mit. Nun wohl! Nach dem Sieg — den soll er uns noch erkämpfen helfen! — fliegt nicht ein Pfeil oft irr im Gefecht? Auf der Verfolgung der Fliehenden? Kann ihn nicht ein Geschoß — falsch gezielt — von Euren eigenen Leuten treffen?“ Zwentibold sprang auf: „Oder ein geworfenes Messer! Sind vergiftet. Ein Hautritz — muß sterben. Fehle nie meinen Mann. Es gilt! Aber dann . . . .“ — „Das Doppelte!“ — „Nix genug.“ — „Wie, Unersättlicher? Ich bringe — auch als Bischof — nicht mehr auf.“ — „Nix mehr an Geld. Erst das Doppelte. Dann — andres. Ist wilder, lustiger! Vorerst: meine Wölflein müßt Ihr auch in die Thore hinein lassen.“ — „Er will's zwar nicht. Aber der Überfall der Burg — der Kriegsmann in ihm wird's einsehen —

gelingt am sichersten so. Ihr sollt hinein!" — „Hui wohl! Dann — liegt er erst tot — nix zahm die Hand hinhalten, wie Bettler um Geschenklein — dann —" Die Augen des Slaven funkelten, wie die des Raubtieres, das zum Sprunge niederduckt. „Nun, was dann?" „Plündern!" stieß Zwentibold hervor mit schnalzender Zunge. „Nur zwölf Stunden! Mit Brand und Blut und — nix zu vergessen! — die Weiblein küssen, — ohne kirchlichen Segen. Ihr wißt, wir brauchen den nix," höhnte er, „sind nix getauft!" — „Das muß ich doch . . ." — „Erst überlegen? Nix! Herr Bischof Berengar muß!" Seine Faust fuhr an den Schwertgriff. „Oho! Es giebt der Söldner noch mehr." „Wohl", lachte der Häuptling, daß seine weißen Zähne blitzten. „Aber Zwentibold, Spithinieffs Sohn, kennt jetzt des Herrn Archidiakons Geheimnisse." „Was wollt Ihr damit sagen?" fragte der Lombarde, scheinbar ruhig, aber er ward ganz bleich unter seiner gelben Haut.

„Ihr seid nix so dumm, das nicht zu erraten! Entweder Ihr thut nach meinem Willen oder ich fange an, Geschichtlein zu erzählen. Dankbare Hörer, gut zahlende, werd' ich finden: den Herrn Kaiser, den Grafen Gerwalt und — nicht zum mindesten — den Bischof Heinrich." Er sprang auf. Berengar that desgleichen und reichte ihm die Hand. „Es sei! Ich gönn' es diesen Deutschen!"

Drittes Buch.

I.

Es war ein strahlend schöner sonniger Sonntag im Brachmond, ein paar Stunden nach Mittag: da wogte auf den weitgestreckten Gemeindewiesen vor der Vorstadt „auf dem Sande" eine festlich-fröhliche Menge.

Denn der Verband der Bogenschützen feierte die Wiederkehr des Tages, an dem vor fünfzig Jahren König Otto der Große ihnen durch einen Gnadenbrief die Rechte einer Genossenschaft und allerlei Freiheiten und Befugnisse verliehen, auch die königliche Kammer angewiesen hatte, alle fünf Jahre drei große Stückfässer Wein der Schützenschaft zu verabreichen, wenn sie an diesem Tag ein Bogenschießen halten wolle; sie hatte es immer gewollt!

Auch heute drängte sich da draußen vor dem Südthor so ziemlich alles, was die Beine rühren und die enge, heiße Stadt verlassen konnte: denn zur Lustbarkeit ließen sie sich schon damals recht leicht bewegen, die guten Burgensen der fröhlichen Stadt am Main.

Männer und Weiber, diese gar oft ganz kleine Kinder auf den Armen oder auch auf dem Rücken in einem Huckekorb oder einer „Butte" festgebunden tragend, Laien und Priester und Mönche, bischöfliche Dienstmannen, Pfahlbürger und zumal auch viele Bauern und Winzer aus den benach-

barten Dörfern und Höfen wallten und wogten hier durcheinander; es fiel auf, daß die Reisigen des Grafen fehlten: aber die wenigen, welche ihm nicht über die Alpen gefolgt waren, durften die Burgwacht nicht verlassen.

Gerade an der Stelle, wo sich heute die Straßen nach Randersacker und nach Heidingsfeld gabeln und wo auch dermalen — gegenüber dem Ehehaltenhause — ein Wirtshaus steht, hatte ein Wirt für das allzeit durstige Völklein — denn die drei Fässer reichten bei weitem nicht! — zu dem Festtage eine sehr bescheidene Schenke aufgezimmert: über ein paar tannenen Tischen und Bänken spannte sich, von belaubten Birkenstämmlein getragen, aus Segeltuch ein luftiges Gezelt: grüne Gewinde von Schilf und Zweigen waren darüber hingezogen: oberhalb des Eingangspförtleins schwankte ein Kranz von Rebenblättern: roter Teufelsabbiß, weißer Ehrenpreis, zierlicher Frauenschuh waren hineingeflochten.

Hastig lief der Wirt, der sonst gar behäbige Bezzo, mit den Zinnkrügen und Holzbechern voll billigen weißen Weines zwischen den Bänken auf und ab, sein rosig Töchterlein zu gleichem Eifer mit manchem Scheltwort treibend. „Röschen! daß dich der Donner verschlag! Was steckst du wieder solang bei dem Schlingel von einem Waffenschmied? Und der würdige Kapellan von Sankt Burchhard und sogar der Nachbar Spedilo, der brave und gerechte Büttnermeister, müssen schier vor Durst verschmachten! Der Bettelbub, der Scheibennarr zahlt dir doch nie ein Handgeld über die Schuldigkeit hinaus.“

Verschämt wischte sich die Kleine das Mündchen: „Ei, ich bin mit dem Mundgeld zufrieden!“ und eilig sprang sie nun zu der Bank, wo mehrere Geistliche und ältere angesehene Bürger der Stadt um einen weißgescheuerten Ahorntisch versammelt saßen, dabei der dicke Büttner, der

sich vergeblich bemühte, der Flinken den Arm um die schlanken Hüften zu legen; der junge Waffenschmied aber rief, sich das braune Bärtchen streichend: „Ei, Vater Bezzo, Ihr müßtet von Rechts wegen dem Gast noch Mundgeld obendrein zahlen, der Euern sauern Rostputzerwein hinunterwürgt.“

„Gelbschnabel, unverschämter! Für dich wird wohl eigens Herr Supfo den Edeltrank vom Stein- oder vom Harfenhang schenken? Wann zahlst du deinen letzten, vorletzten und drittvorletzten Trunk?“ — „Auf der Hochzeit mit Röschen, Vater Bezzo!“ — „Der Teufel ist dein Vater.“ — „Nein, der wird ja mein Schwiegervater!“ — „Ich werd' euch,“ grollte von dem geistlichen Tische her der Baß des Kapellans, „wer nennt da so keck den üblen Höllenwirt? Dann kommt er gar rasch herbei.“ „Fürcht' ihn nit!“ lachte der Waffenschmied, „ich schieß' ihn zusammen auf fünfhundert Schritt wie einen alten Auerhahn. Mein früherer Herr, Junker Hellmuth, hat's gesagt: zwei Burschen wie er und ich reiten allen Teufeln entgegen. Da kommt der Ritter! Er soll euch zeigen, daß er noch viel besser schießt als ich.“

Damit sprang der hübsche Bursche auf und eilte einem ansehnlichen Zug entgegen, der eben von der Stadt her auf die Festwiese gelangte. Es war der Bischof selbst, begleitet von vielen seiner Geistlichen, von seinen Junkern und den Edelfräulein. Während Herr Heinrich von den Ältesten der Schützengilde ehrerbietig empfangen und mit seinem geistlichen Gefolg in eine vorbehaltene festlich geschmückte Laube geleitet ward, mischten sich seine weltlichen Begleiter unter die Menge.

„Ich hörte schon unterwegs,“ begann Hellmuth, „von Gästen, die von der Wiese bereits nach Hause trachten, wer heute — wieder einmal! — den besten Schuß gethan.“ —

„Ja, bis jetzt — weil Ihr nicht mit geschossen. Kommt, Herr! Bogen und Pfeile liegen bereit. Dort: den Rebhügel aufwärts, vor der Weinbergmauer des Geigilo steht die Scheibe. Nun reißt die Augen auf, ihr Stümper: jetzt sollt ihr sehen, was treffen heißt." „Ich schieße nicht mehr — im Spiele, Gericho;" düsteren Blickes schritt er weiter. „Wie schade! — Bei dem letzten Wettschießen, mein Röslein" (denn sie war schon wieder an seiner Seite! —) „zu Werthheim traf ich das Rote so genau in der Mitte, daß ein besserer Schuß nicht möglich schien. Aber was that er? Was that mein Herr? Er traf doch noch viel, viel besser. Denn er schoß meinen Pfeil mitten entzwei. — Wo lebt — alles in allem — ein junger Held seinesgleichen?"

Diese Worte schlugen an Edels Ohr wie sie, vom Gedräng aufgehalten, mit Minnegard einen Augenblick verweilen mußte: sie schlug die Augen auf, glühendes Rot schoß aus dem stolzen, verhaltenen Herzen in die bleichen Wangen bis unter die lieblich krausen Haare über der Stirn; ganz verstohlen, von keinem gesehen, flog von der Seite ein leuchtender Blick stolzer Freude über die edle Gestalt des Jünglings hin. Aber auch die folgenden Worte Gerichos, obwohl er sie seinem Liebchen leise zuflüsterte, vernahm ihr feines Ohr.

„Der Unselige! Ganz verwandelt ist er. Er lacht nicht mehr. Sogar Roß und Speer, und all' seine Waffenfreude sind ihm verleidet. Er muß verzaubert sein von irgend einem Neider, der ihm den vielen Ruhm nicht gegönnt hat. Wüßt' ich den Zauberer, ich riß ihm das Herz aus dem Leibe."

„Vielleicht ist's eine Zauberin, die ihn verwunschen," meinte Rosbertha mit leisem Grauen. „Es giebt solche. Er ist gar schön. Vielleicht that's Eifersucht — verschmähte

Liebe." — „Oder auch: er grämt sich um ein Weib." Hastig schritt Edel fürbaß, Minnegard an der Hand mit sich ziehend.

„Nun, Nachbar Bezzo," rief der dicke Büttner dem Wirte zu, „wann endlich schließen wir ab? Ich bin jeden Tag bereit, den Muntschatz zu zahlen — soviel Ihr fordern mögt. Ich kann's! Ich hab's liegen. Ich bin ein Mann, der Frau und Kind ernähren kann." „Könnt Ihr sie auch beschützen?" fragte Gericho, blitzenden Auges hinzutretend. „Schämt Ihr Euch nicht, alter Kahlkopf? Rösleins Großvater könntet Ihr sein!" „Immer noch jung genug," erwiderte der Dicke, „dich, Nestling, zu züchtigen": und er holte mit der Rechten, zornig aufstehend, zum Schlage aus. „Ihr? mich?" lachte der. „Versucht's! Für Euch brauch' ich nur die Linke. Da! Seht! Meine Rechte leg' ich auf den Rücken — so! — und rühre sie nicht, bis Ihr am Boden liegt. Kommt an!"

„Nachbar," meinte Bezzo, „das könntet Ihr wagen, mein ich. Gebt dem Keckling eine Lehre." Sichtlich nicht gerade gern befolgte Spedilo seines Freundes Mahnung, hob die beiden Fäuste und schritt drohend gegen den Burschen heran.

Der unterlief ihn, schlang den linken Arm um seinen Leib und, ohne den rechten Arm vom Rücken zu lösen, lupfte er den schweren Gegner ein wenig in die Höhe, drehte ihn um und warf ihn bäuchlings in das weiche Gras der Wiese. Lautes Gelächter, tosender Beifall erscholl von allen Seiten und Gericho hob nun die Rechte, dem schwerfällig sich Aufrichtenden einen herzhaften Schlag auf die untersten Grenzgebiete seines Rückens zu versetzen.

Aber mitten im Ausholen hielt er ein: er lauschte, vorgebeugt, flußaufwärts und rief: „Halt! Haltet an!

Still ein wenig! Was ist das?" Und er ließ den erhobenen Arm sinken. — „Jawohl! Stille!" — „Horcht! Gebt Ruh." — „Was für ein Gedröhn!" — „Dort von Mittag her — auf der großen Straße!" — „Sind's Feinde?" — „Die Hunnen kommen wieder!" rief entsetzt ein altes Weiblein. „Nein! Es sind Drommeten!" — „Nein! Posaunen!" — „Aber nicht das deutsche Heerhorn!" — „Und Grabgesänge tönen drein!" — „Wie schauerlich!" — „Immer näher kommt's." — „Schon sieht man die Staubwolken!" — „Viele, viele Reiter!" — „Und Wagen." — „Da! Da sind die ersten Reiter schon!" — „Was bringen sie? Was hat das zu bedeuten?"

Und die mehr als zweitausend Menschen auf der Wiese gerieten in wirre Bewegung: Alles drängte den die breite Heerstraße heranziehenden Ankömmlingen entgegen.

II.

Noch bevor die staubbedeckten Reiter — meist Bauern aus den nächsten stromaufwärts gelegenen Dörfern — abgesprungen waren und den neugierig Fragenden Bescheid gegeben hatten, kam bereits ein gar schauerlich aussehend Gefährt in Sicht.

Vier schwarze, mit schwarzem Trauerzeug über und über bedeckte Rosse zogen einen gewaltigen, auf hohen Rädern stehenden Wagen, einen italienischen »carroccio«: auf diesem aber war ein bühnenartiges Gerüst aufgeschlagen, das, wie der ganze Wagen, auf allen Seiten ebenfalls mit schwarzen Tüchern behangen war.

In den vier Ecken des langgestreckten breiten Wagens,

der nahezu die ganze Heerstraße füllte, standen vier Mönche in schwarzen Kutten mit weithin hallenden ehernen langen Posaunen in den Händen, in der Mitte aber, sie alle überragend, ein fünfter riesenhoher Mönch, der die schwarze Kapuze bis an die Augen über die Stirn gezogen hatte: in der Rechten trug er eine lang hinwallende schwere Fahne von schwarzer Wolle, in welche mit weißer Farbe plump ein Totenkopf über zwei geschrägten Knochen gemalt war: alle fünf aber sangen in schauerlichen Tönen — nach den Weisen eines römischen Grabgesanges — ein Lied: und schauerlich stimmten sie ein, die vielen Hunderte von Männern, Frauen, Kindern, die vor dem Wagen schritten oder demselben folgten, alle vom Staube langer Wanderschaft über und über bedeckt, die meisten in schwarze Gewande gehüllt, viele davon mit Geißeln und Stöcken sich auf die entblößten Schultern und den Rücken schlagend.

Das Lied aber lautete:

„Hört ihr die Posaunen dröhnen
Und der Bußgesänge Chor?
Wehe, weh' euch, Adams Söhnen:
Euer Ende steht bevor!

Wann des Sommers Sonne wendet,
Bricht der jüngste Tag herein:
Unter geht die Welt und endet
Und euch droht die ewge Pein.

Auf den Wolken kehrt hernieder
Fürchterlich des Menschen Sohn,
Rauschend Cherubimgefieder
Schwirrt um seinen Richterthron.

Und sie reißen aus den Grüften
Sünder aus vermorschtem Sarg
Und sie zerren aus den Klüften,
Was sich zitternd lebend barg.

Alle, die im Erdschos schliefen,
Bannt der Richter sich daher
Und gehorsam aus den Tiefen
Seine Toten speit das Meer.

Weh euch Männern, weh euch Weibern
Die ihr lebend dies erschaut!
Weh den Seelen! Weh den Leibern!
Wie mich schauert! Wie mir graut!

Thuet Buße! Streuet Asche,
Asche auf das sündge Haupt,
Daß euch Satan nicht erhasche,
Der im Höllen-Abgrund schnaubt.

Euch verkündet Papst Sylvester,
Dem's der heilge Geist enthüllt,
Nicht ein Wort des Herrn steht fester:
Was er weissagt, wird erfüllt:

Hört's, ihr Kleinen, hört's, ihr Großen:
Euer Ende bricht herein:
Wer noch zweifelt, ist verstoßen
Aus der Kirche Heilverein.

Wann die Sommersonne wendet,
Mit dem Schlag der Mitternacht, —
Unter geht die Welt und endet: —
Habt auf eure Seelen acht!"

III.

Die Wirkung des Liedes, des ganzen Aufzuges auf die wirre Menge war eine furchtbare.

Nur wenige zwar verstanden genau die Worte des Gesanges: aber von den dem Wagen nächsten aus verbreitete sich mit Windeseile bis in die hintersten Reihen der Heran-

drängenden das kurze, vernichtende Wort: „Es ist so. Die Welt geht unter. Der Papst hat's selbst gesagt. Er hat befohlen, es zu glauben.“ Was monatelang nur wie ein fernher drohendes Gewölk über den Gedanken der Menschen geschwebt hatte — die allermeisten der leichtlebigen Franken hatten gehofft, es werde sich zerstreuen — das hatte sich nun plötzlich zu einer furchtbaren schwarzen Wetterwolke über ihren Häuptern geballt und donnernd zu entladen begonnen. Keiner von den Tausenden zweifelte mehr. Heulend und schreiend liefen sie durcheinander, Männer wie Weiber, zerrissen die Kleider, rauften sich das Haar; einzelne rannten in wahnsinniger Angst gegen den Fluß zu, sich zu ertränken. Die meisten strömten in wilder Flucht nach der Stadt zurück — manch' alt' Weiblein ward dabei umgeworfen und überrannt — die zurückgelassenen Ihrigen zu benachrichtigen, zu warnen oder in den Kirchen an den Altären, bei den Überbleibseln der Heiligen zu beten. Die paar Hunderte aber, die wahrgenommen hatten, daß der lang erwartete Bischof bereits vor dem schrecklichen Aufzug eingetroffen war auf der Wiese, drängten alle, wie eine Herde Schafe, die der Wolf bedroht, auf ihren Hirten, so auf ihren Bischof zu um Hilfe, Rat, Trost, Auskunft, Rettung. „Helft, helft, helft, Herr Bischof! Herr Heinrich, was sollen wir thun?“ riefen Hunderte von Stimmen. Und der Herr Heinrich that seine Hirtenpflicht

Seine Ritter hatten ihm alsbald Bahn gebrochen durch die wogende Menge, so daß er ziemlich in die Nähe des schauerlichen Wagens gelangte und den Sinn des Liedes genau verstehen konnte. Seine Junker und er selbst, mächtig den Fliehenden sich entgegenstemmend, die beiden Mädchen hinter sich deckend, hielten auch nun, nachdem der Gesang zu Ende, in dem Gedränge stand. Endlich legte sich der

Lärm, es entstand um den Wagen her eine todesbange Stille: Herr Heinrich drang durch die letzten Reihen des Volkes, die ihn noch von dem schwarzen Gespann trennten: scharf spähten seine Augen auf die Gesichter und Gestalten der fünf Mönche: er kannte keinen. „Wer ist es," rief er mit starker Stimme, weithin vernehmbar allem Volk, „der solche Schrecken zu erregen wagt? Wer will hier das Wort führen im Namen Sylvesters, des heiligen Vaters?"

Da schlug der riesenhafte Mönch in der Mitte des Wagens die Kapuze zurück und sprach! „Ich!"

„Arn!" rief der Bischof mit Entsetzen. „Du! Arn!"

„Nein! Nicht mehr Arn, Bruder Monitor ist mein Name. Abgelegt für immer, abgeschworen habe ich, was an mein sündhaftes Leben in der Welt erinnert." Der Bischof entgegnete: „Wohl! — Aber das ist unweise gehandelt und nicht im Sinne der Kirche, diese gewaltige Wirrnis, plötzlich, ohne Vorbereitung, unter den großen Haufen zu werfen. Schau' hin, welch' Unheil du angerichtet hast. Da tragen sie blutende Kinder, ohnmächtige Weiber vorüber!" — „Heil ihnen, nehmen sie Schaden an ihren Leibern und retten ihre Seelen." — „Warum hast du nicht — in alter Treue — mir, deinem Dienstherrn, deinem Lehnsherrn, zuvor vertraute Kunde geschickt, wie es gutem Boten ziemte?" — „Ich weiß nichts mehr von Treue, Dienst und Lehen! Ich bin Mönch, habe weder Allod noch Lehen und diene nur den Heiligen." „Nun," erwiderte Herr Heinrich heftig, „so bin ich doch Euer Bischof geblieben und als Euer Bischof verbiete ich Euch, den Schrecken in solcher Weise weiter unter meine Gemeinde zu werfen und Verzweiflung zu verbreiten. Ich verbiete Euch, weiter in diesem Aufzug durch meinen Sprengel zu fahren. Als mein Bote seid Ihr ausgesendet worden und

mir allein habt Ihr genauen Bericht zu erstatten. Ich werde ihn prüfen und werde, was davon für die Gläubigen zu erfahren ersprießlich ist, unter gehöriger bischöflicher Vermahnung und Anleitung mitteilen. Herunter mit Euch von dem Gerüst! Spannt die Pferde von dem Wagen ab!“ Und drohend trat Herr Heinrich dicht an das Gespann. Aber der Mönch riß aus seinem Gürtelstrick eine Pergamentrolle, hielt sie ihm entgegen und schrie mit gellender Stimme: „Nichts hast du mir zu befehlen, du allzuweltlicher Bischof von Würzburg! Als dein Bote ritt ich aus, als Bote des Herrn Papstes kehre ich wieder. Schau' her! Kennst du das Siegel? Lies! Mein Orden, der Orden des schwarzen Bundes von Garganus, neu gestiftet unter den furchtbaren Offenbarungen dieser Wochen von Sankt Nil, dem größten Heiligen und Wunderthäter der Christenheit, steht unmittelbar unter dem Papst: nur der Bischof von Rom ist mein Bischof, er hat mir mit eigner Hand diese schwarze Fahne gereichet und mich zu seinem Bandalarius, zum Bannerträger und Herold des drohenden Gerichts bestellt. Und der heilige Vater selbst — lest doch, leset auch ihr, Ritter und edle Fräulein! — hat mir Auftrag und Befehl gegeben, mit vier andern Brüdern aus Deutschland in die Heimat zurückzueilen und hier vom Brennerberg an von Gau zu Gau zu ziehen, rastlos und unhemmbar, bis zur Dänenmark und überall in jedem Dorf, in jeder Stadt zu verkünden: ‚das Ende bricht herein. Thuet Buße! Bereitet euch, den fürchterlichen Richter zu empfangen‘. Und Ihr seht, mit welchem Erfolg ich das Wort vom Gericht verkündet habe. All' diese vielen Hunderte hinter mir, zu Roß, zu Fuß, zu Wagen, von meiner Verkündung hingerissen, haben vom Inn bis zum Main Haus und Hof und Habe verlassen und folgen mir nach freiwillig: Männer und Frauen, Jünglinge und Greise,

um die schreckende Kunde weiterzutragen und die eignen Seelen zu retten, indem sie andre warnen, aufrütteln und erretten vor dem ewigen Verderben. Und überall will ich laut verkünden vor allem Volk — nicht vor Bischof oder Priester im geheimen! — das große Wunder, das der Herr in Welschland an mir gethan."

Inzwischen hatte der Bischof das Pergament durchflogen, das ihm der Mönch von dem Wagen herunter gereicht: — er prüfte nun und erkannte als echt das große daran hangende päpstliche Siegel: seufzend gab er das Schreiben dem Mönche zurück und mahnte seine Junker, welche bereits sich anschickten, die schwarz behangenen Pferde auszuspannen, davon abzulassen.

„Kein Zweifel," sprach er. „Es ist alles, wie er sagt. Ich habe kein Recht, dem Boten des heiligen Vaters das Wort zu verbieten. So redet denn in Gottes und der Heiligen Namen! — Seid Ihr zu Ende, wird der Bischof anordnen, welche geistlichen Vorbereitungen geschehen sollen."

Er trat nun mit seinem Gefolg ein paar Schritte von dem Wagen zurück: auf einen Wink Monitors stießen die andern Mönche wieder dreimal in die ehernen Posaunen: — weit dröhnten sie über das Blachfeld hin: eine bange, eine ungeheure Stille entstand.

IV.

Der Bischof und die Seinen betrachteten mit Staunen, mit leisem Grauen die Verwandlung, welche die Gestalt des hünenhaften, breitschultrigen Jägermeisters verändert hatte. Er war kaum wieder zu erkennen. Zum Knochen=

gerippe war der einst kraftstrotzende Leib abgemagert, mit Mühe hielt die hagere Gestalt sich auf den Fahnenschaft gestützt aufrecht, die Wangen waren völlig eingefallen und von wachsgelber Leichenfarbe, die Backenknochen ragten spitz hervor, unablässig zuckte es krampfhaft um die glattgeschornen Lippen und aus den tiefen, von schwarzen Schatten umränderten Höhlen schossen die unheimlichen Augen Blicke von fanatischem Wahnsinn. Er zitterte am ganzen Leib: — es war wohl das welsche Fieber: — oft unterbrach das Klappern der Zähne den Fluß seiner Worte.

Und die gewaltige Fahne mit der Linken an seine Brust drückend hob er an mit lauter schriller, markdurchgellender Stimme: „Höret mich! Höre mich, alles Volk der Deutschen! Wer Ohren hat zu hören, der höre! Denn aus meinem, ihres unwürdigsten Knechtes, Mund redet der heilige Geist, redet Sankt Petrus, redet dessen Statthalter auf Erden, der Herr Papst zu Rom, redet der große Wunderthäter Sankt Nil im Land Italia und redet auch der oberste Herr der Weltlichkeit auf Erden — solang sie noch bestehen wird! — der Herr Kaiser Otto. Euch, ihr Ritter, Geistliche und Dienstmannen des Bischofs von Würzburg, bin ich allen wohl bekannt. Aber auch die meisten Bürger dieser Stadt und gar viel Bauern der Dörfer und Höfe kennen mich gut, der ich in der Weltlichkeit Arn hieß, des Helmbrecht Sohn aus Salzburg. Und wisset wohl: ich war der Jägermeister des Bischofs und war aller Weltlinge weltlichster und sündigster. Aus dem Bayerland war ich und allerwegs gerichtet nicht auf das Geistliche und Himmlische, sondern auf das Fleischliche und Irdische: kein Felsgrat in meinen Bergen war mir zu steil vom Wetterstein bis zum hohen Ortler: wohin der schwindelfreie Gemsbock stieg, da stieg ich nach. Des

Weines trank ich mehr als drei Männer zusammen und mit drei Männern zumal zu raufen hab' ich mich nie gescheut. Dem Bären ging ich an den Leib, allein, Schwert in Hand. Beim Reigentanz war ich der erste auf dem Platz und der letzte, aber auch beim Waffentanz in Pusterthal und Krain mit Wenden, mit Arabern und Welschen in Calabria. Ach und manche Maid in manchem Land hab' ich zerstört durch meine wilde Minne! Und viel, viel Blut von Erschlagenen — in Krieg und in Frieden! — klebt an meinen Händen. Viel öfter lief ich zu Wald mit Rado, dem argen, argen Heiden — dort steht er und wendet sich finster von mir! — als in den Dom, wann der Bischof die Messe sang. Diese Welt, diese lustige Erde, mit Jagdhornklang und Becherschwang und Speeredrang und Mädchenfang: — sie war mein alles. Und als nun vor vielen Monden zuerst das Wort vom nahenden Gericht auch in unseren Gau drang, da war keiner unter all den Dienstleuten des Bischofs, der weniger daran glaubte, der übermütiger, frevelhafter — verzeihe mir Sankt Petrus! — darüber spottete als ich. Und gerade mich wählte er als seinen Boten nach Rom. Wie lachte mein sündhaft begehrlich Herz bei dem willkommenen Auftrag! Ich freute mich auf ein üppig Feld von Sünden und ich trieb's danach von hier bis Rom. Auch Rom machte mich durchaus nicht besser. Nicht einmal das Grab der Apostelfürsten! Aber bald darauf — da kam über mich die erlösende Zermalmung, die beseligende Zerknirschung, die errettende Verfinsterung des natürlichen Verstandes durch das Übernatürliche, das Wunder, das unsrer sündhaft stolzen Vernunft eitel Thorheit ist."

V.

„Ich erforschte, der Papst weilte zur Zeit nicht in der ewigen Stadt. Er war mit dem Herrn Kaiser und mit großem Gefolge von Geistlichen und Laien — und viele Tausende von Römern und Welschen aus der Campagna hatten sich alsbald dem Zug angeschlossen — gepilgert nach dem Kloster des heiligen Michael auf dem Berge Garganus zu Nilus, dem greisen Einsiedler, der in einer Höhle jenes Berges hauste. Viele, viele Wunder hatte der Herr durch ihn bereits gethan, der auch zuerst schon seit Monaten die große Botschaft von dem nahenden Gericht verkündet hatte. Der Herr Papst hatte sich heftig wider jene Verkündung gesträubt: er beschloß, mit allen seinen gelehrtesten Priestern und Scholarchen und mit einem ganzen Lastwagen voll heiliger Schriften — den Beweismitteln für seinen Unglauben! — selbst hinzuziehen zu dem Manne Gottes: denn der hatte sich geweigert, auf den Ruf des Herrn Papstes nach Rom zu diesem zu kommen: Sankt Petrus hatte ihm im Traumgesicht verboten, die enge Felsenhöhle zu verlassen, bevor die Engel des Gerichts ihn selbst daraus abholen würden. Und wollte der Herr Papst durch seine fast zauberhafte Gelehrsamkeit den schlichten Einsiedler widerlegen, und ihm — bei Strafe der Ausstoßung aus der kirchlichen Gemeinschaft — verbieten, — ganz wie vorhin jener Bischof mir! — solche Schrecknisse zu verbreiten unter dem Volke. Der Herr Kaiser begleitete ihn: seine schwärmerisch glühende Jünglingsseele vertraute viel mehr als der gelehrte Papst dem Worte des großen Büßers: denn der Greis hatte ihm schon manches geweissagt von Plänen seiner Feinde in Rom, und alles war eingetroffen. Ich aber — als sie mir das erzählten — ich

Frevler lachte laut und spottete — der Heilige hat es mir in der Beichte vergeben! —: ‚ei, hat der alte Schlaukopf so gute Späher in Rom?‘ Und also, lachenden, höhnenden Mundes all den Weg über, eilte ich tagelang von Rom gen Süden bis zum Berge Garganus durch das Volk hin, das zu vielen, vielen Tausenden zu Fuß, oft auf den Knieen rutschend, schwere Eisenketten schleppend, die nackten Rücken geißelnd bis aufs Blut, unablässig Psalmen singend und betend alle Wege, die von Nord nach Süd zu dem Weissager führten, wimmelnd bedeckten wie wandernde Ämsen. Und als ich endlich an dem Fuße des steilen Berges vom Gaule sprang, rief ich meinem Roßknecht zu: ‚Jetzt paß auf! Denn jedenfalls erlebst du heut' ein Wunder. Ich steige jetzt da hinauf zu dem Alten. Steige ich ungläubig herunter — ist's ein großes Wunder für all' die Tausende, die da herum kriechen und knieen und klettern. Steig' ich aber gläubig herunter, mein Sohn, dann ist's ein noch viel größer Wunder — für mich.‘

Aber ich stieg gar nicht mehr herunter! Ein Weltling stieg hinauf: — einen Mönch trugen sie herab. Denn .... ah meine Freunde! Wie soll ich's euch schildern! Als ich endlich durch das Gedränge der Hunderte und Tausende die Höhe erstiegen hatte, da ergriff mich, den schwindelfreien Gemsenschütz, alsbald ein seltsam kreiselnd Schwirren im Kopfe. Furchtbar heiß brannte die kalabrische Mittagssonne gerade senkrecht auf die nackten Schieferfelsen: nirgends ein Baum, ein Strauch, nirgends ein Streifen Schattens! — Und stundenlang mußte ich so harren, an dem Platz, an dem mich, nachdem ich die Hochplatte erstiegen, ein Priester eingereiht hatte hinter vielen hundert andern Pilgern, die vor mir eingetroffen waren und nun alle harren mußten, bis sie nachrücken konnten in die enge Höhle. Viele Stunden stand ich so!

Die Welschen sind's gewöhnt, barhaupt in der ärgsten Sonnenglut auszuhalten: und ich — ich — mußte es nun auch. Denn meinen breitrandigen Reisehut, den ich allein trotzig auf dem Kopf behalten hatte, als ich in die Reihe trat, den hatten sie mir flugs abgerissen und den Felshang hinuntergeworfen: — raufen konnt' ich nicht: konnt' ich doch die Arme nicht heben, so eng war ich eingekeilt. Und mir war, als finge unter der stechenden Mittagssonne mein Gehirn an zu sieden, nein, zu braten: ich konnte kaum mehr denken: in meinen Ohren sang es wie das Gesumms von ganzen Heerscharen von Mücken!

Endlich — traf uns die Reihe.

Kaum trugen mich die Füße noch die paar Schritte bis an den Eingang der Höhle: meine Schläfe pochten. Da empfing mich in dem Eingang ein solch furchtbares Geschmetter von Posaunen und Drommeten, daß ich glaubte, der Kopf platze mir auseinander.

Und ein Weihrauchduft, wie ich ihn so süß, aber auch so betäubend stark nie geschmeckt, quoll und qualmte mir entgegen: mit Mühe rang ich nach Luft! Und aus dem Hintergrund der schmalen, aber sehr langen Grotte strahlte mir in dem ganz dunkeln Eingang entgegen ein Meer von Licht, von tausend und aber tausend Kerzen: geblendet, schloß ich die Augen: sie zuckten mir vor Schmerz. Aber gleich that ich sie wieder auf, erschrocken, erschüttert bis in den Grund der Seele.

Denn eine Mark durchbohrende Stimme, die aus dem Grabe, — nein doch! aus der andern Welt! — zu dringen schien, schlug an mein Ohr: „Bereue! Büße! Das Gericht ist nah."

Und ich sah mir gegenüber den Heiligen!

O meine Lieben, das war kein Mensch mehr! Eine hohe hagere Gestalt, nackt bis zum Gürtel. Das gewaltige

Haupt umflattert von wirrem weißem Haar: aus tiefen Höhlen sprühten die kohlschwarzen verzückten Augen Feuer: man sah ihnen an, die schauten Himmel und Hölle offen. Und neben ihm kniete, in einem härenen Gewand, Asche auf dem Haupte — gar wohl kannte ich ihn aus unserem letzten Kriegszuge gegen die empörten Römer, — der Herr Papst, der gelehrte Sylvester, und er, der Stolz der Wissenschaft, küßte demütig die halbnackten Füße und umschlang seine Kniee und rief: ‚Ich büße! ich bereue! Ich bereue meinen hochfärtigen Unglauben! Denn wahrlich, wahrlich ich sage euch: diesem Ungelehrten hat der Herr sich offenbart. Und das Gericht des Herrn ist nahe.‘

Wohl schlug mir das Herz vor Grauen an die Rippen, daß ich meinte, es müsse mir zerspringen. Aber es war ein gar trotzig Herz und wollte nicht nachgeben. ‚Ach was,‘ sagte zu mir dies sündhafte Herz: ‚Pfaff ist Pfaff: auch der Herr Papst ist Pfaff: — leicht glaubt er dem andern Pfaffen.‘ Aber da — o meine Geliebten . . .!“

Und überwältigt von der Erinnerung knickte die hünenhafte Gestalt zusammen; der Mönch brach in lautes Schluchzen aus, der Kopf schlug ihm mit der Stirn auf dem Gerüst auf.

Das wirkte noch mehr als alle seine Worte. Ein Murmeln des Grauens lief durch die Menge. Die Männer zitterten vor Erregung, viele Weiber ergriff krampfhaftes Weinen: selbst Herr Heinrich preßte die Linke auf das tapfere Herz.

VI.

Aber schon erhob Monitor wieder das Haupt und fuhr fort: „Da ersah ich zur Linken des Heiligen einen andern knieen! Wohl kannt' ich auch den — und doch! — ich erkannte ihn kaum wieder. Eine herrliche blühende Jünglingsgestalt — von goldenem Gelock das Haupt umwallt — schön wie die marmornen nackten Götter, die man zu Rom aus dem Schutte der Heidentempel gräbt. Nackt war auch der Jüngling, bis auf einen Lendenschurz von schwarzer Schafwolle: — und in Bächen, in Strömen rieselte ihm das rote Blut von Rücken, Brust, Seiten und Beinen. Denn unabläßig, grimmig, mit aller Kraft seines Armes geißelte sich vor allem Volk der Jüngling mit einer siebensträngigen Geißel, ein Eisenstachel am Ende jedes Stranges, und unabläßig schrie und keuchte er mit schon versagender Stimme: ‚Ich büße, ich bereue. Ich bereue jeden Gedanken, den ich jemals der Welt und ihrer nichtigen Herrlichkeit zugewendet und dem Reiche des Herrn entzogen habe. Denn — schon seh' ich es vor Augen! — es nahet das Gericht des Herrn!' Und nun — denn ich meinte, die Stimme zu erkennen — nun schärfte ich meine Augen, auch das Antlitz des schönen Jünglings in der Weihrauchwolke genau zu sehen . . . .

— O Heiland der Welt! — — —

Ja, er war es! Aber wie furchtbar verwandelt, wie entstellt, wie abgethan all' der freudigen stolzen Herrlichkeit, die einst ihn geschmückt, unsere Freude, unseren Stolz. Denn — hört es, höret es alle! — er, der uns allen das leuchtende Beispiel des Glaubens und der blutigsten Büßung gab — er, der zum Entsetzen herabgemagert, nackt, wie ein Verbrecher bei dem Staupenschlag, vor allem Volk sich

selbst zergeißelte — Er war es — mein Herr, euer, unser aller Herr: es war des großen Otto herrlicher Enkel, der Deutschen und der Lombarden König, des römischen Kaisers Majestät, der Herr der Welt — Herr Otto war's der Dritte!"

Da ging ein Stöhnen, ein dumpfer Schrei des tiefsten Wehs über den Jammer aller irdischen Größe und doch auch einer gewissen grausigen Wonne durch die vielen Hunderte hin.

„Und nun," fuhr der Mönch, sich hoch aufrichtend, fort: „Nun geschah mir das Ärgste. Ich wankte, meiner Sinne nicht mehr mächtig, dem blutüberströmten nackten Jüngling entgegen, ich streckte meine beiden Hände gegen ihn aus: — da — da traf sein Auge auf das meine, er erkannte mich und in wildem Schrecken schrie er: ‚Wehe, weh! Ich kenne dich! Du bist Arn, der wilde, arge Arn, der Genosse so vieler meiner Sünden in Krieg und Jagd und Gelag. Ach, du heiliger Mann Gottes! Das ist derselbe — man hat ihn erkannt, wie er davonjagte aus dem Thore von Florenz und hat es mir gemeldet — der auf dem Marktplatz dort, auf Antrieb und in der Larve des Teufels, unter die Büßenden sprengte. Er trägt einen Dämon im Leib. Er ist besessen. Heiliger Mann Gottes, treibe den Teufel aus seiner Seele.'

Und ohnmächtig sank der junge Kaiser zusammen.

Nun aber — wehe! wie geschah mir! Alle, alle um mich her schrieen: ‚Er hat einen Dämon! Er hat einen Dämon!' Und der fürchterliche, der hagere Heilige schritt gerade gegen mich heran und streckte die beiden knöchernen Arme gegen mich aus und bohrte mir die brennenden Augen in meine glanzgeblendeten, schmerzenden Augen und sprach in schauerlichem Grabeston: ‚Ja, ich sehe es, mein Sohn: aber nicht Einen Dämon, vier Dämonen trägst du in dir

von Jugend auf: den Saufdämon, den Wollustdämon, den Kampfdämon, den Spottdämon. Ich aber — ich bin vom Herrn berufen sie von dir auszutreiben und deshalb hat dich der Herr hierher gesandt zu dieser Stunde. Auf, ihr Gerechten und Geheiligten, greift ihn, bindet ihn und geißelt ihn bis aufs Blut.‘

Ich schrie auf!

Aber nicht aus Furcht vor den Schlägen, die nun von zwanzig Geißeln auf mich niederhagelten: nein, wahrlich nein! Sondern ich schrie auf vor Entsetzen über mich selbst, vor Grauen über mein vergangenes Leben, aus Furcht vor den Teufeln in mir. Ich schrie, weil ich's fühlte, weil ich's denken mußte in meinem brennenden Hirn: ‚Er hat Recht! Weissagend hat der Heilige, der mich nie gesehen, mein Inneres, und den Inhalt meines Lebens aus meinen Augen gelesen.‘ Und ich spürte, wie die Dämonen in mir sich bäumten und wanden, wie aufsteigende Schlangen. Und ich schrie mit letzter Kraft: ‚Ja, ja, ihr Frommen! Der Heilige sprach wahr. Ein Wunder! Ein Wunder! Er hat sie erkannt, — die Dämonen, von denen ich besessen bin dreißig Jahre. O treibt sie aus! O rettet meine Seele.‘

Das war das letzte, was ich hörte und wußte auf lange, lange Zeit.

Als ich meiner Sinne wieder mächtig war, lag ich in dem Krankensaal des Klosters des heiligen Michael und stak in der Kutte der schwarzen Brüder von Garganus.

Und an meinem Pfühle saßen der Herr Kaiser zur Linken und der Herr Papst zur Rechten, zu meinen Häupten aber stand der Heilige, und sprach: ‚Sehet, es ist geschehen, wie ich gebetet, wie ich geweissagt. Er sollte ja sterben müssen, sprach euer griechischer Arzt, Herr Kaiser, an »sideratio« wie er's nannte: — Sonnenstich, das sollte

das ganze Wunder sein! Ich aber fragte den gelehrten Spötter: Ei, hat die Sonne auch seine Seele gestochen? Warum ist er geworden aus einem Saulus ein Paulus? Wahrlich, wahrlich ich sage euch: ich kleide diesen geretteten Sünder in das Gewand meiner schwarzen Brüder und er wird nicht sterben. Oder, wenn er stirbt, wird er nach dreien Tagen wieder auferstehen von den Toten. So sprach ich. Wohlan: es ist der dritte Tag — er schlägt die Augen auf — er ist genesen. Ausgefahren aber von ihm auf immerdar sind seine vier Dämonen.' —

Und er beugte sich über mich und sah mir in den Grund der Seele mit diesen überirdischen Augen und forschte feierlich: ‚Ich frage dich im Namen des Herrn, mein Sohn: nicht wahr, du bereuest, du büßest und du glaubst an das Nahen des Gerichts?' Und bei dem Klange dieser Stimme kam mir zurück die Erinnerung an alles, was ich in der Höhle gehört, gesehen und erlebt, und erschauernd sprach ich: ‚Ja, du Heiliger des Herrn, ich bereue, ich büße und ich glaube an das Nahen des Gerichts.' Da warfen sich der Herr Papst und der Herr Kaiser zu des Heiligen Füßen und umfingen seine Kniee und küßten sie und der Herr Papst rief: ‚Heil mir, nun hab ich, was ich immer gewünscht zur Verscheuchung meiner Zweifel: nun hab ich eines deiner Wunder mit Augen gesehen!'

Der junge Kaiser aber schluchzte unter Thränen: ‚Wohl mir, daß ich nie an dir gezweifelt, du Heiliger des Herrn.' Und ich beichtete dem Propheten. Und als Buße — ach wie geringe Buße! — legte er mir auf, von Stund an nie mehr im Leben Fleisch zu essen und überhaupt nur jeden dritten Tag Speise zu nehmen und nie mehr Wein. Und sprach zuletzt: ‚Du ziehest aus als des heiligen Vaters Sendbote und als der meine. Weil du verspottet hast das Nahen des Gerichts, sollst du das Nahen des Gerichts

verkünden unter den Menschen deiner Heimat, in dem Land Italien aber nur auf dem Marktplatz zu Florenz: wo der Dämon des Hohnes aus dir sprach, soll der heilige Geist der Wahrheit aus dir sprechen. Und wenn dir in deiner Heimat die Weltlinge nicht glauben und dich verhöhnen, so wird das die gerechte Strafe sein deines Hohnes. Wenn sie dir aber glauben, wirst du noch vor dem Nahen des Gerichts erretten die Seelen Vieler und dadurch auch die eigene: denn jener Errettung wird dir der ewige Richter anrechnen als ein gutes Werk.‘

Und bald darauf erhielt ich des Herrn Papstes Brief und Siegel und diese schwarze Fahne und vom Herrn Kaiser diesen stattlichen Wagen und die vier Rappen und zog aus auf meine heilige Sendung. Und der Herr hat sie gesegnet von Florentia an, — wo sie mein Carroccio ausspannten und den bekehrten Sünder im Triumph auf ihren Schultern über den Marktplatz in die Kirche trugen, — bis hierher: ihr sehet diese Hunderte von Geretteten.

Ihr aber, o Bischof und ihr Priester von Würzburg und ihr Bischofsmannen und Bürger und Bauern — o thuet desgleichen wie diese. Verstocket nicht eure Herzen! Ihr seht das Wunder vor Augen: das große, das der Heilige gethan hat an Arn, dem argen Sünder. So befolgt denn des Herrn Papstes, des Herrn Kaisers, des heiligen Nilus Gebot. Büßet, büßet und glaubet, das Gericht ist nah: um Mitternacht dieser Sommersonnwend — noch wenige Wochen sind's — geht die Welt in Flammen auf und der jüngste Tag bricht an.“

Da stürzte der Mönch bewußtlos zusammen: Schaum trat ihm vor die Lippen: seine Kraft war erschöpft: er sank mitsamt seiner riesigen schwarzen Fahne in die Arme eines seiner Genossen: die drei andern aber setzten wieder die Posaunen an den Mund und bliesen und schmetterten,

als erschallten schon jetzt die Posaunen des Gerichts: sie hieben auf die schwarzen Rosse ein: diese zogen an — vorwärts rollte langsam der schwere hohe Wagen und ihm folgte singend und schreiend und heulend alles Volk, die Hunderte von Ankömmlingen, und die Tausende von Bürgern und Bauern — alles wälzte sich unaufhaltsam gegen die Stadt zu: der Bischof und sein Gefolge vermochten weder seitwärts auszuweichen noch den gewaltigen Strom der wild Erregten, der Verzweifelnden aufzuhalten: willenlos wurden sie mit fortgetragen von dem wogenden Gewühl.

Viertes Buch.

I.

Jetzt gab es Arbeit für den Bischof von Würzburg, geistliche und weltliche! —

Die Wirkungen des Glaubens an das demnächst hereinbrechende Weltende waren im ganzen Abendland gewaltig. Freilich nicht überall gleich starke: In Italien, im Süden von Frankreich wurde die Bevölkerung, an sich von lebhafterer Empfindungsweise und leichter erregbar, in größeren Mengen und leidenschaftlicher ergriffen, weil so nahe den Quellen, von denen die Verkündung ausströmte: süditalische Einsiedler, zuletzt auch Rom. Die kühleren Deutschen nahmen die Sache kühler, mit häufigerer Bezweifelung und, auch wo sie glaubten, mit festerer Haltung auf; in manche Landschaften des Nordens und Ostens war das Gerücht kaum gelangt.

Allein wo, wie im Würzburgischen geschehen war, ein Bote, unmittelbar von Papst und Kaiser und heiligem Wunderthäter entsendet, ein Bote, befeuert von schwärmerisch verzücktem, felsenfestem Glauben, selbst durch ein Wunder erst zu diesem Glauben bekehrt, das schaurige Wort verkündete, — da war die Wirkung eine furchtbare, eine fortreißende. Nicht einer und nicht eine, die den Aufzug des Mönches und seine Bußmahnung auf jener Fest-

wiese gesehen und gehört, verharrte im Unglauben, hegte noch Zweifel; sogar der alte Rado raunte Hellmuth zu: „Ja, zur Sonnwend! Ist richtig! Ich wußt' es längst. Die Welt geht unter, — aber anders als die Pfaffen wähnen.“

Supfo hatte wichtiger Geschäfte gewaltet und an jenem Nachmittag den Keller nicht verlassen.

Noch am selben Tage hatte sich der Zug des Mönches durch die Stadt hindurch den Fluß hinab weiter gewälzt: der Bischof hatte, mancherlei Wirren in der Gemeinde besorgend, die baldige Entfernung des starken Haufens in jeder Weise begünstigt und beschleunigt.

Eines der ersten Geschäfte Herrn Heinrichs, sobald er in seinen Hof zurückgelangt war, bestand darin, daß er einen Eilboten in die Gegend von Bamberg sandte, wo er noch die Lagerung der wendischen Söldner vermutete, mit dem strengen Befehl an Berengar, die Verhandlungen abzubrechen, das etwa bereits Bezahlte zu opfern und schleunigst zurückzukehren. Es hatte keinen Sinn mehr, für Sankt Burchhard eine Grafschaft zu erkämpfen, die in wenigen Wochen in Feuer aufging.

Im übrigen aber hielt der tüchtige, klar-verständige Mann streng darauf, daß, unerachtet der frommen Vorbereitung durch Gebet und Bußen, jeder seine obliegenden weltlichen Pflichten streng und genau wie immer erfülle, gleichwie er selbst mit bestem Beispiel darin voranging: er sah voraus, was die Erfahrung der nächsten Tage schon bestätigte, daß die Wirkungen jenes Glaubens keineswegs bloß fromme, wohlthätige, sittliche sein würden.

Gegenüber der maßlosen Aufregung der Gemüter, der Furcht vor Tod und Hölle, die zu unthätigem Brüten, zu leidenschaftlichen Ausbrüchen, zur Lockerung aller hergebrachten Bande, zur Vernachlässigung aller Gewohnheiten

und Geschäfte verführte, war das einzige Heilmittel die strenge treue Erfüllung jeder Pflicht, auch der weltlichen. Unermüdlich schärfte er das wie in seinen nun täglichen Predigten, so im Beichtstuhl und im Verkehr mit Geistlichen und Laien ein.

Und wahrlich: es that not!

Die meisten freilich, die Frauen und Mädchen fast ausnahmslos, und auch der weitaus größte Teil der Männer wurden durch die Erwartung des nahenden Endes zur Zerknirschung, Reue und Buße getrieben. Und die Furcht vor dem Zorne des allwissenden Richters bewog Unzählige, nach der sehr bedenklichen Sittenlehre nicht der Kirche zwar, wohl aber der Zeit, die Heiligen zu bestechen, ihre Fürsprache bei dem Herrn dadurch zu gewinnen, daß sie den Heiligen: das heißt deren Kirchen, Klöstern und frommen Stiftungen Geschenke zuwendeten soviel sie nur konnten. Viele, viele Tausende errichteten damals Schenkungen an die Kirchen von Land und Leuten, von nutzbringenden Hoheitsrechten, von Häusern und Feldern, von barem Geld, von Gold- und Silbergerät und Schmuck. Auch dem Bischof von Würzburg wurden jetzt für Sankt Kilian, Sankt Burchhard und andre Heilige solche Vergabungen in einer kaum zu bewältigenden Fülle aufgedrängt. Wenig Freude hatte Herr Heinrich an diesen Äußerungen einer Frömmigkeit, die dem Schenker den Genuß nur auf drei Wochen noch entzog, dem Heiligen nur auf drei Wochen zuwandte und durchaus nicht in Selbstverleugnung, sondern in jämmerlicher Furcht vor den Höllenqualen ihren Beweggrund hatte.

Allein ausschlagen durfte er das Dargebrachte nicht: — das verboten die Canones! — Auch würde die Zurückweisung die Leute erbittert, zur Verzweiflung, zu wüstem vergeudenden Genuß getrieben haben. In solchen Mengen aber drängten sich Schenkungsurkunden und geschenkte Fahr-

habe zusammen, daß er außer dem Bischofshaus auch noch andre verfügbare Räume zur Aufnahme anweisen mußte. Auch das bisher von den beiden Mädchen bewohnte Haus ward hierzu bestimmt: die Freundinnen mußten sich trennen. Denn der Bischof bestand darauf, daß der Eintritt Minnegardens in das Kloster nun doch noch zu geschehen habe. Das Widerstreben der Weinenden, die geltend machte, nun könne es doch darauf nicht mehr ankommen, ob sie nächstens als Weltkind oder als Nonne sterbe, wies er gütig, aber bestimmt zurück. Er würde, gestand er ihr, wäre der Bescheid des Papstes anders ausgefallen, ihr vielleicht nachgegeben haben, da er längst erkannt habe, wie wenig das Alpenkind zum Kloster neige und dafür tauge, wie so ganz auf andre Dinge ihr Sinn gerichtet sei. Aber nun, da alle solche Hoffnungen und Wünsche doch ausgeschlossen, nun sei es Pflicht, den letzten Wunsch der Mutter zu erfüllen: auch teilte er den allgemeinen festen Glauben der Zeit, es sterbe sich viel seliger im Nonnen- oder Mönchsgewand denn in weltlicher Tracht; er machte mit dieser Versicherung freilich wenig Eindruck auf das Mädchen! Schon daß sie sterben müsse, bevor sie in das Himmelreich eintreten könne, fand sie recht hart; sie hatte gemeint, nachdem der Herr die Menschen, die er lebend antreffe, lebend richte, könnte er sie wohl auch gleich lebend mit in den Himmel nehmen. Da hatte sie denn zu lernen, daß jenes Leben ein andres als das auf Erden und daß nur wenigen Auserwählten verstattet sei, ohne den Tod zu schauen, in den Himmel einzugehen.

So ward die Tieftraurige untergebracht in das Haus der „Religiosen", das nördlich der Stadt vor dem Holzthor, aber innerhalb des Pfahlhags auf dem rechten Ufer flußabwärts an der heutigen Straße nach Veitshöchheim lag: hier ward sie von den frommen Frauen für die Ein-

kleidung vorbereitet, die — nach Anordnung des Bischofs — von diesem selbst in dem Dom in der letzten Stunde vor Mitternacht vorgenommen werden sollte.

Edel bezog mit Malwine, der alten Pflegerin, ein kleines, dem Bischof gehöriges Häuslein, das, gerade dem Religiosenhaus entgegengesetzt, flußaufwärts vor dem Südthor und der Sandvorstadt in der Nähe der großen Festwiese, aber auch außerhalb des Pfahlhags lag. Sonder Abschied hatte Fulko die Geliebte müssen ziehen lassen; denn er wie Hellmuth wurden gleich in den nächsten Tagen nach jenem verhängnisvollen Schützenfest von Herrn Heinrich sehr häufig außerhalb der Stadt im Gau verwendet. Der waffenfrohe Bischof fand nämlich neben der unablässigen geistlichen auch weltliche, kriegerische Arbeit in diesen Wochen. Denn keineswegs alle Seelen wurden durch den Gedanken des nahen Endes zerknirscht: es gab doch auch gar viele rohe, kraftstrotzende Männer, in der Vollkraft der Jahre, in welchen umgekehrt die Flammen der Genußgier noch einmal wild aufloderten bei der Vorstellung des baldigen Erlöschens für immerdar. Von wahnsinnigem Drang nach Erdenlust jeder Art ergriffen, betäubten sie ihre Angst vor dem Tod und fröhnten zugleich ihrer Sinnengier in wüsten und verbrecherischen Thaten gegen alle Gebote der Kirche und gegen alle Gesetze des Reichs.

In der Stadt selbst hielt Herr Heinrich solche Ausbrüche nieder mit eherner Faust. Es war dem tapfern Manne sehr erwünscht, daß die Abwesenheit desjenigen, der durch sein Amt berufen war, den Landfrieden zu wahren, des Grafen, mit fast all seinen Reisigen in Italien, dem Bischof die Erfüllung dieser Pflicht zwar keineswegs von Rechts wegen aufzwang, aber doch ermöglichte und nahelegte.

Wie in anderen Teilen Deutschlands hatten sich im Waldsassen- und Rangau bei Würzburg, zumal aber auch in den armen Gegenden des Spessart, dann im Maingau, wohin der Mönch Monitor seine aufregende Verkündung zunächst getragen hatte, bewaffnete Scharen zusammengerottet. Sie suchten mit Raub und Brand die nächsten Herrensitze, ja auch Klöster heim, sie erbrachen hier die vollen Weinkeller, die strotzenden Vorratskammern ihrer Herren — die oft ihre Peiniger gewesen waren — oder ihrer reicheren Nachbarn und nahmen sich mit der Faust zu einem letzten Rausch, zu einer letzten Völlerei, was ja doch in wenigen Tagen dem Untergang geweiht war: auch manche Weiber und Mädchen rissen sie zu wilden, schamlosen Reigen und oft zu schlimmeren Dingen fort.

Es waren meist Unfreie, die ihren Herren entlaufen waren, entsprungene Gefangene, Landstreicher, Waldgänger, Räuber, unzufriedene verarmte Kleinbauern. Schwer aber fiel es Herrn Heinrich aufs Herz, als ihm gemeldet wurde, auch viele jener Bauleute seien darunter, die er plötzlich aus Arbeit, Brot und Lohn entlassen hatte.

Daß so er — er selbst! — die Scharen jener Mordbrenner verstärkt habe, — das legte ihm die rasche, kraftvolle Dämpfung der Unruhen noch besonders als Pflicht auf das Gewissen.

So gab er sich denn mit heißem Eifer wie mit altbewährter Stärke und Umsicht dieser kriegerischen, staatlichen Aufgabe hin. In einer kampffreudigen Predigt in der in diesen Tagen immer bis auf den letzten Fleck gefüllten Domkirche forderte er alle wehrfähigen Bürger der Stadt und des Gaues auf, sich zu waffnen: — er stellte ihnen die eigne reiche Waffensammlung zur Verfügung — und zusammen mit seinen Dienstmannen unter Führung seiner Ritter die Umgegend zu durchstreifen, die bedrohten offenen Landsitze,

Dörfer und Klöster zu schützen, die Banden aufzusuchen und zu zerstreuen.

Seine flammende Beredsamkeit — „wie ein Herzog sprach er, nicht wie ein Pfaff," meinte Fulko begeistert — hatte guten Erfolg: wohl ein paar hundert Bewaffnete sammelten sich alsbald um den Bischofshof: hatte er doch solches Thun für gottwohlgefälliger und verdienstlicher noch denn Fasten und Beten erklärt! Und eine Freude und heiß erwünschte Erholung von den jetzt fast erdrückenden geistlichen Geschäften war es ihm, gelegentlich selbst, hoch zu Roß, die Sturmhaube auf dem Haupt, das Schwert in der Faust auszuziehen — nicht gerade ganz im Geist der Canones! — an der Spitze einer solchen gewaffneten Schar und eine Rotte von Räubern und Landbrennern auseinanderzusprengen, wie sie Aschaffenburg im Nordwesten, Kissingen im Südosten bedroht und geschädigt, aber auch im Waldsassengau in der Nähe von Würzburg selbst Holzkirchen, Helmstädt, Utingen, Römlingen, Fotingen, Birkenfeld, Himmelstadt, Steinbach, Trifenfeld heimgesucht hatten mit Gewalt und Plünderung. Da hatten außer dem Bischof selbst seine Junker die Hände voll kriegerischer Arbeit. „Es ist all nicht genug," schalt gleichwohl Hellmuth. „Sie halten nicht Stand, die feigen Schächer. O nur noch Ein tüchtig Einhauen vor dem Ende!"

II.

Aber neben allen geistlichen und weltlichen Aufregungen dieser Wochen irdischen Daseins gingen doch die Dinge des täglichen Lebens, dessen Erfordernisse und Bedingungen

— in seltsamem Gegensatz zu jenen außerordentlichen Geschehnissen — ihren hergebrachten Gang: die Leute sahen dem Ende entgegen: aber einstweilen wollten sie doch schlafen und trinken und — wenn sie nicht gerade das Fasten sich vorgesteckt hatten — auch essen.

Herr Heinrich hörte einmal, wie er die Eingangshalle des Erdgeschosses durchschritt, seines treuen Supfo Stimme gewaltig schelten: laut drang aus der Tiefe des Kellergewölbes seine schallende Rede an die Oberwelt, verbrämt mit manchem nicht gerade bischöflich gedachten Kernfluch. Das bewog den Seelenhirten, zu verweilen und an seinem Kellermeister im Vorüberwandeln ein wenig Seelsorge zu treiben. Er blieb stehen, beugte sich über das Geländer der steinernen Kellerstufen und rief hinab: „Aber Supfo! Schämst du dich nicht? Es wird wohl dein Werk, was immer es sei, auch ungeflucht von statten gehen. Aber nichts als: ‚Donner!‘ und ‚Donnerstrahl!‘ Was bringt dich denn so auf?“ „Nun, Herr Hezilo!“ antwortete der Runde, der langsam ein paar Stufen entgegen humpelte. „Wenn das einen Christenmenschen nicht aufbringen soll! Was haben sie gethan, diese Eselfüllen von Kellerjungen? Den köstlichen Trank vom Stein schon aufgespundet. Jetzt hält er sich kaum mehr zwei Jahre!“ — „Aber Supfo! In zwei Wochen ist ja alles aus!“ — „Ja — ja! — Jawohl! — Aber nichtsdestoweniger! — Wie habt Ihr erst gestern wieder so schön gepredigt in der Vesper (— wie jetzt schon so oft, daß ich's auswendig weiß!)? ‚Geliebte in dem Herrn! Vor allem fahret fort, eure Pflicht zu thun in allen Stücken, im kleinen wie im großen‘ (der Steinwein ist aber nichts Kleines!) ‚als ginge es noch immer so fort wie von je.‘“

„‚Ohne doch (fügte ich bei) durch solche Geschäfte euere Gedanken ablenken zu lassen von dem nahen Ende.‘ —

Du aber scheinst ein sehr gutes Gewissen oder — noch immer! — einen herzhaften Vorrat Leichtsinn zu besitzen." „Beides, lieber Herr," beteuerte der Kellerer treuherzig, die Hand auf sein Schurzfell legend in die Grenzgebiete zwischen Herz und Bauch. „Was hast du denn aber da?" forschte der Bischof sich tiefer bückend. „In der großen Kiste, die du dort in den Nebenkeller schaffen lässest?" — „Das? Das . . .? Das kleine Kästlein, meint Ihr? O . . das . . das ist nichts . . . von Bedeutung." — „Was ist darin? Kirchengerät?" — „O nein, im Gegenteil — sozusagen! Es sind Schläuche — von . . . von dem Griechenwein, den weiland Frau Theophano, — Gott hab' sie selig! (werdet sie ja auch nun bald wiederschauen: ob sie wohl noch so schön ist?) — Euch oder vielmehr, wie es in ihrem Schreiben hieß, Sankt Burchhard (der aber schon lange — zu Lichtmeß waren es zweihundertsechsundvierzig Jahre! — seinen letzten Trunk gethan), also doch wohl Euch verehrt hat. Der Griechenwein steht hier der Kellerarbeit im Wege und . . ." „Lauter überflüssig Thun!" schalt der Bischof und schritt zum Thor hinaus, im nahen Dom wieder Beichte zu hören. „Ganz unnütz!" „Wer weiß?" meinte Supfo und sah ihm verschmitzt lächelnd nach.

III.

Wenige Tage danach — es war schon dunkler Abend — kam Junker Fulko von einem Streifzug in der Umgegend — mainaufwärts — gegen die Landschädiger zurück. Er hatte sein Häuflein in dem Thore der Vorstadt auf

dem Sand entlassen, Orco, seinen schönen Rapphengst, dem Roßwart übergeben und schritt nun in tiefe — ach! nicht mehr hoffnungsfreudige — Gedanken verloren durch die schmale Gasse, die innerhalb der Umwallung von Ost nach West an den Fluß führte; er wollte sich von da allmählich an das Religiosenhaus heranpirschen, zu versuchen, ob es nicht endlich gelinge, einen Blick auf oder von Minnegard zu erhaschen; bisher war die Hut der frommen Schwestern nicht zu durchbrechen gewesen! Er summte den Anfang eines werdenden Liedchens vor sich hin in der Dämmerung:

„Wes Auge je dein inne ward,
O zauberschöne Minnegard ...“

Da drang aus der noch engeren Quergasse, welche die Straße von Nord nach Süd kreuzte, lautes Gekläff eines Hundes, dazwischen durch der Streit zweier menschlicher Stimmen, zuletzt etwas wie ein Hilfeschrei: und das war nicht eines Mannes Stimme.

Im Augenblick stand der Ritter in der ziemlich dunkeln Gasse: an deren Südende sah er gerade noch zwei blonde Zöpfe fliegen, während ein zottiges Grauhündlein, mit zornigem Gebell vorstoßend, den Rückzug seiner Herrin deckte.

„He, Junker Blandinus! Bei Euerem Sankt Markus! Schon wieder einmal beim Kinderquälen und im Köterkampf?“ rief Fulko. „Könnt Ihr denn nicht warten bis diese Kirsche reif? Noch ist sie zu sauer — wenigstens für Euch. Ja so! Warten! — In vierzehn Tagen ..! Gleichviel, laßt mir das dicke Kind zufrieden oder ....“ „Tod und Teufel! Ich liebe das holde Geschöpf und würde sie zur Dogaressa machen, ging nicht — leider! — vorher — zufällig die Welt unter!“ rief der Venetianer, blitzschnell sich wendend und die schmale Stoßklinge herausreißend. „Was geht's Euch an, Provençale! Seid Ihr

des Mädchens Muntwalt oder der meine? Zieht! Was habt Ihr mich zu stören? Zieht, sag ich." Aber Herr Fulko hatte schon gezogen und wehrte ruhig, jedoch nachdrücklich die hitzigen Stöße ab, mit welchen der Erbitterte auf ihn eindrang. „Brav, brav," lachte der Sänger. „Das war sogar recht hübsch, dieser Doppelstoß. Aber nun ist's doch genug." Des Venetianers Klinge flog in die Luft, Fulko haschte sie behend vom Boden auf und reichte ihm mit anmutiger Verbeugung den reichvergoldeten Griff hin; beschämt steckte sie der Entwaffnete ein.

„Seht," fuhr der Sieger gutmütig fort, „so gut wie jetzt habt Ihr mir in Eurem ganzen Leben noch nicht gefallen. Das war doch ein Anflug von Mannheit, wenigstens ein Flackerzorn, und ein ganz leidlich Fechten. Hätte Euch dabei das hübsche Kind gesehen, — ich glaube, Ihr hättet stark bei ihr gewonnen. Glaubt mir, ich mein' es gut mit Euch, junger Löwe von San Marko. Es steckt was in Euch, Ihr seid gar nicht so übel. Nur laßt — für die paar noch übrigen Tage — die verfluchte Geckerei und Ziererei! — Erst werdet ein Mann, eh' Ihr Weiber gewinnen wollt. Bei Sankt Amor, ich schelte Euch nicht drum, daß Ihr verliebt seid im Angesicht des jüngsten Tages. Es wäre recht sündhaft von mir! Aber alles hübsch nach der Reihe. Nur der Starke ist des Schönen wert! Glaubt mir, merken die Mädchen, an Eurem Auftreten gegen die Männer, Ihr seid ein Mann, dann werden sie Euch nicht mehr auslachen, tretet Ihr auch gegen sie auf mit dem Begehr, weil mit dem Recht des Mannes. Hätt' ich nur mehr Zeit, zu predigen, und Ihr, mir zu folgen. Folgt mir doch noch diese Spanne Zeit. Und nun gerade erst recht in diesen Tagen. Wenn Ihr nun in Bälde steht vor Sankt Georg, dem Erzengel, der uns Ritter unter sich hat, und er Euch fragt: ‚Junker Blan-

dinus aus Venetia, was habt Ihr beschafft auf Erden? Womit habt Ihr die zwanzig Jahre, seit Ihr Hosen tragt, ausgefüllt?' Ihr müßtet ja doch vor Scham in die Erde sinken (wenn sie noch da wäre!), könntet Ihr nur sagen: ‚Den Mädchen bin ich nachgelaufen — und noch dazu oft sonder Erfolg!'"

„Ihr . . . . Ihr habt nicht Unrecht, glaub ich," sprach zögernd Blandinus, mit niedergeschlagenen Augen, — „ich will's befolgen." — „Wollt Ihr? Das ist recht! Morgen zieht einmal mit mir aus wider die tollen Bauern. Ich stehe Euch dafür: der Mann findet ganz gehörig zu reiten, zu fechten und zu trinken, der auf Kampf und Abenteuer zieht mit Fulko von Yvonne."

IV.

In der diesem Abend folgenden Nacht sprengte auf der Heerstraße von dem Südthor flußaufwärts ein ungeduldiger Reiter; immer wieder trieb er den ohnehin wacker ausgreifenden Braunen zu rascherem Lauf an. —

Die Höhen gegen Randersacker hin, auf denen heute ein edler Trank gewonnen wird, überzog damals noch dichtes Gehölz: im Unterschied von dem „Königswald" auf dem linken Ufer hieß es der „Grafenwald": denn es gehörte zu dem Amtslehen des Grafen des Waldsassengaues. Etwa eine Stunde oberhalb der Allmänndewiese bog von der breiten Heerstraße ein schmaler Reitweg links nach Osten ab und schlängelte sich durch das buschige Gelände bis zu der Höhenkrone mit ihrem finstern Urwald hinan. Diesen engen Pfad schlug der nächtliche Reiter ein.

Er mußte der Örtlichkeit genau kundig sein: denn nicht eben leicht war durch Weißdorn- und Hartriegelgesträuch der schmale Streif des Weges zu verfolgen. Freilich warf der Mond, bereits über den Höhenzug emporgestiegen, von Osten her sein phantastisches Licht auf die Abhänge gen Westen, auf die Heerstraße und den silbern glitzernden, ruhig ziehenden Fluß.

Allein der Wind trieb unablässig ziehend Gewölk über die noch nicht gefüllte Scheibe, so daß das wechselvolle Licht, geraume Zeit völlig versagend, dann wieder plötzlich auf kurze Weile grell und blendend vorbrechend aus den schwarzgrauen Wolkenflügen, vielfach mehr störte als förderte. Alsbald sah sich der Reiter, wie der Pfad steiler anstieg, genötigt, abzuspringen und das Roß am Zügel langsam bergan zu führen: trotzdem stolperte es zuweilen über die Knorrwurzeln, welche, wie dunkle Schlangen, quer über den Waldweg liefen. „Gemach, Falk! hübsch bedächtig,“ mahnte er das erschrockene Tier. „Sieh, bei Tage trägst du mich! bei Nacht, im Dunkel, wie billig, führ ich dich! Treue um Treue. Erschrick nicht! Das war nur ein Glühwurm! Aber freilich, es hauset mancherlei im nächtlichen Tanne, was mit eisigem Grausen auch an die Brust des Weidmanns rühren mag. Schon mancher zog zu Walde zur Nacht — kam nicht mit heilen Sinnen wieder daraus hervor. — Ruhig, Brauner! Das war eine fauchende Eule — und was da rot leuchtet an dem alten Baumstumpf, das ist Morschholz. Vorwärts und scheue nicht! Wir sind nicht auf schlimmem Gang!“ Nach einer scharfen Rechtsbiegung des Pfades ward oben auf der Höhe in einiger Entfernung ein schwach glimmendes Licht sichtbar. Dahin zog nun der Weg. —

Da schlug der Vorderhuf des Pferdes, das sonst ganz geräuschlos auf das Waldgras trat, an einen Stein: weit

klirrte der helle Ton durch die schweigende Nacht: gleich erscholl lautes, wütendes Hundegebell von der Höhe her und in mächtigen Sätzen rannte ein gewaltiges Tier zornmütig auf die Ruhestörer herab: kaum war es abzuwehren durch den umgewendeten Speerschaft, welchen der einsame Wanderer ihm entgegenstreckte. „Giero! Treuer Herdenwart! kennst du mich nicht mehr?“ rief er dabei beschwichtend. Da stutzte die grimme Rüde, schnob und schnupperte gegen den Wind und hüpfte gleich danach friedlich und freundlich an Mann und Pferd hinauf. „Schon gut, du wachbarer Freund! Besser zu viel Vorsicht als zu wenig. Nun komm hinauf zu deinem Herrn.“ Bald standen nun, von dem freudig bellenden und meldenden Hunde geführt, Reiter und Roß auf der Höhe, wo in einer runden, wie es schien, schon lang bestehenden Waldlichtung an dem Fuß einer uralten gewaltigen Esche ein schwaches Reisigfeuer mehr Qualm als Licht verbreitete.

Neben der Glut lehnte an dem Stamme, hoch aufgerichtet, ein hagerer Mann in einem Mantel aus Wolfsfellen, eine ungeheuere Schürstange, wie sie die Köhler führen, in der Faust; er hatte nach oben geschaut, in den gerade wieder hervorgleitenden Mond; schweigend, nur mit leichtem Nicken des grauen Hauptes, begrüßte er den Ankömmling, der sein Pferd seitab, geschützt vor dem Zug des Rauchqualms im Südwestwind, an eine junge Buche band.

„Nun Rado, kam ich noch zu rechter Zeit?“ — Hastig entflog die Frage. „Du weißt: gleich durft' ich dir nicht folgen: es war noch zu hell; und der Bischof, der mit seiner Streifschar zurückkam, noch ganz nah. Ich fürchte, er erkannte mich, wie damals in Eurem Hof. Gar manchen Ritt im Zickzack macht' ich noch, meine Spur zu verbergen, falls er mir einen seiner Reiter nachgesandt hätte.

Und doch — streng schärftest du's ein — mußt' ich die Stunde einhalten."

Der Alte, den Schürbaum weglehnend, nickte.

„Nur zu ziemender Zeit,
An bestimmter Stätte,
Geschieht mit Gedeihen
Weihevoll Werk!

So der Spruch der Ahnen. Wir haben noch Zeit. Seht Ihr, Junker Hellmuth, dort rechts vom milden Herrn Mond das kleine Sternchen? ‚Hollespang' heißt er: und ist unserer lieben weißen Frau Holle Busenspange. Er darf nur mehr drei Handbreiten von dem Mondrand abstehen. So müssen wir noch warten. Und fragt jetzt, was Ihr noch zu fragen habt: denn

wann das Werk begonnen,
darf es nicht wirren
Wort und Widerwort."

V.

„Wie soll ich dir danken, Rado, treuer Rado? Du erfüllst den letzten heißen Wunsch meines Lebens, der mir noch übriggeblieben!"

„Danken? Ihr? Gar nicht! Euer Vater hat mir vorausgedankt für alle Zeiten. Die vielen Jahre, die ich, von den Rothenburger Herren ihm als Waffenträger zugeteilt, ihm dienen durfte in Jagdfahrt und Heerfahrt, — das waren die besten, die ich gesehen.

Seit er gestorben, Herr Heinrich Pfaff und ich Hirt

der Burgensen geworden, — wenig Freude habe ich mehr am Leben. Nur daß ich im Wildwald hausen darf als Jäger und Köhler — neben der Herden-Hut — das thut mir wohl in der Seele. — Und wißt Ihr, was mir das Liebste war an Euerm Vater? Nicht, daß er mir Lohn und Beuteanteil gab mit vollen Händen, — nein, daß er sich so gern von mir erzählen ließ von — von den Alten — Ihr wisset schon! . . . Und daß er davon vieles glaubte, was ich von meiner Mutter überkommen. Mein Bruder Wartold, Großmutter Ute bekreuzen sich dabei, Fullrun ist zu kindjung und mutwillig. Aber Wartold wird's schon erleben, — gar bald! — daß ich recht habe. Und daß auch Ihr, obwohl des Bischofs Lieblingsritter, mir glaubt . . . —" — „Manches, Rado! Beileibe nicht alles! Ich bin ein guter Christ und will es bleiben. Ich glaube dir von deinen Sachen nur . . . ." „Was Euch anzieht, was Euch gefällt," schmunzelte der Alte. „Ihr werdet nicht bereuen, daß Ihr glaubt: ‚reich lohnt Woden treue Freundschaft,'" brummte er leis in den grauen Bart. „Und seht:" fuhr er laut fort, „Eins hat mir — all diese Monate her! — so gut gefallen von Euch." — „Nun?" — „Daß Ihr etwas nicht gethan, nicht von mir verlangt habt!" — „Bin gespannt!" — „Keinen Minnezauber!" „Rado!" rief der Jüngling und errötete über und über. — „Nun, ich sage nichts weiter. Aber wer Euch und — Eine im Winter selbander zur Jagd reiten sah, — Aug' in Auge! — und Euch jetzt beisammen sieht, der merkt was. Und doch verlangtet Ihr nicht — wie so viele — von mir einen Liebeszauber." „Niemals!" rief Hellmuth. „Lieber dreimal drüber sterben als ihren keuschen Willen brechen — durch Zauber!" — „Ja, das eben ist mein Hellmuth, den ich vom Kind an kenne und seine lichte Seele: sie ist durchsichtig wie ein klarer Waldquell und

kein trüber Fleck darin. Ihr leidet so schwer." — „Bald ist nun ja auch diese Qual zu Ende. — Aber sage, wie kommt es, daß du, der sonst allzuwenig den Worten der Priester glaubt, gerade diese Verkündung gleich von Anfang — lange bevor der Papst durch den Mönch es gebot! — so gläubig, ja so eifrig, so gierig aufgenommen hast? Was nur die Allergelehrtesten und Allerfrömmsten der Kirche ergrübelt hatten . . . — . . ." „Hm," lachte der Alte. „Und wie lang ist's her, daß die das lehren?" — „Noch nicht Jahr und Tag." — „So? — Nun da weiß ich's etwas länger — so seit vierzig Wintern etwa! Mich hat's die Mutter gelehrt, als ich meinen ersten Fuchs geschossen. ‚Ei,' sagte sie, ‚ein wacker Werk. Du hast Herrn Loges Heer gemindert.' ‚Herrn Loges Heer?' forschte ich. Und nun hob sie an zu erzählen, was sie von ihrer Mutter gehört und die wieder von ihrem Ahn. Ich glaube," grübelte er vor sich hin, „unsere Sippe wußte es von je." „Aber was, was wißt Ihr?" unterbrach Hellmuth ungeduldig. „Das andre ist mir all gleichgültig: nur das will ich nun endlich genau wissen, von den letzten Geheimnissen, was Ihr immer so dunkel angedeutet, wo und wie . . . ?"

„Hei, ist so kurz nicht zu sagen. Setzt Euch. Hier! Ins trockene Eschenlaub. Nehmt die Lederflasche. Der Wein, den in der Bergleiste Frau Sunna kocht, die heiße Herrin, ist feurig. Und da — in meinem Netzranzen, das ist Wildeberfleisch. Und nun gebt acht!" Er trank einen langen Zug und hob an: „‚Heilige und Teufel ringen dann', sagt der Bischof? Mag ja wohl sein! Riesen und hohe Helfer sagen wir. Die ringen und kämpfen unablässig miteinander um die Herrschaft der Welt und um die Seelen der Menschen: so sagt der Bischof, so sage auch ich. Einst endet die Welt, so sagen wir beide. Aber

wie endet sie? Das weiß der Bischof nicht —: auch der Papst nicht und der irrsinnig gewordene Arn — schad' um ihn! den hätten wir als dritten mitgenommen, hätte ihm nicht die welsche Sonne das Gehirn verbrannt, der Tod sieht ihm aus den hohlen Augen: ich glaub's nicht, daß er die Sunnwend noch erlebt! Also Arn, der wußt es auch nicht: sonst hätte er's doch neulich gesagt. Wir aber wissen's seit grauer Vorzeit der Ahnen: die Welt geht unter — freue dich, mein tapfrer Hellmuth! — in einem ungeheueren herrlichen Heldenkampf, wie er noch nie gestritten ward auf Erden."

Der Ritter sprang auf: „Den kämpf ich mit!"

Wohlgefällig ruhten die Augen des Alten auf dem edeln, leuchtenden Antlitz des schönen Jünglings, im Glanze des von der raschen Bewegung aufflackernden Feuers. „Das sollst du, mein Liebling, an meiner Seite. Das eben gönn' ich dir — dir allein — seit Herr Hezilo sich hat scheren lassen. Den letzten Sieg, den auf dieser alten Männererde lichte Helden gewinnen gegen dumpfe Unholde, — du sollst ihn mit ersiegen helfen." — „Aber wann? Wo? Wie?" — „Gemach! Heute will ich das selbst erst erkunden. Deshalb hab' ich dich heute nacht hierher beschieden. Aber noch ist's nicht an der Stunde. Schau hinauf — Hollespang steht noch zu weit rechts." „Ich erinnere mich," sprach der Junker nachdenkend. „Ja, ja! Von einem Kampfe, der dem Gericht vorangehen wird, sprach auch einmal einer der Dompriester. Aber da müsse — als Führer der Frommen — zuvor Elias wiederkommen."

„Wer ist der Held? Hab' nie von ihm gehört!"

„Ein Prophet der Juden. Und werde der gewaltig streiten."

Ziemlich ungläubig zuckte der Alte die breiten Schul-

tern unter dem Wolfsfell. „Würde mir andern Herzog küren. Vernimm nun die alte Sage von diesem Kampfe, wie sie mich die liebe Mutter gelehrt.“

VI.

„Einst endet das All, es welket die Welt, wann wilde Gewalten ruchloser Riesen reißen die kräftigen Ketten, darin sie gefesselt gute Geister. Und es wollen die Wilden, die wütigen Wölfe, die dräuenden Drachen sich der Seelen bemeistern der Menschen.

In Feuer und Flammen hebt sich ein Buhurd: vom hohen Himmel steigen, stolz und strahlend wie Sterne, uns Helden als Helfer herab und auf Erden ringen, rennen und reiten alle Edeln, die Waffenwerks weise. Wird da wild ein kühnes Kämpfen, ein arges, entbrennen, wie nimmer noch Augen ersahen auf Erden. Es hallet ein Heerhorn, ein gellendes, goldnes, das da wahret der Wächter des Wegs zu den himmlischen Hallen. Von drüben dumpf dröhnet der Riesen Ruf: nun treffen die Tapfern in Eil' aufeinander.

Es naht eine Natter, ein wütender Wurm, mächtig aus dem Meer, aus Wogen und Wellen windet und wälzt er sich in Schlangenschuppen ans steile Gestade: giftigen Geifer speit er in Sprudeln. Es schwimmt ein Schiff, schwarz und schrecklich: gräßliche Geister stehen am Steuer, setzen die Segel, rühren die raschen Ruder: Reihen von Riesen lädt es ans Land. Krächzend krähet der heis're Höllenhahn: es heult der Helhund. Der Helwolf hat die Bande gebrochen: die Fessel fiel, rasend rennt er und

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CAL...

reißt, was er erreicht. Da beben die Berge, da brechen die Bäume, entwurzelt erdröhnen uralte Eichen und Fichten im Fall. Es ächzen die Elben, die zottigen Zwerge, unter den fallenden Felsen. Es birst der blaue Himmel, der hohe, es birst die Brücke, der reichfarbige Regenbogen, darauf die Stolzen herabgestiegen. Unter all dem Dröhnen und Donnern doch dauert der Drang der ringenden Recken: aus den Fugen fällt die weite Welt, nicht stört das die Starken im Stürmen: fort fechten sie freudig, unter den Trümmern noch trotzig einer wankenden Welt."

„Fort fechten sie freudig, . . . unter den Trümmern noch trotzig einer wankenden Welt —" wiederholte Hellmuth leuchtenden Auges und drückte fest die Faust um den Schwertgriff.

„Es rasen die Rosse der helmfrohen Helden, die wild wiehernden Hengste, hoch hauenden Hufs: Speere zerspellen: zerschrotene Schilde, zerhackte Helme, zerbrochene Brünnen decken dicht die alte Erde, die eine einzige Walstatt wurde. Aber ach! Allmählich werden die Wilden, die argen Unholde, Meister der Menschen: es wanken und weichen die schimmernden Scharen der guten Geister, der hohen Helfer.

Und die ermüdenden Menschen mähet und fället furchtbar der Feinde finsterer Führer, das schwarze Scheusal, der Rauchriese, ganz gehüllt in Rauch und in Ruß. Auf dem Rappen rennt er in die Haufen der hellen Helden. Soll er denn siegen?"

„Nein," knirschte Hellmuth, „nicht, solang ich Hand heben mag."

„Da rufen die Recken, die bitter bedrängten, blutend aus Verch-Wunden, sie rufen um Rettung: ‚komm, kehre du Kühnster der Kühnen, uns, du Waltender, wieder! Was wichst du von uns? Was weilte dich, Wandrer, im

Walde? Was barg dich im Berge? Siegvater, siehe die Drangsal der Deinen!‘

Und horch! Da hallet es hin durch die Himmel! Gellender gellt das helle Horn: und es läuft durch die Lüfte wie Rauschen von Raben und ein Jauchzen, ein Jagen von raschen Rossen! Und siehe, da sauset, im mächtigen Mantel, im herrlichen Hochhelm, auf dem großen Grauroß, mit dem spitzigen Speer uns zur Hilfe heran der herrliche Held: Kaiser Karl, den in hohler Höhle des Berges geborgen zäher Zauber: verwunschen war er, als wilder Jäger zu jagen. Aber in äußerster Not nun naht er!

Der Zauber zerfiel und stolz und strahlend, wie er weiland gewaltet in hohen Hallen, führt er freudig die Seinen zum Siege! Und siegen darf an seiner Seite, wer ihm die Seele selber brachte im Bündnis, im treuen Vertrag, auf ewig zum Opfer! An seiner Seite darf er die dräuenden Drachen bestehen im Streite und fällen die Feinde. Wir siegen! Wir siegen! Es fliehen die Feinde, es weichen die Wilden. Wohl verbrennt in breitem Brande die alte Erde. Doch es taucht aus den Tiefen, den nächt’gen, aufs neue wonniger wieder eine werdende Welt und hoch dann und herrlich mit dem hehren Helden hauf’ ich im Himmel mit allen Edeln immer und ewig.“

Er sprang auf und hielt inne, mehr verzückt als erschöpft.

VII.

Hellmuth wollte sprechen: — aber der Alte kam ihm zuvor: „Still! Nun sollt Ihr nicht mehr hören, Ihr sollt sehen. Schaut hinauf, das Sternlein ist dem Mondrand nah. Die Stunde kam.“

Er bückte sich und hob, nicht ohne Anstrengung, unter den hohen, mächtig gewölbten Wurzeln der alten Esche eine Rasenscholle aus: — erst jetzt gewahrte der Jüngling, daß sie auf drei Seiten eingeschnitten war — und holte darunter ein Stück Fell hervor: — es war ein Hamsterpelz: — darin lag gehüllt ein etwa zwei Hände breiter rundlicher Gegenstand. Der Alte wickelte ihn sorgfältig heraus und wies ihn dem Überraschten dar: es war eine dunkle, ganz glatte Metallscheibe in ehernem Rahmen: einen in sich gerollten Drachen stellte der umrahmende Erzreif dar.

„Ein Spiegel?“ rief Hellmuth erstaunt.

„Ja! Aber nicht der Eitelkeit: — der Wahrheit. Ein Zukunftspiegel! In unserer Sippe vererbt von Geschlecht zu Geschlecht! Alle andere Fahrhabe teilte die liebe Mutter, als sie zu sterben kam, ganz gleich unter uns beiden Brüdern. Aber diesen Spiegel gab sie mir voraus! Sie schickte den Bruder, der so kircheneifrig war, hinaus, griff unter das Kopfpolster und reichte dies Erbstück mir —, weil sie wußte, ich würde davon schweigen gegen die Geschorenen. ‚Und so haben's,‘ sagte sie, ‚die Ahnen gehalten von Geschlecht zu Geschlecht: immer nur Einem — dem Treuesten! — haben sie das Erbe der Vorzeit vertraut.‘ — Und sie lehrte mich auch, wie ich des Spiegels zu gebrauchen habe. Einst war er wohl zu eigen den drei seligen Fräulein auf der Karlsburg da unten am Main: Sankt Kilian soll sie von ihren Herrscherstühlen im Goldsaal des Schlosses vertrieben und sie verwunschen haben in den tiefen Ziehbrunnen unten im Burghof. Aber der einsame Hirt, der im Abenddämmer an der Halde die Ziegen weidet, hört sie noch manchmal leise singen aus der Tiefe und ein Sonntagskind mag sie wohl auch in heißester Mittagsschwüle da oben im hohen Grase des Burghofs überraschen, wie sie ihr Goldhaar strählen mit goldenem Kamme. Und

ein Urahn von uns hat den Spiegel gefunden, da er einst hinabstieg in den Brunnen, weil ihn das leise Singen und Rauschen lockte. Und die Mutter sagte, das Ende der Welt wird kommen in einer Sommer-Sunnwendnacht. In der Sunnwendnacht eines Jahres, da am Tage der letzten Rauchnacht — heilige drei Könige nennen's die Pfaffen jetzt — also mitten im Winter! — ein mächtig Gewitter wird aufsteigen über dem Stein zur Mitternachtseite der Stadt und wird der Blitz schlagen — gerade zu Mittag — in diese uralte Heidenesche hier."

Da erbleichte der Jüngling: „Das ist dies Jahr! Am Tage der heiligen drei Könige kam ein Gewitter von Norden und schlug zu Mittag in diese Esche: — ich stand ganz nah dabei, auf Wölfe pirschend, und sah es." — „Deshalb, nicht weil die Geschorenen es predigen, glaub' ich an das Ende der Welt, in diesem Jahr, in jener Nacht. Zwei Stunden vor Mitternacht, so lehrte die Mutter —, beginnt der Kampf." — „Gut. Die Stunde weiß ich nun: — aber wo?"

„Das zu erfragen kam heute die Nacht: — nach dem Stand der Gestirne. Nun laßt mich gewähren und schweigt."

Und der Alte streifte den geflochtenen Bundschuh von der linken Sohle, trat barfuß auf die Breitfläche seines nackten Weidmessers, das er vor sich niedergeworfen hatte, streifte den Mantel von dem rechten Arm zurück, riß Gras, Kraut und Erdschollen aus dem Boden neben den Wurzeln der Heidenesche, streute sie auf sein graues Haar und hielt den runden Spiegel derart empor, daß die Strahlen des Mondes schräg hineinfielen, Hellmuth aber wie er selbst auf die Metallscheibe blicken konnten. Er drehte sich dabei langsam im Kreise und winkte dem Jüngling, ihm zu folgen. Lange schwieg er. Zuerst hatte er den Spiegel gen Norden — nach der Stadt zu — gehalten: man sah

nichts. Dann drehte er ihn gen Westen dem Flusse zu: — lange hielt er hier inne. Weiter drehte er ihn gen Osten — nichts zeigte die Scheibe. Endlich wandte er sie gen Süden, — flußaufwärts.

Alsbald fuhr er zusammen. „Seht Ihr?“ raunte er leise. „Es zuckt durch meine Hand! Von dorther! Von Mittag — nein, von Südost also — reiten sie an da unten — auf der großen Heerstraße!“

In dieser Richtung jagte der rasche Wind dunkles Gewölk wechselnd mit Helle über die Mondscheibe hin: — phantastisch wirre Gestalten: — und demgemäß verdunkelte und erhellte sich der Spiegel.

„Schaut!“ Dem Alten zuckte und bebte vor Erregung die starke Hand. „Allen voran der Schwarze! Auf schwarzem Gaul! Den gilt es, vor allen zu treffen! Und hinter ihm — seht nur! — die ganze dunkle Schar, zu Roß, zu Fuß! Schaut wie sie wimmeln und drängen! Danke dir, Mutter! Nun weiß ich's gewiß! Ich werde nicht fehlen! In mancher Sturmnacht hab' ich's geschrieen in die Wolken hinauf: ‚Hör' es, Herr Wode oder wilder Jäger, oder Kaiser Karl oder wie immer du heißest, der da oben brausend hinfährt über meinem Haupt: ich kämpfe für dich im letzten Kampfe. Dafür gieb mir Weidmannsheil und treffende Pfeile.‘ Hoch aus den Wipfeln, lachend, gleich der Eule, rief er Gewährung hernieder: — nie fehlte mein Pfeil. So fehle auch ich nicht in seinem letzten Kampfe.“

„Noch ich,“ sprach Hellmuth ernst. „Merke: keinem andern als dem Himmelsherrn gelob' ich meine Seele. Aber in dem Kampf, der — auch die Priester sagen's ja! — in der Sunnwendnacht gekämpft wird auf Erden gegen Satan und all sein Heer — den Kampf kämpf' ich mit, Alter: wir reiten zusammen in die Teufel! Zur rechten

Stunde bin ich da unten — wo der Reitweg abbiegt — zur Stelle."

Und von ihm hinweg schreitend zu seinem Roß, sprach er zu sich selber: „Das höchste Glück der Welt — es war, in Edels Arm zu ruhn. Es blieb versagt! Das zweite ist der Siegeskranz von höchster Ritterschaft: — den will ich mir ertrotzen. Sankt Georg soll gestehen: ‚nie sah ich Ritter ritterlicher streiten' und — noch einmal — jenseit des Grabes — soll mich Edel müssen krönen."

VIII.

Näher und näher kam der verhängnisvolle Tag der Sonnenwende, der Johannes dem Täufer geweihte vierundzwanzigste des Brachmonds.

Da begaben sich seltsame Dinge vor und in dem Hause des reichen Kaufmanns, des Kornhändlers Renatus. An dem klugen Manne rächte sich nun der Christenglaube, den er nicht aus Überzeugung, den er aus heuchlerischer Selbstsucht und aus Feigheit angenommen hatte. Und damals war es nicht wie später mit dem einmal abgelegten Bekenntnis, also einer einzigen Lüge, abgethan. Wie alle andern Christen mußte der neugetaufte Jude all' die durch das ganze Kirchenjahr sich hinziehenden äußeren Bethätigungen des Glaubens mitmachen vor allem Volk. Täglich — wo irgend thunlich — mußte er die heilige Messe hören, alle vorgeschriebenen Fasttage einhalten, die öffentlichen Aufzüge durch die Stadt mit wallenden Fahnen und Umhertragung der hölzernen Heiligenbilder begleiten, alle die vielen anderen Feste mitfeiern, die öffentlichen Gebete ein-

halten und mindestens sechsmal im Jahre zur Beichte gehen. Scharf überwachte die Seelsorge der geistlichen Oberen den Neugewonnenen, strenger als die Altchristen: und wehe dem Jüdling, gab irgend seine Lässigkeit Grund, ihn des Rückfalls zu beargwöhnen!

So hatte denn auch Renatus viele Jahre lang all diese Christengebräuche mitgemacht, sorgfältiger noch als andere. Den Glauben an die Lehre seiner Väter hatte er abgestreift: der christliche Glaube aber hatte ihn nicht ergriffen, höchstens hier und da ein Stück christlichen Aberglaubens.

So hatte sein feiges Herz die Verkündung des nahenden Gerichtes mit Schrecken erfüllt: zwar glaubte er anfangs nicht unbedingt daran, wann er aber glaubte, war er der Verzweiflung nah.

Und als nun die Entscheidung immer näher herankam, da wuchs ihm von Tag zu Tag wie der Glaube, so die Angst.

Es war der Morgen des dreiundzwanzigsten im Brachmond angebrochen. Da sah Renatus mit stieren Augen, wie alles Volk, die vielen Hunderte, die ohne den leisesten Zweifel felsenfest an das bevorstehende Ende glaubten, sich in die Kirchen drängten, betend, singend, weinend, heulend vor Todesfurcht oder vor Gewissensangst. Und er mußte es erleben, daß auf dem offenen Platze vor seinem Hof, dem Kornhof, die Leute in dichten Haufen vor einem hochragenden Holzkreuz sich auf die Kniee warfen, an die Brust schlugen, das Haar rauften, vorbeigehende Priester mit Gewalt festhielten, ihnen nochmal zu beichten, ja laut sich solcher Sünden und Verbrechen anzuklagen, die sie nie zuvor über die Lippen gebracht.

Und er sah wie die Männer vorüberschreitenden Mönchen das Mönchsgewand abrissen, sich darein zu hüllen und so seliger zu sterben und sicherer vor den Krallen der überall

unsichtbar in der Luft auf die arme Seele bei deren Ausfahren aus dem Munde lauernden Teufel.

Und er sah zuletzt, wie, in immer wachsender Herzensangst, reiche Frauen heraneilten, vor dem hohen Kreuz ihre Prachtgewande, Schapel, Schleier, Geschmeide von sich warfen, bis diese Opfergaben der Todesfurcht und Höllenfurcht zu einem gewaltigen hochgetürmten Haufen sich aufbauten.

Und er mußte es mit anhören und mit ansehen, wie endlich eine Stimme aus der Menge schrie: „Ins Feuer damit. Laßt uns alle diese Sünden verbrennen.“

Und alsbald ward der Haufe von Schätzen zum Scheiterhaufen!

Ein Knecht der nahen Schmiede rannte herzu mit brennendem Span, andere rissen das Stroh von des Kaufherrn Scheunendach herunter, brachen Planken und Bretter aus seinem Zaun, und warfen sie, die Glut schürend, auf die brennenden Kleider: bald stieg die rote Flamme hoch in die Lüfte.

Und nun strömten von allen Seiten Männer und Weiber herbei, und schlenderten Gewänder, Gerät, Schmuck, auch bares Geld, Urkunden, Schuldverschreibungen unter Schreien und Heulen in die gierig fressende Lohe.

IX.

Da ergriff es auch ihn mit der ganzen fortreißenden, ansteckenden Gewalt solch wahnwitzigen Thuns!

Er sprang mitten in den tobenden Haufen, unter jedem Arm ein paar vollgestopfte Ledersäcke, gefüllt bis zum

Bersten mit goldenen Solidi, silbernen Denaren, kupfernen Pfennigen: er schnitt die Säcke mitten durch und ergoß den klingenden klirrenden Inhalt wie einen metallenen Regen unter die Leute: ja, zuletzt riß er einen kleinen Leinensack, den er sorgfältig verwahrt auf der nackten Brust nachts wie tags getragen hatte jahrzehntelang, von der Schnur ab, öffnete ihn und streute Perlen und Juwelen mit vollen Händen unter die Menge: wie blitzten, wie funkelten die lichten Steine in dem roten Glast der Flamme!

„Nehmt doch," schrie er dabei mit scharf ergellender Stimme. „Nehmt, ihr Leute! Lest auf! Hier Gold! Da Silber! Hier Smaragden — o schöne Smaragden aus Askalon! kostet mich der große da . . ach ich weiß nicht mehr, wie viel! Nicht ins Feuer werf ich's, wie die Närrinnen dort. Wie schlecht verstehen sie sich auf ihren Seelenprofit! Ich — schau her, Jesus von Nazareth, und hör' auf mich! — ich schenk es den Armen, zum Heil meiner Seele! Siehst du's auch wohl genau, Galiläer, in all dem Qualm? Diamanten sind sogar dabei und viele blaue Saphire! Ich bin der Schenker, ich, dein Renatus, du Sohn Gottes! Ich bin wohlthätig gegen die Armen, ganz wie du es hast befohlen, Rabbi. Ihr Leutchen, tretet's doch nicht mit Füßen! Kauft euch Brot, Wein, Fleisch! Siehst du's, Sohn Marias der Jungfrau, wie ich speise die Hungernden? Hier du, Alter, — wie bist du zerlumpt! — nimm diesen Topas und kaufe dir einen Mantel. Schau' her, Stern von Bethlehem und, du heiliger Geist, seht her wie ich kleide die Nackten. Hab' ich früher wohl genommen mehr als sechs oder zwölf! — ach ja! es war manchmal wohl mehr, — vom Hundert, — ich mach' es jetzt gut millionenfach. — Und, Herr Christus, hier — schau hier! — bist ja allgegenwärtig, sagen sie! Hier ist der Auszug aus dem Taufbuch —

weißt du? — aus deiner großen Kirche zu Mainz" — er riß ein Pergamentblatt aus dem Brustlatz und hielt es ausgebreitet mit beiden erhobenen Händen gen Himmel: — „hier! hat's doch geschrieben deines Herrn Bischofs — nein, Erzbischofs sogar! — eigene Hand: — wie heißt er doch gleich! Nun, Christus, du mußt es ja wissen! Willigis heißt er! Dein frommer großer Willigis selbst hat mich getauft. Ich bin getauft: ich kann's dir beweisen! Also mußt du's gelten lassen. Und ich glaube auch an dich, o ja! Nicht immer hab' ich geglaubt. Aber heute — jetzt — glaub' ich. Ich zittere, aber ich glaube. Ich möchte lieber nicht glauben, aber ich muß!"

Nun wandte er den Blick vom Himmel wieder auf seine Umgebung: „Was!" schrie er und das dichte, kohlschwarze, struppige Haar sträubte sich ihm. „Was? Sie nehmen es gar nicht! Sie bücken sich nicht nach meinen Saphiren! Sie zertreten — wehe, wehe geschrieen! meine Perlen, meine weißen Edelperlen, meine Zahlperlen aus Damaskus! Wie! Ihr stoßt gegen mich mit den Ellbogen? Ihr Undankbaren! Nehmt doch, gute, edle Herren, schöne Frauen, nehmt: — wenn nicht für euch — aus Barmherzigkeit gegen mich, daß ich kann aufrechnen morgen vor dem Zimmermannssohn, — ach nein, vor dem Sohn Gottes, dem Messias! — gegen kleinen Wucher großmächtige Wohlthätigkeit und abziehen von meinem armen winzigen Betrug zu Frankfurt dieses unsinnig reiche Almosen. Ach wehe! Sie hören gar nicht auf mich! Sie lassen's liegen — im Kot! O Christus, ich kann doch nicht dafür, daß sie nicht wollen? Ich habe gewollt — Gutes thun." Da brach er ohnmächtig auf das Gesicht nieder, Geifer und Schaum standen ihm vor dem Munde.

Die tobende Menge, die sein kaum geachtet hatte, würde ihn zertreten haben: aber da warf sich, aus dem Hofthor

hervoreilend, in den dichtesten Haufen eine hohe Gestalt in dunklem Gewand: furchtlos sprang sie unter die Rasenden, ergriff mit beiden Armen des Bewußtlosen Haupt und zog ihn — ihn aufzuheben vermochte sie nicht — quer über den Platz und durch das Hofthor, das sie sorgfältig hinter ihm verschloß. Sie besprengte seine heißen pochenden Schläfe mit Wasser aus dem nahen Brunnentrog: da schlug er die Augen auf.

„Er lebt!“ frohlockte die alte Frau. „Er lebt, mein Isaak, meines Manasse Blut! Gott meiner Väter, ich danke dir: deine Gnade währet ewiglich! — Zwar wie wird er rasen übermorgen, wann er sieht, die Welt, Jehovahs weises Werk, ist nicht untergegangen — denn ich habe nachgelesen in den Rollen und kann es nicht finden darin und kann es nicht glauben! — und er hat geworfen all sein Geld und Gut auf die Straße! Er wird verfluchen sich und Gott und die Welt, und mich wird er schlagen, grausam schlagen! Aber! — nun ist er eingeschlafen! — wie schwer er atmet! — aber verzweifle nicht, mein armer Liebling. Nun ist es doch gut, daß die alte Mutter — wie hast du oft gescholten ihre Dummheit! — dir nie hat aufgedeckt den großmächtigen Schatz, den dein Vater hat vergraben als Notpfennig tief unter dem alten Birnbaum im Wurzgärtlein! Das wird dich trösten in deiner Trübsal und du wirst streichen der alten Mutter Kinn, daß sie dich errettet von dem Bettel. Und wirst erkennen, daß es nichts ist mit dem Glauben der Christen und daß sich geirrt hat der große Bischof in Rom und geirrt hat auch der gute Herr Bischof hier, als er ihm folgte. Und wirst einsehen, daß da ist kein anderer Gott als der Gott deiner Väter, Jehovah ist sein Name, der hat über dich gebracht, wie einst über Hiob, diese Prüfung zu deiner Läuterung. Verloren hast du viel Geld, aber zurückgewinnen wirst du

deinen Glauben. Und wirst thun nach dem Rat deiner alten Mutter und abschütteln von deinen Schuhen den Staub dieses Landes, wo wir doch immer, ob wir nun verleugnen unsern Glauben oder ihn bekennen, werden bleiben Fremdlinge und Verachtete, in diesem wilden Volk der Gojim, der Waffengewalt, und wirst nehmen den Wanderstab und wirst mit mir wandern an den Jordan, wo die Palmen rauschen, und wirst begraben mit frommen Händen deine alte Mutter am Jordan unter rauschenden Palmen."

Als bald darauf Fulko und Blandinus — denn der war in den Waffendienst Herrn Heinrichs getreten — mit einer Schar von bischöflichen Reisigen erschienen, die rasende Menge auseinandertrieben, und das Feuer, das bereits das Holzkreuz ergriffen hatte und den Kornhof schwer bedrohte, löschten, da vernahmen sie aus den geschlossenen Läden des Judenhauses einen leisen eintönigen Gesang. Sie verstanden die hebräischen Worte nicht: allein sie lauschten, tief ergriffen, dieser eigenartigen fremdartigen feierlichen Weise; der Sinn der Worte aber war:

„Ich halte treu an meinem Gott:
Drum leid' ich von den Heiden Spott.
Jedoch aus Spott und Herzeleid
Löst mich der Herr zu rechter Zeit.
Ich bau auf dich, Herr Zebaoth,
Mein Gott ist stark, mein Gott ist groß
Und süß ruht sich's in Abrams Schos."

X.

Die Sonne dieses Tages neigte sich zur Rüste, die Wipfel der Buchen des Königswaldes wunderschön vergoldend.

In tiefster Erregung durchschritt der Bischof nach Erledigung aller geistlichen und weltlichen Geschäfte — auch in den Nächten hatte er zuletzt nicht mehr geschlafen — lange den geräumigen Büchersaal.

Ein blaues Wölklein von gar süßem Geruch schwebte kreiselnd durch den Saal und verzog sich langsam durch das offene Fenster: neben dem mit Urkunden hoch bedeckten Schreibtisch ruhte auf hohem Erzgestell ein zierlich gearbeitetes Kohlenbecken, in welchem auf rotglühenden Kohlen Weihrauch glimmte: der Bischof hatte befohlen, denselben für den Abendgottesdienst bereit zu stellen.

Oft und oft ließ er im Wandeln den Blick durch das Fenster auf den freien Platz, auf den Strom, die Brücke, die ragende Feste und die Hügelkette im Westen schweifen.

„Wie schön war sie doch, diese Welt, welche morgen in Flammen aufgeht!“ Er seufzte tief: dann schloß er fromm: „aber nicht mein Wille, — dein Wille, o Herr, geschehe!“ —

Supso trat ein, offenbar, jemand zu melden.

Rasch schritt Herr Heinrich auf ihn zu: „Berengar, — nicht wahr?“ Der Alte schüttelte schweigend den Kopf. „Oder doch Nachricht von ihm? Auch nicht! Einer meiner Boten — es ist der vierte, den ich nach ihm ausgesandt . . . . ?“ — „Ritt eben ein; aber er hat Berengar sowenig gefunden, wie seine drei Vorgänger. Kein Mensch weiß, wohin die Söldner, in deren Lager er gesucht werden sollte, sich gewandt haben.“ „Es ist auch gleichgültig,“

sprach der Bischof vor sich hin. „Ich wollte nur, er sollte wissen, daß mich der ganze Plan .... Was willst du aber, Supfo? Du blickst so ernst — wie ich es kaum je an dir gesehen. Fängst du doch endlich auch an, des Gerichtes zu gedenken? Es ist wahrlich an der Zeit." Aber Supfo schüttelte noch stärker als zuvor das Haupt und sprach: „Ich melde Besuch, Herr Hezilo."

„Habe jetzt nicht Zeit für Besuch und Unterhaltung." — „Wird nicht sehr unterhaltend werden, rat' ich." — „Wer ist's?" — „Eine Frau. Bittet um eine Unterredung." — „Nein doch. Soll anderwärts Unterredung suchen. Oder vielmehr, sie soll gar nicht Unterredung suchen, sondern nachdenken über das nahende Ende." — „Gerade darüber will sie mit Euch reden." — „Ah, sich trösten lassen? Soll nachher in die Abendpredigt kommen. Oder in die Mitternachtsmesse, wie die andern auch. Soll sich geistlich vorbereiten."

„Das eben will sie. Ihr müßt sie hören, diese Frau: sie will Euch beichten." — „Beichten! Dann freilich! Führe sie herein! — Kennst du sie?" Der Alte hatte die Frage wohl nicht verstanden; gar eilig war er hinausgehumpelt. Noch einen friedlosen Gang durch das Gemach: „Beichte hören! Andrer Sünden würdigen ... im Namen des Heilands den Reuigen, den Büßenden vergeben! Und ich? Ich selbst! Wer verzeiht mir im Namen des Heilands meine Erinnerungen, — die ich nie gebeichtet, weil ich sie nicht für Sünde hielt, und die mich auch jetzt noch nicht loslassen? Wer verzeiht mir die unbereute .... ?"

Er brach ab, — mitten im Schritt — mitten im Wort.

Er erschrak: er schlug hastig ein Kreuz: denn er glaubte, sie zu erkennen, die Frauengestalt, die ganz geräuschlos über

die Schwelle geglitten war, hart an der Thüre stehen blieb und nun den langfaltigen dunklen Schleier zurückschlug. „Hilf, Sankt Kilian!“ flüsterte er, während ihm das Blut heiß vom Herzen in die Wangen schoß. „Es ist ein Blendwerk des Versuchers. Ach, gut kennt er die Schwäche meines . . .“ — Lauter sprach er nun: „Es ist ja nicht möglich!“ — „Doch. Es ist. Ich bin Heilfriede.“ Unsagbarer Wohllaut klang aus dieser sanften, lieblichen Stimme, die wie aus dem Mund einer Verklärten zu tönen schien. Etwas Verschleiertes, Verhülltes, wie ein stets im Verborgenen gehütetes Heiligtum lag in der Stimme. Und verschleiert auch war der Blick dieser sanften, lieblichen Augen von mattem Blau unter langen, langen blonden Wimpern: nicht traurig war der Blick, aber so friedlich, so wehmutvoll befriedet, so weltentrückt!

In das lichtblonde, leicht gewellte Haar hatte das häufige Silberweiß nicht das Alter gestreut: die zarte Frau hatte offenbar das vierzigste Jahr noch nicht erreicht: diese blassen, weich gerundeten Wangen waren so jugendlich: nur gar so bleich, so farblos, so nonnenhaft! Der Zug der Augenbrauen war kaum sichtbar angedeutet durch einen Halbkreis von Blond: aber die sanfte Weichheit dieses Antlitzes ward auch von dem bloßen Anschein der Schwäche weit ferngehalten durch den Ausdruck des kleinen, fein geschnittenen, aber festgeschlossenen Mundes, der Willenskraft und lang geübte Willensmeisterung bekundete. Wie sie so dastand, die schmächtige, nur mittelgroße, zarte Gestalt in dem grauschwarzen Schleier, im dunkelveilchenfarbenen Mantel, der das Untergewand völlig verhüllte, glich sie einem stummen, wunderschönen, seelenbeschwichtenden Heiligenbilde. — — —

Herr Heinrich war regungslos stehen geblieben, weit von ihr: er lag völlig unter dem Banne des von ihr ausstrah-

lenden Zaubers, dieser rührenden Sanftmut, dieser stillen Ergebung, dieser heilig verklärten Anmut. Lange, lange schauten sich die beiden sprachlos an: sie fanden keine Worte: vor tiefem stillem Weh oder war's vor geheimer Wonne?

XI.

Endlich that Herr Heinrich, fortgerissen von der Gewalt des Gefühls, einen raschen Schritt ihr entgegen: er hatte ihr die ausgestreckte Hand hinreichen wollen. Allein mitten in der Bewegung hielt er inne: er ließ den rechten Arm schlaff herabfallen. „Frau Gräfin . . . . !“ brachte er nun leise hervor, kalt, beinahe feindlich. Grimm und Erbitterung malten sich auf seinen durchgeisteten, von Schmerz durchzuckten Zügen: er furchte finster die gewaltige Stirne.

Jedoch wie er nun in die sanften Augen der stillen blassen Frau einen feuchten Schimmer treten sah, der sie noch schöner und noch viel rührender machte, — da versagte ihm die Kraft, zu zürnen und in ganz anderem Tone fuhr er traurig, tief aufseufzend, fort: „Ach wie lang ist's her, daß wir uns nicht gesehen!“ — „Fünfzehn Jahre.“ — „Das ist lang.“ — „Ja. Denn es ist das ganze Leben.“ Gegen den Ton dieser Stimme — Herrn Heinrichs Jugend klang daraus hervor! — gab es nicht Trotz, nicht Groll, nicht Widerstreben. Er wies mit der Hand auf den erhöhten Platz an der Wand unter dem dunkelroten Baldachin. Aber die Frau blieb an der Thüre stehen; sie sprach nicht. So mußte er aufs neue beginnen. Und das war so schwer! — Milder hob er an: „Was . . . . ?

Was führt Euch zu Heinrich von Rothenburg?" Da richtete sie die Augen fest auf ihn und sprach mit Nachdruck: „Zu dem Bischof sendet mich mein Gemahl." Jäh fuhr Herr Heinrich zurück: „Ah so! — Freilich! Ich hätte mir es denken können!" schloß er herb.

„Gewiß! Ihr konntet nicht annehmen, ich suche Euch gegen, ohne meines Gatten Willen." — „Es hieß . . . man ließ mir sagen . . . Ihr wolltet beichten?" — „Ich will beichten. Euch will ich, muß ich beichten, keinem andern. Das sagte ich meinem Mann; und dazu schickt er mich." Der Bischof war aufs höchste überrascht: aber er wollte es um keinen Preis verraten; kühl erwiderte er, leicht die Achsel zuckend: „Seine Pflicht! — Christenpflicht!" — „Mich zu Euch als Beichtiger ziehen zu lassen, zu *schicken*? — Nein, das verlangte keine Pflicht von ihm." Herr Heinrich entgegnete nicht. Er strich nur einmal langsam mit der umgewandten linken Hand über die stolze Braue: „So beginnet," sprach er tonlos.

„Ich beginne damit, zu gestehen, daß ich mir gerade Euch als Beichtiger ausgesucht habe nicht nur meinetwillen, auch — ja mehr noch! — um Euretwillen. — Nein: die ganze Wahrheit muß gesagt sein: *nur* um Euretwillen habe ich Euch zum Beichtiger ausgewählt und von meinem Mann erbeten."

Jetzt konnte Herr Heinrich sein Erstaunen nicht mehr verbergen: „Und auch das . . . . das habt Ihr ihm gesagt?" — „Gewiß." — „Und er hat . . . . ?" — „Er hat erwidert: ‚Ja. Geh zu ihm. Sag' ihm alles. Alles, was du soeben *mir* gesagt. Wenn etwas auf Erden ihm wohlthun kann und seine Seele retten . . . .'" „Graf Gerwalt soll für *seine* Seele sorgen!" donnerte der Bischof sehr zornig. Aber ruhig schloß sie: „‚. . so wird es das sein.' Also sprach mein Mann." — „Ich will

nicht hören, was mir Graf Gerwalt sagen läßt — durch Euch." — Trotzig schritt er durch den Saal. Geduldig wandte die Frau das schmale Gesicht so, daß sie ihm überall hin folgen konnte mit den Augen. —

„Nicht Er," sprach sie ganz sanft, „meine Seele spricht — unter seiner Verstattung — zu Euch. Bald stehen wir — wie alle — vor dem Richterstuhl des Herrn. Ihr glaubt doch zweifelsfrei daran? Sagt mir das offen, bevor ich weiterrede. Euch glaub' ich unbedingt darin, wie — wie in allen Stücken. Nur weil übermorgen doch alles klar und offen wird zwischen Eurer Seele und der meinen — nur deshalb" . . . hier überflog die bleichen Wangen ein leiser Hauch von zartem Rot — „konnte ich mich soweit überwinden. Stehen wir übermorgen vor Gott? Sprecht: Ja oder Nein? Wenn Nein, bleibt meine Beichte ungebeichtet." — „Ja. Habt Ihr nicht all meine Vorbereitungen in der Stadt gesehen?" — „Ich treffe soeben erst ein. — O Gott sei Dank für dieses: Ja!" Sie faltete die Hände und sah nach oben.

„Ein betender Engel!" mußte der Bischof denken. „Aber welche Freude in diesen Zügen? — Ihr — ersehnt, so scheint's, den Tod?" — „Von ganzer Seele!" — „Lange schon?" — „Seit . . . . seit vielen Jahren." — „Und die drohenden Schrecken des Weltbrands?" — „Ich fürchte sie nicht. Ich segne sie. Sie allein haben mir diese Stunde gebracht. Das Wort der Erlösung — ach! nicht nur für mich — so selbstisch bin ich nicht! — für Euch — — von bittrem Leid."

Vornehm richtete er sich auf zu seiner ganzen Höhe: „Wer sagt Euch," fragte er stolz, „daß ich leide oder litt?" Sie wollte ein rasches Wort erwidern: aber sie erschrak über ihr eigenes Wort, faßte sich und verbesserte sanft: „Oder doch von bittrem Groll. Leugnet Ihr auch den?"

„Nein, das wäre gelogen!“ lachte er grimmig. „Bin kein Erzengel, nur ein Mensch, ein Mann. Und bin's geblieben, auch als ich Priester und Bischof ward.“ — „Nun seht, Herr Bischof, daß Ihr nicht mit der schweren Todsünde dieses Hasses, dieses unversöhnten Grolles auf der Seele vor den allwissenden Richter tretet, deshalb, o glaubt es mir, Herr Bischof Heinrich, — nur deshalb steh ich hier: hört es: nur Eure Seele zu retten.“

Er schüttelte finster den Kopf: „Das ist keine Beichte. Habt Ihr keine Schuld auf der Seele?“

Aber ohne auf die Frage zu achten, fuhr die Frau in wachsendem Eifer fort: „Diese Sorge, diese Angst um Euch hat mich ergriffen von dem Tag an, da ich das nahende Ende erfuhr: diese Qual um Euer ewig Heil hat mich rastlos umgetrieben Nacht und Tag. Sie hat mich — ich bin sonst scheu, wie Ihr vielleicht noch wißt, Herr Heinrich! — fortgetragen über alle Bedenken — hierher zu Euch getragen — wie auf Flügeln: die Sorge, die heiße . . . . Sorge um Euch. Beichten konnte ich, nachdem ich meinem Manne gebeichtet — das war nicht leicht! — jedem Priester. Aber diese Beichte, die ich Euch anvertraue — o Gott! — sie soll ja nicht, wie Beichte sonst, der Beichtenden Seele retten, — sondern die Eure! Euch retten und erlösen — bevor der Richter richtet! — von dem dumpfen Haß und bitteren Groll gegen meinen Mann und — ach! — gegen mich!“ Rasch machte sie einige Schritte — dann sank sie unter Thränen auf den vorher abgelehnten Sitz.

Auch er war tief, mächtig bewegt: die edle Empfindung dieser reinen Frauenseele hatte ihn erschüttert. Er trat dicht vor sie hin, schaute scharf auf sie herab und hielt seine beiden zuckenden Hände fest ineinander geschlossen: „Graf Gerwalt zu hassen, ihm zu grollen, — prüf' ich

mich — als Christ — im Angesicht des nahen Todes — dazu hab' ich kein Recht. Wir streiten uns um Zoll und Brückengeld, — um Grafenbann und Bischofsrecht: — wir sind beide aus recht hartem Holz — da setzt es denn harte Stöße. Aber deshalb Haß und Groll? Nein! Er glaubt im Recht zu sein, wie ich. — Und .... das andre? Das vor fünfzehn Jahren ....?"

Sie seufzte und zog den Schleier vor die Augen.

„Beim Donnerstrahl, ich kann's ihm nicht verdenken! Nicht Freunde waren wir: — nur Waffengenossen, Jagdgefährten, Bechergesellen — oder Nebenbuhler um Ruhm und Glanz und Lebensfreude. Daß er die schönste Jungfrau liebte, die wir — beide — jenseit und diesseit der Alpen — gesehen, daran that er recht. Und daß er ihre Hand nahm, als sie ihn vorzog, daran that er wahrlich nicht unrecht. Also — will ich — nur als Mann, gar nicht als Priester — fragen — also warum Haß und Groll gegen — ihn?" — „Aber gegen mich, nicht wahr?" Das brach aus ihrer Brust wie aus dem Felsen der Quell, wie aus dem Vulkan das Feuer — weil sie müssen.

„Ah!" Und mit herzzerreißendem Klageton schlug sie die Stirn gegen die Holzwand und bedeckte den Kopf mit den beiden durchsichtigen Händen.

XII.

Aber diesmal erweichte sie ihn nicht, die rührende Stimme, den grimmen, seit langen Jahren verhärteten Groll des Mannes. Einen Augenblick noch blieb er vor ihr stehen mit festverschlungenen Händen: dann wandte er

sich jäh von ihr ab und stürmte in raschen Schritten — in abgebrochenen Sätzen redend — den Saal auf und nieder. „Kann es anders sein? — Bedenkt doch! — Ihr habt es wohl all vergessen — in diesen langen Jahren — an der Seite des schönen Gemahls? Ich nicht! Ich war nicht — abgezogen durch neues Liebesglück! — Merkt auf, ob ich's noch weiß. Und straft mich Lügen — gleich! — thu' ich Euch unrecht — nur mit Einem Wort. — —

Jahrelang kannten wir uns — am Hofe der Regentin . . . . Ihr stets in der hohen Frau Geleit: — auch ich nur selten fern von ihr. Denn sie hielt viel auf Euch. Und auch — ein wenig — auf mich. Seit ich zuerst Euer Antlitz geschaut . . . . — Genug! — Ihr merktet es bald — leugnet es nicht! — mußtet es merken! Und nach vielen Monden treuen Werbens — durft' ich annehmen — durft' ich wenigstens hoffen: . . . . Frau Gräfin: sagt es offen, wenn es Einbildung eines eitlen jungen Thoren war. Durfte ich nicht hoffen — ich sei Euch nicht ganz . . . o wie sag' ich nur?"

Er stand jetzt wieder dicht vor ihr.

Da löste sie langsam die langen, schmalen Hände von dem Gesicht, wandte ihm voll das blasse Antlitz zu, schlug die Augen groß auf und sprach mit traurigem Blick: „Ja. Ihr durftet annehmen, ich liebe Euch. Denn es war die Wahrheit. Und ich konnte — Ja: mehr! Ich wollte es auch nicht — weiter verbergen."

„Hei! Das gesteht Ihr also zu? Und doch, und doch, Verräterin, verraten und verlassen!"

„O Herr Heinrich . . . .!" — „Nun, beim Zorne Gottes, der uns morgen richtet! Ist das nicht Verrat? Ihr liebtet mich, sagt Ihr? Seltsame Liebe! Sechs Wochen aus den Augen — für immer aus dem Sinn!" — „Herr Heinrich — war das Heilfriedens Art?" —

„Nein! Freilich nicht! Gewiß nicht! Ich hätte geeidet als Euer Eidhelfer und Euer Kämpfer — allein! — gegen eine Welt von Speeren: — ‚Kein steter, kein verlässiger Herz hat je in Weibesbrust geschlagen.‘ Daher ja die Verzweiflung! Es war nicht nur der Schmerz um Euch: — nicht nur Euch, den Glauben an die ganze Menschheit hab' ich ja verloren. War mir doch bei der Kunde, als fielen alle Sterne vom Himmel: Dieses herrliche Geschöpf — dieses! — verhehlt mir nicht mehr ihre Liebe. Das war zu Ostern. Ich ziehe aus in der Regentin Dienst wider die Wenden. Ich wußte, kehrte ich siegreich zurück an den Hof nach Regensburg, — die Herzogswürde war mir zugedacht. Als Herzog wollt' ich um die Hand Heilfriedens werben. Zu Pfingsten bin ich, sieggekrönt, zurück und sie — — ist fort und des Grafen Gerwalt Weib. O pfui! Wie grenzenlos abscheulich!“ Und er stürmte wieder durch den Saal.

Matt sprach sie, kaum vernehmbar: „Ja. Fort war sie. — Und war des Grafen Gerwalt Weib. — Wißt Ihr auch, warum?“ „Tod und Verderben!“ fuhr er auf. „Welcher Hohn! Weil sie jetzt — war er doch auch jünger und schöner! — auf einmal den Grafen Gerwalt liebte!“ Und er blieb wieder hart vor ihr stehen und schoß flammende Blitze auf sie herab. „Nein,“ sagte sie ruhig und sah ihm voll und fest in die zornigen Augen. „Weil Kaiserin Theophano befahl.“

Er taumelte zurück. „Wie? Was? . . . . Und darum?“

„O Herr Heinrich,“ begann sie liebreich-sanft und beinah heiter in allem Weh. „Nein, Ihr seid wahrlich nie ein eitler Mann gewesen, der sich die Gunst der Frauen eingebildet hätte. Ihr sahet sie ja nicht an vielen von uns, als sie mit Händen zu greifen war. Und nun vollends

Sie! Ihr allein merktet nicht, was der ganze Hof wußte." — „Aber was denn? Was?" — „Die Kaiserwitwe Theophano — die wunderschöne Griechin — verwitwet im sechsundzwanzigsten Jahre — die herrliche, glühende Frau — sie hat Euch geliebt aus aller Macht ihres Wesens."

„Die Kaiserin? Unmöglich!"

„Und die schöne, stolze, heiße Frau in ihren blauschwarzen diademgleichen Flechten," fuhr sie ruhig fort, „sie entdeckte, der Graf von Rothenburg, der von so vielen geliebte Held, zeichne vor allen Frauen und Jungfrauen des Hofes aus das schlichte blonde, arme Edelfräulein von der Heide, aus dem Lande der Westfalen. Sie konnt' es nicht begreifen. Sie hatte recht: denn ich begriff auch nicht, warum? Und deshalb — so dachte sie wohl — achtet er gar der Frau Kaiserin nicht und sieht nicht ihre brennende Liebe. Sie war meine Wohlthäterin, die Erzieherin meiner verwaisten Jugend. Sie ließ mich kommen, sie öffnete mir ihr Herz. ‚Du mußt ihm aus den Augen,' sprach sie, ‚blondes Kind. Du mußt ihm unerreichbar werden. Dann — ist er mein. Du wirst nicht so selbstisch sein, ihm den Weg an meiner Seite — den sichern Weg zu höchstem Erdenglanz und Ruhm — zu versperren. Aber auch du sollst nicht leiden. Behüte! Graf Gerwalt liebt dich, ich weiß es. Er ist ein schöner wackrer Mann, ein Held wie jener. Du wirst sein glücklich Weib. Heinrich aber — er wird wozu ihn Gott vorausbestimmt hat durch hohe Gaben —: Regent des deutschen und italischen Reiches und mein Gemahl.' Sie befahl. Ich gehorchte. Durft' ich, — ich armes Ding! — dem Aufflug des Adlers zur Sonne im Wege sein?" „Um Gottes willen!" schrie der Gequälte auf. „Geopfert um meinetwillen?" Und er warf sich leidenschaftlich vor ihr nieder auf die Kniee.

Sofort sprang sie auf.

Weit trat sie weg von ihm zur Thüre.

„Steht auf, Herr Bischof! Sofort: oder ich verlass' Euch."

XIII.

Er stand schon wieder.

Hochaufgerichtet stand er, die geballte rechte Faust auf die Tischplatte gestemmt, die flache Linke auf das wild pochende Herz gedrückt, glühendes Rot im Gesicht.

„Verzeiht, Frau Gräfin ... — nein: Heilfriede, vergieb, daß ich auf die Kniee sank! Ich bin's so sehr gewöhnt, vor Heiligen zu knieen. Und du — du bist eine Heilige! — Und ich blinder, wildherziger Mann habe dich all diese Jahre ... gehaßt? O nein! Ich konnte nicht! Aber verachten wollt' ich dich und deine Treulosigkeit. ‚Die schöne Verräterin' nannte ich dich so gern in meinen schlummerlosen Nächten. Ach der Spruch:

‚Nicht Feuer und nicht Gift im Blut
Schmerzt wie verratne Liebe thut,' —

er war zu meinem Nachtgebet geworden. O dich verachten — diese Wollust that so bitter weh! Vergieb mir, Heilfriede! Kannst du mir vergeben?"

Sie trat nun langsam von der Thüre wieder in die Mitte der Halle zurück. „Ich hab' mir's wohl gedacht," erwiderte sie traurig. „Ihr kanntet mich doch nicht genug, an mich zu glauben auch gegen den Anschein. Ich, Herr Heinrich, würde nie so an Euch gezweifelt haben." — „O sprich, daß du mir verzeihst!" Sie lächelte wehmütig: — es ließ ihr unendlich schön. „Stände ich hier, wenn

ich Euch nicht vergäbe?" — „Dank!" — „Ist doch kaum etwas zu vergeben! Daß ein ungestümer Mann, gekränkt in seinem Stolz von einem Weibe, das ihn aufgab, diesem nicht gute Beweggründe beilegt, sondern Schwäche in seinen vorwurfsvollen Gedanken, — das ist wohl so der Lauf der Welt. Aber Ihr ahnt nicht, was ich empfand, als mich, statt der Nachricht Euerer Verlobung mit der Regentin, wie ein Donnerschlag die Kunde traf am fernen Rhein: ‚Graf Heinrich von Rothenburg hat der Welt entsagt.' Er!" Hier leuchteten die sonst so mattblickenden blauen Augen zum erstenmal auf in freudigem Stolz. „Der allerersten Helden des Reiches einer — mir — so lange Zeit! — der Erste! Er nahm die Weihen! Ward Priester! Umsonst, umsonst — so sagt' ich mir — habe ich mein Herz verleugnet, mein Leben geopfert, ihr und ihm. Weder die Herrin, vor der ich aus Dankbarkeit zurückstand, noch Er, dem ich den Weg zu kaiserlichem Glanze bahnen wollte, hat Vorteil davon! — Ach, in jenen Nächten ist mein Haar ergraut. Und ich sagte mir doch auch, welches Weh allein es sein konnte, das den heldenhaften Mann dahin getrieben, das siegvertraute, das geliebte Schwert sich abzugürten." — „Ja, Heilfriede, auch das that weh." „O so vergebt Ihr mir!" rief sie nun in überraschendem Ausbruch des Gefühls, „daß ich Euere Liebe nicht als so stark erkannt, wie sie es war. Aber seht: darum ließ mir die Sorge um Eure Seele keine Ruhe! Sollten wir vor Gott treten — Ihr belastet mit diesem sündhaften, grundlosen Hasse gegen mich und ich ohne Eure Verzeihung, daß ich Eure Liebe unterschätzt? Alles, alles sagte ich meinem wackren Mann in diesen Tagen auf unserer Rückreise aus Welschland: alles! Und er ließ, ja er hieß mich dennoch zu Euch eilen."

„Ich dank' ihm! Sagt ihm das!" In rascher Auf-

wallung des Edelgefühls kam das hervorgesprudelt. Zögernd fügte nun der jahrelang genährte Groll hinzu: „Das heißt: wenn ein Dankeswort von mir bei Graf Gerwalt gute Stätte findet.“

„O Herr Heinrich! Ihr habt ihm noch viel, viel mehr zu danken!“— „Hei ja, gar manchen Span, Streit und Verdruß! Ein Glück, daß er, seit er diesen Gau erhalten, immer jenseit der Alpen weilte. Saß er da oben auf dem Marienberg und ich hier — es wäre wohl Blut geflossen. So hab' ich mich nur mit seinen Amtleuten herumzuzanken gehabt. Wo ist er? Wann folgt er Euch nach?“ — „Heute Nacht oder morgen in aller Frühe. Er hat noch in seinem andern, im Rangau Geschäfte.“

„Auch über diesen,“ schalt der Bischof, „gab es immer Zank und Hader!“ — „Gerade deshalb hat er . . . .! Aber nein! Ihr würdet mir nicht glauben. Und bevor der Erfolg eintreten kann, stehen wir alle drei vor Gott. Dort — auf Wiedersehen, Herr Heinrich!“ — „Heilfriede! Wohin?“ — „Nach Haus' — in die Burg — so gebot mein Gemahl — ihn dort zu erwarten.“ — „Gut! Gehorcht ihm. Aber noch eine Bitte — die letzte im Leben.“ — „Sprecht!“ — „Wann nun die letzten Dinge hereinbrechen — wann die Posaunen erdröhnen der Engel des Gerichts — dann, Heilfriede, laß uns die Ankunft des Herrn gemeinsam erwarten. Im Dom, am Hauptaltar, im Schutz aller heiligen Reliquien, versammle ich, lang vor Mitternacht, die Gemeinde um mich — so viel der Gläubigen die Kirche fassen mag. — O Heilfriede, in solch schirmender Umgebung, an solch heiliger Stätte erwarte auch du das Ende. Steige rechtzeitig herab von der Burg und —“

„Mein Gemahl ist bis dahin sicher hier. Gern wird er mit mir Euren frommen Vorschlag annehmen. Versöhnt,

befriedet, vereint, Hand in Hand wollen wir dann alle drei das Ende erwarten ... — Und nun noch" — ihre Stimme zitterte — „Euren Segen, Herr Bischof!" Und sie beugte demütig vor ihm das bleiche Gesicht.

Er aber winkte ihr abwehrend mit der Hand. „Wer bin ich, daß ich dich segne? Der Sünder die Heilige! Dich hat der Herr gesegnet aus der Maßen. Selig sind, die reinen Herzens sind, denn ihrer .... ach, dein, Heilfriede, ist das Himmelreich!"

Und der starke Mann brach laut aufschluchzend zusammen über dem Tisch. „Leb wohl! Auf Wiedersehen am Ende. Hezilo!" hauchte sie. „Heilfriede! Deine Hand! Nur deine Hand —" Er sprang stürmisch auf.

Sie war verschwunden. Wieder lehnte er sich vorgebeugt, seiner selbst kaum mehr bewußt auf den Schreibtisch.

Dabei streifte sein langfaltiger Ärmel eines der Pergamente, es glitt herab von der Tischplatte und fiel gerade auf das offene Becken der glühenden Kohlen.

Hastig raffte er es auf, schon war es leicht angebrannt.

„Kaiser Karls Verleihung!" rief er erschrocken. „Beinahe ...! Nun, und wenn sie verbrannte?" lächelte er. „Wie thöricht doch die Gewohnheit macht! Übermorgen verbrennt sie ja doch! Mit allem was sie mir — dem Bistum — schenkte. O du unselig Pergament! Durch deine zierlichen Buchstaben hat mich der Welsche bezaubert, durch dich hat er mich immer wieder angetrieben, wann ich nachgeben wollte. Zwar für Sankt Burchhards Recht ... ach nein, nein, es ist ja all nicht wahr!

Heinrich, gesteh' dir's doch endlich — an diesem Tage — selber ein, dir und dem Allwissenden, den du ja doch nicht täuschen kannst, wie du dich selbst so lange, so gern getäuscht hast. Die Lust, Land und Leute zu be-

herrschen, gegen ihren Gatten — lauter Sünde hat dich dabei getrieben! Unheilsurkunde! Hätt' ich dich doch nie entdeckt! Wärst du doch verbrannt mit allen andern damals vor vielen Jahren! Oder jetzt verbrannt — in diesen Kohlen, — eh' ich dich nochmal sehen mußte!

Dämonisches Geschreibsel!" Zornig zerknitterte er es in der Rechten. „Wieviel Sünde hast du in mir angerichtet! Ich hasse dich, ich verfluche dich — nicht erst übermorgen — gleich sollst du verbrennen! Durch meinen Willen! Durch meine Hand! Und so wie ich dich zerstöre, so thu' ich von mir — zu Ehren jener bleichen Heiligen — allen Haß gegen Gewalt und jedes — jedes! — sündige Verlangen!"

Und in fiebernder Erregung, seiner Sinne nicht mehr mächtig, riß er das zähe Pergament mit den beiden starken Händen mitten durch und warf die beiden länglichen Streifen in die glühenden Kohlen.

Hoch loderte sofort die helle Flamme auf. Mit seltsamer Lust sah er das noch: dann stürzte er besinnungslos, ohnmächtig auf den Estrich nieder.

So fand ihn Supfo, der den schweren Fall gehört hatte und besorgt herbeieilte.

Fünftes Buch.

I.

Der furchtbare Tag war angebrochen und nahezu abgelaufen ohne irgendwelche Störung der Ruhe in der Stadt.

Das war bei der gewaltigen Aufregung aller Gemüter nur den weisen und kräftigen Anordnungen zu danken, die der Bischof schon lange für diese bangen Stunden vorbereitet und nun ins Werk gesetzt hatte. Unter Supfos treuer Pflege — er hatte dabei des Steinweins nicht gespart! — erholte sich die starke Natur Herrn Heinrichs bald von der Betäubung, in welche ihn der rasche Wechsel so mannigfaltiger Erregungen gestürzt hatte; er begab sich noch am Abend zu rechter Zeit in den Dom und waltete dort seiner heiligen Pflichten.

Nach durchwachter und durchbeteter Nacht schritt er in feierlichem Aufzug, gefolgt von seiner ganzen Priesterschaft und allem Volk, durch die Straßen, zum letztenmal Gott zu danken, seine Gnade und die Fürbitte der Heiligen anzurufen. Zwar ward gemeldet, daß räuberische Bauern auch an diesem Tage selbst noch sich ziemlich nahe der Stadt gezeigt hätten: — aber auch hiergegen hatte Herr Heinrich wachsame Vorkehrung getroffen auf den Warttürmen.

So war der wunderschöne Sommertag friedlich, feierlich, erwartungsvoll hingegangen.

Nun deckten bereits blaue Schatten die fernen, waldigen Höhen an dem Oberlaufe des Flusses, während in der Stadt auf den Türmen im Umkreis der Mauern die roten Pechpfannen der Türmer glühten; auch stromabwärts glomm hier und da ein Licht aus den auf den beiden Ufern verstreuten Höfen: die Leute wachten in bangem Gebet die Mitternacht heran.

Schon damals setzte sich wie heute auf dem rechten Mainufer die von Süden herziehende große Heerstraße unterhalb der Stadt gen Norden hin fort: im Osten stieß sie dicht an die mit Reben bepflanzten Anhöhen; aber links, gegen den Fluß hin, erstreckten sich in jener Zeit noch Wiesen und Buschwerk.

Wonnesam ist und berauschend die laue Mittsommernacht zu Würzburg und, wie des Lenzes in jenem gesegneten Mainthal, wird, wer je dort einer Mittsommernacht genoß, ihrer dankbar gedenken.

Und diese Nacht, welche da als die letzte ihren weichen dunklen Schleier werfen sollte auf die Erde, — diese Nacht war wunderbar vor den andern vieler Jahre! —

Der Mond stand nahezu voll am Himmel: von den Osthöhen aufschwebend warf er sein bleiches Licht zauberhaft auf den Fluß, auf die ragenden Mauern der Burg im Westen; leichtes fast durchsichtiges Gewölk, von rötlich gelben Rändern umsäumt, zog manchmal, vom lauen Südwest getragen, über die leuchtende Scheibe, durch solchen Wechsel des vollen und des gedämpften Lichts den Reiz geheimnisvoll erhöhend.

Jener weiche, warme Südwest — hauchend, als wär'

es Atmen des Himmels — führte auf seinen leisen Schwingen den wunderbaren, den süß berauschenden, den entzückenden Duft der Rebenblüte von den Weingärten des Burgbergs, zumal der Burgleiste über den Fluß nach Nordosten. — Zur Sonnwend gerade stehen dort die Reben in voller Blust und ihr Duft ist keinem auf Erden vergleichbar! Es ist eitel Poesie, süße, feurige, heiße Liebeslust atmende Poesie, was die trunkenen Sinne da einschlürfen in einer Berauschung, viel feiner und beseligender als im Trunk des Rebensaftes selbst.

Durch jenes Strauchwerk an der Straße und über die Wiesen hin flogen Leuchtkäfer in reicher Menge, mit ihrem grünlichen Licht das Phantastische, Ahnungsvolle dieser halbdunkeln Stunden noch steigernd.

Das Buschwerk aber bestand zum größten Teil aus wilden Rosen, die so schön, so starkstämmig, so zahlreich wie dort im sonnigen Mainthal wohl nirgend mehr gedeihen auf deutscher Erde.

Vielfach hatten zwar die Rosen schon abgeblüht: aber der überaus warme und doch feuchte Sommer hatte an vielen Büschen eine zweite Blüte hervorgelockt: und der honigduftende süße Hauch der Wildrose mischte sich hier mit dem feineren herberen der Rebe.

Und in den Rosenbüschen schlugen und schmetterten ihr feurig Lied ungezählte Nachtigallen! So laut, so lustheiß, so jauchzend in beglücktem Minnewerben! So stark, wie noch in keiner Nacht dieses Sommers! Es war, als ahnten die klugen Vögelein, die zwar an den Untergang der Welt nicht glaubten, daß sie nun bald verstummen mußten für ein Jahr: und als wollten sie noch einmal aus vollster Kraft den Wonnejubel der Liebe hinausschmettern in die blaue, die leise atmende Nacht! —

All das: das silberne Mondlicht — der laue Wind

— der Reben- und Rosenduft — das heiße, brünstige Lied der Nachtigall — wirkte zusammen zu einer süßen, weichen lustvollen Berauschung der Sinne und der Seele. — —

II.

Der Zauber dieser Stunde besing wohl auch den einsamen Reiter, der aus dem äußersten flußabwärts vorgeschobenen Blockhaus der Pfahlbefestigung in raschem Trabe gegen die Stadt geritten kam.

Er hatte den Helm abgenommen und ließ die laue kosende Nachtluft, den schmeichlerischen Wind, der ihm entgegenkam, frei durch seine dunkeln Locken streichen. Er hielt nun das schwarze Roß an, sprang ab und führte es am Zügel: „Still, Orco, tritt sacht auf! Sie dürfen uns nicht kommen hören, die frommen Frauen, sonst . . .! — Ich hielt es nicht mehr aus! Ich mußte! Es riß mich fort so unwiderstehlich — wie dort der heiße Sang dem kleinen Vöglein aus der Seele bricht. Diese Nacht! Nie sah ich ihresgleichen! Du mußt — du mußt mein werden vor dem Ende. Magst du wollen oder nicht! Aber du wirst wollen: — wollen müssen! — denn du liebst mich! Wie lautete doch das Lied, das ich gestern auf diese Nacht, auf diese Stunde gedichtet?

Morgen um die zwölfte Stund',
Heia, geht die Welt zu Grund!
Doch nicht eh' bis Minnegard —
— Leib und Seel'! — mein eigen ward! —
Diese Nacht,
Wann Hut und Wacht

Liegt in Betgeheul und Jammer,
Dann erbrech ich deine Kammer:
Magst erglühen, magst erblassen, —
Eher nicht will ich dich lassen
Bis du mein!
Dann brich herein,
Ew'ge Pein!
Wirst von deinem roten Mund
Gott mich in der Hölle Schlund:
Du warst doch mein!

Aber der liebe Gott wird's selber einsehen, daß ich nicht anders konnte. Was hat er sie so schön geschaffen und mich so heiß? Und ich hätte ja ganz gern des Bischofs Segen dazu erbeten, wenn . . . Aber halt! Was ist das? Wer kommt da mir entgegen? Eine dunkle Gestalt — ein Weib — ganz allein — heute! in dieser Stunde! — Sie winkt mit der Hand. Bei Sankt Martin zu Tours! Wahrhaftig — sie ist's! sie selbst. — Minnegardis!" „Fulko!" schallte es zurück. Und er eilte ihr entgegen, das Tier nach sich ziehend. Hell trat der Mond aus Gewölk, da sie sich erreichten. „Geliebte! Du — hier?" rief er und faßte ihre beiden Hände. „Wen suchst du?" — „Dich!" — „Aber wie konntest du . . . ?" — „Ich ahnte, du würdest, müßtest kommen in der letzten Stunde der Welt. Ach, ich wußte es!"

„Woher?" — „Aus meinem eignen Herzen und Verlangen! Ich erfuhr, du hast Wache in dem Blockhaus da unten. Da wußte ich, du würdest versuchen, mit List oder Gewalt zu mir zu dringen, in meine Kemenate bei den Religiosen. Aber ich wußte auch, es könne dir nicht gelingen." — „Ich bin auf dem Weg und mein Schwert..." — „Wäre nicht nötig gewesen. Ich erwartete dich und hätte dir den Laden der Kemenate selbst geöffnet." — „Nun also!" — „Aber ich sollte ja fort! Der Bischof

ließ mir sagen, er werde mich noch vor der zehnten Stunde durch die Runde der Wachen abholen lassen in den Dom. Dreißig Speeren konntest du mich nicht entreißen! Und darum — o ich sollte wohl vor Scham vergehen! — darum, weil du nicht zu mir dringen konntest — deshalb, du geliebter Mann, kam ich zu dir! Drang ich, flog ich dir entgegen. Denn, wisse das, du heiß Begehrter: ich liebe dich über alle Maßen. Und nicht sterben will ich, bevor du das erfahren und gefühlt. Ich muß, ich muß! Es reißt mich dir entgegen mit unbezwinglicher Gewalt, so notwendig wie hier die Rose duftet, dort das Vöglein singt. Dein will ich sein und dir gehören — unscheidbar Eins in Ewigkeit. Und wird — wie sie lehren — in der Ewigkeit nicht geküßt und gefreit, — so will ich dich küssen und kosen in der letzten Stunde, da die Welt noch steht. Will mich der gütige Himmelsherr drum strafen, — — so mag er's thun. Ich aber thu', was ich nicht lassen kann. Ich kam, um dein zu werden, ach nur im Tod: nicht mit dir zu leben, nur mit dir zu sterben. Ich liebe dich, komm an dies Herz und fühl's, wie ich dich liebe." Und weit öffnete sie beide Arme und stürmisch umschlang er sie. Und er küßte sie, daß ihr der Atem verging. „Komm," — flüsterte er dann — „hier auf der offenen Heerstraße — man wird dich vermissen — suchen ...."

Ein leichter Sprung und sie waren westlich von der Straße im dichten Gebüsch: — das kluge Roß sprang hinterdrein: — er schlang den Zügel um den nächsten Baum: „Nun, treuer Orco, halt Wacht! und warne, kommt jemand." Der Rappe wieherte lustig und nickte mit dem Kopf, als hab' er alles verstanden. — — —

Und — nun alles still ringsum .... ganz still.

Der Mond lugte nur selten und schonend durch das dichte Gebüsch auf die weiche Wiese. Ein Leuchtkäfer flog

über ihre Häupter hin und ließ sich dicht neben Minnegardens Locken nieder auf das Gras „Unsre Hochzeitfackel!“ flüsterte er.

Und der laue Wind trug ganze Wolken Wohlgeruchs von Rebenblüt' und Rosen ihnen zu.

Und laut, schmetternd, jubelnd, schlug die Nachtigall im nahen Busch ihr triumphierend Siegeslied der Minne. — — —

Sonst rings alles ruhig um sie und weihevoll: rings alles still: auch sie sprachen nicht vor eitel Seligkeit und eitel Liebe. — — —

Plötzlich wurden die Glücklichen aus ihrer süßen Versunkenheit aufgestört durch einen dröhnenden ehernen kriegerischen Ruf.

Erschrocken fuhr Minnegard auf unter seiner heißen Liebkosung, strich das gelöste wirre Haar aus den brennenden Schläfen zurück und rief: „Horch! Was war das? Die Posaune des Gerichts? Bricht das Ende herein? Ich fürchte es — nun — nicht mehr. Denn du wardst mein und höchste Seligkeit. Und nicht den strengen Richter: Hand in Hand mit dir tret' ich vor ihn hin und jauchze: ‚Ja, ich liebe ihn, ewig werd' ich ihn lieben! Strafe mich, Herr, wenn es Sünde war. Aber ich thät's nochmal!‘“

„Still, Kind! Laß mich horchen! Richtig. Das — es ist auch noch lange nicht Mitternacht! — Das ist nicht die Posaune der Erzengel: — das ist das Wächterhorn vom Brückenturm. Aber es bläst den Waffenschrei!“

Er machte sich los aus ihren Armen und lauschte.

„Horch! In der Runde antworten die andern Türmer. Es ist der Notruf: ‚Feinde!‘ Und schau — dort — in der Ferne — unweit der Stadt — vor der Sandvor-

stadt — flammt Feuerschein auf. Das sind Mordbrenner, räuberische Bauern."

„Wie? In dieser Nacht? Kurz vor dem Ende?"

„Gleichviel! Es scholl der Waffenschrei: Herr Heinrich ruft seine Ritter. Nicht vergeblich soll er Fulko rufen! Auf, mein süßes Lieb, du mein holdes Eigen: — rasch in den Sattel! So ist's recht! Halte dich an der Mähne! Hier bin ich schon hinter dir im Sattel. Noch einen Kuß! Und noch — und noch Einen — den letzten wohl! Und nun, renne mein Rößlein! Fulko und Minnegard darfst du tragen aus seliger Lust in seligen Tod."

Pfeilschnell sauste das edle Tier durch die Wiesen gegen die Stadt dahin: es wieherte den schmetternden Trompeten feurig entgegen.

III.

Es waren noch etwa zwei Stunden vor Mitternacht.

Im Dome standen der Bischof und seine Geistlichen und so viele Gläubige, als der Raum zu fassen vermochte, Kopf an Kopf gedrängt, versammelt: auch in allen andern Kirchen und Kapellen hatte, nach Anordnung des Bischofs, nächtlicher Gottesdienst stattgefunden, ein paar Stunden nachdem die Vesperfeier vorüber war: auch sie waren sämtlich überfüllt.

Zu Hause blieben fast nur die Kranken, die Bett oder Haus nicht verlassen konnten und oft, aber nicht immer, ein Pfleger — oder meist eine Pflegerin! — welche die Pflicht, bei den Siechen auszuharren, höher anschlugen als den Trost, das Ende in der Kirche, in der schützenden Nähe der Heiligtümer zu erleben.

Nur Eine Ausnahme kam vor: — der Bischof selbst hatte sie befohlen.

Die Führer der Thor- und Wallwachen, die er — in Abwesenheit des Grafen — ordnete, waren am Morgen vor ihn getreten und hatten ihn gefragt, ob sie nicht mit ihren Leuten heut, am letzten Tag der Welt, ihr kriegerisch Werk einstellen und in den Kirchen der Andacht aller andern sich anschließen dürften?

Bei Herrn Heinrich hatten auf diese Bitte hin der Bischof und der Kriegsmann einen scharfen Kampf geführt; aber der Kriegsmann hatte gesiegt. Er hatte die Stirne gefurcht und gesprochen: „Nein! Die Landbrenner sind nah! Jeder auf seinem Posten. Der Bischof vor dem Altar, der Turmwärter auf dem Turm. Findet uns der Herr dort, so findet er uns da, wohin wir gehören. Bis zum letzten Augenblick — die Pflicht des Dienstes, des weltlichen wie des geistlichen."

Mit stillem Kopfnicken hatte er, lange bevor er die Messe begann — die letzte, die er zu lesen hatte! — von dem Ankleidezimmer aus die Gräfin mit ihren Frauen die Steinstufen des Doms hinaufschreiten sehen. „Sie hält Wort," sprach er gerührt; den Grafen Gerwalt sah er noch nicht, er vermißte auch noch Minnegard und Edel: aber er zweifelte nicht, sie würden rechtzeitig, wie er geboten, erscheinen.

Die Messe war gelesen, auch die Predigt zu Ende, in welcher der Bischof ernst, aber ohne weich zu werden, in mannhaften tapfern Worten zu seinen Hörern sprach, dem Feldherrn vergleichbar, der seine Sturmschar ermahnt, dem sichern Tode kühn entgegenzuschauen. —

Der Dom hallte wider von dem lateinischen Gesang der Priester und der Chorknaben, in welchen hin und wieder

die Latein- und Sanges-Kundigen aus der Gemeinde einfielen. —

Wallend und wogend zogen dichte Wolken des Weihrauchs durch den von Öllampen und Kienspänen nur schwach beleuchteten einschiffigen Holzbau: — bloß der Hauptaltar, wo der Bischof nun segnend stand, strahlte in der Helle zahlloser Wachskerzen. —

Da plötzlich schmetterte durch die offene Thür — denn die Menge der Andächtigen drängte vom Chore durch die ganze Kirche und auch durch die Thüre hinaus bis auf die Stufen und auf den Platz vor dem Dom — derselbe eherne Trompetenschall, welcher das wonneberauschte Liebespaar aufgeschreckt hatte.

Auch hier würde wohl die Vorstellung des Posaunentons des Weltgerichts — heute allen die nächstliegende — die Menge ergriffen und in dem dichten Gedränge Schrecken und Entsetzen verbreitet haben. —

Aber Herr Heinrich kam dem zuvor.

Sofort erkannte sein an solchen Ruf gewohntes Ohr die Eigenart dieses Grußes. Er ermaß auch blitzschnell die Gefahr, welche ein falscher Schreck über die vielen Hunderte, in engem Raum zusammengepferchten, höchst erregten Menschen bringen mußte.

So rief er denn mit seiner lauten Stimme, die gewohnt gewesen, mit dem Ruf des Befehls das Toben der Reiterschlacht zu überdröhnen: „Bleibt ruhig, ihr Gläubigen! Das ist nicht der Beginn des Gerichts! Ich habe befohlen, mit der Turmtrompete . . . Hört ihr? Es ist die Trompete vom Sandturm — jetzt auch vom Brückenturm! — zu melden, wann sich das Raubgesindel gegen die Stadt heranzieht. Es sind Brandräuber!“

Da brach sich durch die Menge vor den Stufen ein ganz Gewaffneter Bahn — er schob die Bürger, die Frauen,

links und rechts kräftig zur Seite — schon hatte er den Altar erreicht. „Auf, Herr Bischof! Hier Euer Schwert. Nehmt! Eure Sturmhaube! Euer Roß steht draußen gesattelt. Feinde vor der Stadt! Es brennen schon mehrere Höfe mainaufwärts. Kommt und helft!“ Es war Blandinus, voll glühenden Eifers: Nie war sein schön Gesicht so schön gewesen, wie es jetzt unter der Sturmhaube hervorglänzte. „Helft! Rettet! Herr Bischof!“ riefen die Bürger. „Was sollen wir thun?“ „Hierbleiben! Beten!“ schrieen die Weiber.

Aber Herr Heinrich richtete sich auf zu seiner vollen Höhe, riß das Schwert aus der ihm dargereichten Scheide, warf diese weg, und, hoch die Klinge schwingend, rief er: „Fechten sollt ihr! Nicht beten! Eure Stadt, Sankt Burchhards Weihtum, schirmen! Fallt ihr so, so fallt ihr schön und büßet manche Sünde. Wie können wir besser unsre letzte Stunde verleben, als im Kampfe für Sankt Kilians Heiligtum? Folgt, ihr Bürger Würzburgs, folgt euerm Bischof! Hinaus vors Thor und wehe den Kirchenräubern! Sankt Kilian und Sankt Burchhard ziehn euch voran!“

Und er stürmte die Stufen des Altars hinab der Domthüre zu.

„Sankt Kilian und Sankt Burchhard! Steht uns bei!“ riefen die Krieger und folgten ihm.

IV.

Das kühne Vorgehen des streitbaren Bischofs sollte sich aber doch gar bald als allzukühn erweisen.

Zwar die Dienstmannen und Reisigen waren rasch zur Stelle und folgten sofort eifrig ihrem heißgeliebten Führer: Blandinus, dem der Befehl in der inneren Stadt übertragen war, hatte sie rasch gesammelt: aber Hellmuth und Fulko konnten nicht zur Stelle sein: ihnen hatte ja Herr Heinrich die gefährlichste Wacht: die in den beiden entlegensten Blockhäusern des Pfahlhags flußabwärts und flußaufwärts anvertraut.

Und das Häuflein, an dessen Spitze jetzt der Bischof durch das Südthor und die Sandvorstadt sprengte, war doch nur recht klein: zwanzig Rosse und vierzig Fußknechte: mehr waren es nicht.

Die Bürger aber zeigten zwar guten Willen, waren auch nicht übel gerüstet und in den Waffen geübt. Allein es währte recht lange, bis sie diesmal in genügender Stärke beisammen waren und ihrem Bischof hinaus nacheilen konnten, der sofort mit seinen Dienstmannen allein dem Feinde entgegengesprengt war.

Unbewaffnet waren die Burgensen alle — den Canones und dem Landfriedensrecht gemäß — in den Dom und in die übrigen Gotteshäuser gekommen: nun mußten sie erst in ihre oft weit entlegenen Höfe zurück, sich mit Schutz- und Trutzwaffen zu versehen, meist unter dem Widerstreben, den Bitten und Thränen ihrer Weiber und Kinder, die sie im Angesicht des nahenden Gerichts nicht von ihrer Seite, nicht aus dem Hause, am wenigsten vor das Thor hinaus zum Gefecht ziehen lassen wollten.

So sammelten sie sich heute nicht, wie herkömmlich war,

an den vorherbestimmten „Schar-Orten", sondern einzeln, paarweise oder in ganz kleinen Häuflein, wie sie sich auf dem Wege zu der Sandvorstadt zufällig gefunden, trafen sie vor dem Südthor weit, weit hinter dem Bischof auf der Heerstraße oder auf der Allmännde ein, die nun gar bald zum Schlachtfeld werden sollten.

Bevor wir aber dieses betreten, müssen wir nachholen, was auf demselben unmittelbar vorher sich begeben hatte.

V.

Um dieselbe Zeit, da nördlich der Stadt Frau Minne Ritter Fulko und schön Minnegard einander entgegengeführt hatte, eilte im Süden der Stadt auf der großen Heerstraße gegen das Südthor zu eine weiße Gestalt.

Ein lichter Schleier flatterte ihr nach, so hastig schritt sie: im Glanze des Mondes, den nur selten ziehend Gewölk verdeckte, leuchtete das freiflutende, hellblonde Haar — es war aufgegangen: das zusammenhaltende blaue Band hatte sie bei dem raschen Aufbruch verloren. Sie drückte den weiten hellgrauen Mantel über der Brust zusammen. Ihr Auge spähte scharf vorwärts: aber nicht auf die Vorstadt am Ende der Heerstraße war es gerichtet, sondern links ab von der Straße, wo, nahe dem Flusse, das äußerste Blockhaus des Pfahlhags vor dem Südthor ragte.

„O Gott," betete die Eilende, „laß mich noch recht kommen. Nun Ein Wort zu ihm — von ihm! Dann will ich ja gern in den Dom. Wie spät mag es schon sein? Ich konnte die Zeit nicht genau erkunden! Wartete ich länger, mußte ich in Begleitung der andern Frauen

gehen und dann mit ihnen gleich in den Dom. Mag es wohl schon bald Mitternacht sein? Barmherziger Heiland, o verschiebe die Stunde des Gerichts nur so lang, bis ich .... Du blickst in mein Herz, heilige Jungfrau! Du weißt, mich treibt nicht sündiger Liebe Verlangen — nicht an seine Hand will ich rühren! — nie würde ich aus solchem Sehnen die scheue Scham überwinden, und zerspränge mir darüber das Herz in der Brust. Nein! Nicht nach solchem steht mein Begehren! Ich will ja nur — — — du weißt, Gott, was ich will. Darum hilf mir! Bald — bald bin ich ja dort. Sehe ich doch schon das schmale Thor, das in das Blockhaus führt. Gleich muß der Wiesensteig links abbiegen hier unten von der Straße .... Ah! Was ist das? Dies Thor ...?"

Sie konnte nicht vollenden.

Mit Schrecken nahm sie wahr, wie das Blockhausthor, nach welchem Ziel ihres eilenden nächtlichen Ganges sie so sehnsüchtig ausgeschaut hatte, sich von innen öffnete und wie aus demselben auf dem engen Wiesenpfad, der ein wenig hügelan auf die Heerstraße führte, ein Reiter ihr in den Weg sprengte.

„Weh mir — wenn man mich erkennt, anhält, — aufhält!"

Sie wankte: sie stützte die Hand auf einen breiten Grenzstein rechts an der Heerstraße, der hier die Markung der Stadt von den Äckern des Randahari trennte. Schon hatte der rasche Reiter die Hochstraße erreicht: ungestüm jagte er heran — sein Helm glänzte und strahlte hell im Mondlicht — ein langer dunkler Mantel flog ihm nach von den gepanzerten Schultern: — sie hoffte, er werde an ihr vorbeisausen: sie glitt ganz hinter die breite Steinsäule — schon hörte sie das Schnauben seines Rosses — schon sah sie ... „Ah! Er! Gott ich danke dir!"

rief sie frohlockend und sprang, beide Arme hoch gen Himmel erhebend, aus ihrem Versteck hervor.

Heftig erschrak das Roß, aber nicht der Reiter. „Edel!“ rief er, bändigte kraftvoll das scheuende, hochsteigende Tier, brachte es zum Stehen, sprang nun ab und schritt ihr, den Zügel in der Hand, entgegen. „Jungfrau Edel“ — in höchstem Erstaunen sprach er — „was thut . . . was wollt Ihr hier — allein . . zu dieser Stunde? Was sucht Ihr?“ „Euch!“ rief das Mädchen. „Nein doch: dich, Hellmuth, dich!“ Und beide Hände fest ineinanderringend ließ sie sich vor ihm auf die Kniee gleiten. „Laß mich! Nicht deine Liebe such' ich mehr — ich weiß, ich habe sie verwirkt — aber deine Verzeihung. Ich kann nicht sterben, kann nicht vor den ewigen Richter treten mit dieser unverziehenen Schuld auf meiner Seele, der schweren Sünde der Herzenshärtigkeit, des verstockten Stolzes, der grausamen Mißhandlung . . . Ich habe dich gequält . . . gepeinigt, ich habe dein stummes monatelanges Flehen um Verzeihung eines ach! so leichten Fehls, — eines Fehls aus Liebe! — mit Füßen in den Staub getreten! O es war so schlecht von mir, so eitel, so sündhaft! Aber sieh: nun — in der letzten Stunde meines Lebens — lieg' ich, Edel, die stolze Edel, vor dir im Staub — nein, laß mich! Ich stehe nicht auf, bis . . . Und ich flehe dich an: verzeihe mir! Verzeihe mir um des Heilands willen, der, ein Wunder wirkend, dich mir hier entgegengesandt hat in dieser Stunde! Ich sprang aus dem Fenster der Kemenate in den Garten. Ich wußte, wo du zu finden warst. Ich konnte es nicht mehr ertragen — ich lief dir entgegen — es schob mich vorwärts wie mit unsichtbaren Engelshänden: das Wort, das in diesen Tagen unablässig uns verkündet ward: — ‚Bereue! Büße!‘ — es mahnte mich unwiderstehlich, die schwerste Schuld meines Lebens

zu büßen: die Schuld gegen dich und deine große, deine rührende Liebe. Ich hätte dich im Blockhaus aufgesucht vor allen deinen Reisigen und dich dort laut angefleht, wie hier in der heiligen, nur von Gott erschauten Einsamkeit: Hellmuth, verzeihe mir!"

Schon hatte er sie vom Boden aufgerissen. „Edel! Ich Euch — ich dir verzeihen? Nein, vergieb du mir. Die Liebe riß mich fort. Doch du kannst das nicht fassen! Denn was weißt du von Liebe!" „Ich?" — Sie errötete über und über, wie sie nun mit unendlicher Anmut das edle langgestreckte weiße Antlitz zu ihm emporhob: es leuchtete geisterhaft im Glanz des Mondes, umrahmt vom blonden Haar: — sie richtete einen langen Blick auf ihn aus den tiefen grauen Augen. — Dann senkte sie die dunklen Wimpern und fragte: „Was immer Euch in dieser letzten Stunde der Welt in die Nacht hinausgetrieben hat, was immer Ihr suchtet — gewiß war's nicht Edel?" — „Wie durfte ich das wagen? Nein! Den Tod, den Heldentod in herrlichem Reiterkampf. Denn wisset — von dorther — von Süden — nahen alsbald furchtbare Feinde." „Den Tod? O so laß mich ihn teilen!" rief sie leidenschaftlich ausbrechend. „Du hast mir verziehen — und du liebst mich noch immer — ich sehe dir es an: so gewähre mir die letzte Bitte! Im Leben hat mein sündhafter Stolz uns getrennt: laß nun im Tode meine Demut uns vereinen. Vergönne mir, mit dir zu sterben." Und überwältigt von allbezwingender Liebe sank sie an seine Brust, das schmale Köpflein vorwärts beugend wie eine tauschwere Blume. „Edel! Geliebte! Ist es wirklich? Bist du meine Edel?" — „Ja! Deine Edel! Aber nur im Tode dein!" Und er küßte sie auf die weiße Stirn: er wagte es nicht, sie auf die so festgeschlossenen, schmerzumzuckten Lippen zu küssen.

Es war ganz still um dieses Paar; hier sang keine Nachtigall. —

Plötzlich schlug an beider Ohr von Süden her ein schriller gellender Hornruf. „Horch! Was war das?“ rief Edel, erbleichend und sich hoch aufrichtend. Beide wandten sich nun flußaufwärts nach der Richtung des Schalles. Alles still. Da flammte in der Ferne rote Lohe auf. „Der Weltenbrand!“ rief Edel. Aber im selben Augenblick antworteten dem ersten Hornruf zwei, drei lautere dem Paar erheblich näher. „Nein!“ rief Hellmuth. „Gut kenne ich den wilden Ton! — Das sind wendische Hörner! Sie blasen den Kriegsruf. Und schau: dort brennt ein zweites — wie rot! — ein drittes Feuer auf — dort liegen die Höfe des Randahar — es sind ihre brennenden Strohdächer. Das sind wendische Plünderer! Sind ja Heiden, glauben nicht an das Weltgericht. Und horch nur! Ich meine . . .“ Er warf sich zu Boden und drückte das Ohr fest auf die harte Heerstraße. Sofort sprang er wieder auf. „Kein Zweifel. Reiter sprengen heran! Viele, sehr viele! Die Erde dröhnt von Hufengestampf. Das sind nicht die himmlischen Heerscharen und nicht die Teufel der Lüfte. Auf, Edel, rasch! In diese Hände darfst du nicht fallen.“

Er hob sie auf das Pferd und schwang sich hinter ihr in den Sattel. „Wohin? Was willst du thun?“ fragte sie. „Ich warne die Stadt und Herrn Heinrich.“ Und schon jagte der treue Falk sausend zurück nach dem Südthor. Funken stoben unter seinen klirrenden Hufen aus den Kieseln der Straße, weithin flog Edels weißer Schleier nach.

VI.

So war es Hellmuth gewesen, welcher zuerst den Turmwart des Südthors gewarnt und auf die nahenden Feinde merksam gemacht hatte.

Er führte die bleiche schweigende Edel in die nahe Kirche in jener Vorstadt der Heiligen Petrus, Paulus und Stephanus. Hier, dicht bei dem Südthor, fanden sich alsbald viele Frauen und Mädchen der Stadt aus den nächsten Höfen, aus dem Dom und den andern Kirchen zusammen: denn hier war man sicher, zufrühest Nachricht von dem Gefecht zu erhalten, sowie den Bischof und die Seinen bei ihrer Heimkehr zuerst zu begrüßen. Hierher führte auch Fulko die Geliebte, die er schon außerhalb des Nordthors vom Rosse gehoben und gar sittsam durch die von den zusammenlaufenden Bürgern belebten Teile der Stadt geleitet hatte; bereits vorher war hier aus dem Dome mit ihren Frauen der beiden Mädchen mütterliche Freundin, die Gräfin Heilfriede, eingetroffen.

Als der Bischof das Thor hinter sich gelassen hatte und nun auf der Heerstraße ungestüm vorwärts sprengte, — vor ihm mit brennender Fackel Blandinus — da drängten Hellmuth und Fulko von rechts und von links ihre schnaubenden Rosse an seine Seite. „Gut, daß ihr da seid. Willkommen, tapfre Junker, im letzten Gefecht," rief er ihnen freudig zu. „Herr Heinrich," erwiderte Hellmuth, „wollen wir nicht warten, bis von den Bürgern einige heran sind?" Höchlich erstaunt, ohne im Vorwärtsjagen einzuhalten, sah der Bischof zu ihm hinüber: „So redet Hellmuth vom hohen Horst? Um eine kleine Rotte schlecht gewaffneter Bauern zu zersprengen . . .?" — „Herr, es sind nicht Bauern. Und nicht eine kleine Rotte! Da!

Hört Ihr das Horn? Wenden sind's." „Gewiß die Söldner Zwentibolds!" rief Fulko. „Das wolle Gott nicht!" stammelte der Bischof und erbleichte, . . . aber nicht aus Furcht. „Da vorn — rechts — brennt schon wieder ein Hof!" rief Blandinus mit der Fackel deutend. „Das ist, mein' ich," riet Fulko, „das Haus des Zeidlers Wulfilo, des Nachbars von Frau Ute. Arme Fullrun, wie mag es dir ergangen sein! Halt, holla! Hier geblieben, Signor Blandinus!" und er fiel dem Venetianer in die Zügel, der bei jenem Namen, laut aufschreiend, den Gaul spornend, nach rechts hin über die Wiesen davonjagen wollte: „Jetzt heißt's, beisammen bleiben! Wollt Ihr allein die Wenden schlagen?" „Das Kind wird Gott beschützen," pflichtete der Bischof bei, „wir kämen zu spät." „Da! Da sind sie schon!" rief Hellmuth. „Jawohl," lachte Fulko, das Schwert ziehend. „Jetzt hat sie der Teufel schon da." „Weiß Gott, die Wenden!" stöhnte der Bischof dumpf. „Und wie viele!" rief Fulko. „Jetzt, Freund Hellmuth, jetzt heißt's fechten." „Ja! Gott sei Dank! — Das wollen wir," antwortete der mit blitzenden Augen. „Wohlan!" sprach der Bischof. „So mögen sie denn zum letztenmal auf Erden schmettern, die deutschen Drommeten. Bald schallen die himmlischen Posaunen darein!"

Noch nicht gleich kam es zum Zusammenstoß: die vorausgeschickten Reiter der Slaven jagten zurück, offenbar, ihrem Führer Meldung zu bringen. Und der Bischof gebot Halt, seine Fußknechte nachkommen zu lassen. Wie er das Ganze übersah, mußte er erkennen, daß sein kleines Häuflein doch in recht schlimmer, aufs höchste gefährdeter Lage war.

Was von einer erlesenen Reiterschar gegen einen wenn auch viel zahlreicheren Haufen schlecht gerüsteter Bauern, die nur zu Fuß fochten, zu wagen gewesen wäre, das

erwies sich als undurchführbar gegen diese trefflich und mannigfaltig bewaffneten, zum Teil gut berittenen Soldknechte, die unter ihrem mit wilder Begeisterung verehrten Häuptling seit einem Jahrzehnt im Dienste gar vieler Fürsten auf wendischer, deutscher, welscher, byzantinischer Erde gefochten und gar oft gesiegt hatten.

„Der Wende," rief Fulko „— Gott verdamm ihn! — versteht den Krieg. Schau, Hellmuth, wie klug benützt er seine große Übermacht! — Auf wieviele schätzest du sie?" Hellmuth hob sich hoch in den Bügeln, bog das behelmte Haupt vor und spähte nach allen Richtungen: „Die links von uns in den Weinbergen und im Gehölz kann ich nicht schätzen. Aber da auf der Straße vor uns und rechts in den Wiesen — das sind eher vier- als dreihundert."

„Schau — man sieht es deutlich im Mondlicht! — hier auf der breiten Straße schart er seine Reiter zusammen, viele Glieder tief, unsern Anprall abzuwehren." — „Aber auch das Umgehen hat er gelernt! Sieh, westlich von der Straße — über die Wiesen hin — läßt er andere Reiter vortraben, uns in der Flanke zu fassen." — „Und wo bleiben unsere Bürger? Noch gar wenige sammeln sich auf der Wiese." — „Und seine Fußknechte," ergänzte der Bischof, „und Pfeilschützen schickt er östlich von der Straße in die Weingärten und in den Buschwald der Höhen, uns von links zu packen. Ja, von dort könnten sie sich zwischen uns und die Stadt werfen und uns auch vom Rücken fassen." Er gebot den Junkern, hier zu halten, und ritt langsam voraus, seine vordersten Reiter zu ordnen. „Nun, die links werden aber nicht viel ausrichten," meinte Hellmuth, „bergan, auf den Schmalpfaden zwischen den Weinbergen. Ein Häuflein entschlossener Männer genügt . . . ."

„Sind aber immer noch nicht da, auch zur Linken nicht,

die lieben Bürger von Würzburg!" — „Oder doch nicht genug. Jetzt hab' acht, Herr Heinrich winkt mit dem Schwerte!"

VII.

Der Bischof hatte, jener Dreiteilung der Feinde zu begegnen, auch von seiner ohnehin so schwachen Schar einen rechten und einen linken Flügel abzweigen müssen.

Er sandte Boten über Boten in der Richtung gegen die Stadt zurück, die Bürger zur Eile zu mahnen und sie, wie sie einzeln oder in kleinen Häuflein herankamen, jenen beiden Flanken zuzuteilen. Er gedachte, durch das beste, alterprobte Mittel deutscher Kriegskunst — seit nämlich die schwer gepanzerte Reiterei (zuerst in den Ungarnkriegen) wichtiger geworden war als das alte nur zu Fuß kämpfende Aufgebot des Heerbanns — gegen alle Feinde: durch das Ansprengen seiner eng aneinander geschlossenen schwergerüsteten Ritter und berittenen Heerknappen auf den mächtigen Streithengsten die Wenden auf der Heerstraße über den Haufen zu rennen, so durch einen gewaltigen Stoß ihre Mitte zu durchbrechen und die Schlacht zu entscheiden. Mit dem alten Feldruf der Deutschen: „Christus! Kyrie eleuson!" sprengte er, hoch das Schwert schwingend, auf seinem leuchtend weißen Dänenhengst an der Spitze seiner Panzerreiter auf die Wenden an und ein.

Es erging — anfangs — wie er gehofft: die schwächeren Gäule der Slaven und die geringere Körperkraft ihrer Reiter hielten den deutschen Ansturm nicht aus: das erste Glied war sofort überritten, das zweite — in der Mitte

wenigstens — durchbrochen: aber in der dritten Reihe kam der Anprall zum Stehen.

Jetzt kreuzten sich deutsches Ritterschwert und slavischer Streitkolben: das Gefecht stand.

Und das war sehr schlimm für die kleine Reiterschar, deren einzige Siegeshoffnung in raschem Niederreiten der Übermacht bestanden hatte.

Da ersah Herr Heinrich im roten Licht einer Pechfackel einen feindlichen Führer in reicher Rüstung mit geschlossenem Helm, der sich soeben von seinem gestürzten Gaul — Hellmuth hatte ihn überrannt — los machte und behend auf ein anderes Pferd schwang, das ihm ein Wende zuführte. „Vorwärts!“ scholl es aus dem Mundloche des Visiers hervor. „Nieder mit den Deutschen.“ Und die Wurflanze in der Hand wirbelnd ritt er wieder in die vorderste Reihe.

„Die Stimme kenne ich!“ rief Herr Heinrich, spornte das Roß gegen den Feind, schwang grimmig das Schwert und schmetterte einen solchen Streich auf den reich vergoldeten Helm, daß dieser klirrend in zwei Stücke auseinander sprang. „Berengar!“ schrie der Bischof. „Wie konntest du es wagen? Gegen meinen Befehl . . . .?“ — „Befiehl du deinen deutschen Knechten, nicht mir!“ gab er zurück und hob scharf zielend den Speer zum Wurf.

Allein da wurden sie getrennt, auseinander gerissen durch den Stoß einer frischen Rotte Fußvolks, die, auf den Befehlsruf eines nicht sichtbaren Führers, aus der vierten Reihe der Slaven mitten auf der Heerstraße mit gefällten Lanzen vorbrach und die deutschen Reiter sofort schwer bedrängte. Diese konnten auf der von gefallenen Pferden und liegenden wie kämpfenden Menschen vollgestopften Straße nicht mehr vorsprengen, also ihr wirksamstes Kampfmittel nicht mehr gebrauchen. Und ein Roß der Bischöflichen nach dem andern brach zusammen: denn die

wendischen Lanzenknechte stießen nicht auf die gepanzerten Reiter, sondern auf die Pferde. Nur mit äußerster Anstrengung gelang es Fulko, der sich stets ein wenig vor Herrn Heinrichs Schimmel hielt, die zahlreichen Speerschäfte niederzuschlagen, welche dies weithin sichtbare Ziel vor andern bedrohten.

Da sprengte Hellmuth, welchen der Bischof entsendet hatte, Nachricht von seiner rechten Flanke einzuholen, wo die Wenden auf den Wiesen, nach dem Vordringen ihrer Hornrufe zu urteilen, erheblich Raum gewonnen, auf die Straße zurück und meldete: „Nun geht's wieder da drüben! Es stand schlimm. Aber ein Häuflein Bürger, das eben eintraf und das ich und Gericho den wendischen Reitern entgegenwarfen, hat das Gefecht dort gestellt. Jung Gericho macht seine Sache gut. Allein Übles vernahm ich von unserm linken Flügel her. Dort scheinen ...."

Er konnte nicht vollenden.

Denn von eben dort, von Osten her, sprengte Blandinus, der zu gleichem Zweck entsendet worden war, auf die linke Seite der Straße: den Helm hatte er verloren, sein Gesicht war von Blut aus einer klaffenden Wangenwunde überströmt. „Herr Bischof, wir sind umgangen. Die feindlichen Pfeilschützen und Fußknechte haben die wenigen Bürger in den Weinbergen überwältigt. Baumeister Hesso, der starke, treue Mann, der sie befehligte, ist gefallen: ich führte die Weichenden zu einem letzten Stoße vor — umsonst — — mich traf ..." Er wankte: Fulko hielt ihn aufrecht im Sattel.

Herr Heinrich drückte in bitterem Schmerze die Augen zusammen: „Zurück? In die Stadt? Nein! Weichen wir einen Fuß breit, — sind wir verloren und der Feind dringt mit uns ein. Das soll nicht sein." — „Nein!" rief Hellmuth. „Um keinen Preis! Seht, dort hinten schart

sich ein frischer, ein noch stärkerer Haufe Fußvolks zum Stoße gegen uns. Kommt zuvor! Laßt uns noch einmal einsprengen, so gut es eben geht, und dabei fallen, das Gesicht nach vorn!“ „Jawohl,“ rief Fulko. „Es muß doch endlich einmal gleich Mitternacht sein. Dann holen die Englein unsere Seelen hier und die Heiden holt, wie billig, der Teufel. Drauf und drein, Herr Heinrich! Auf Wiedersehen im Himmel, Minnegard.“

Und schon wollte der Bischof, zum Tode bereit, den Befehl geben zum letzten hoffnungslosen Ansprengen wider den entgegenstarrenden Lanzenrechen, als plötzlich, wie durch ein Wunder, das Gefecht völlig umschlug.

VIII.

Denn auf dem rechten Flügel der Wenden — östlich der Straße — in den Weingärten und von den Waldhöhen herab ertönte auf einmal wildes, wüstes, verworrenes Geschrei.

Freund und Feind stutzte, hielt ein im Kämpfen, wandte dorthin Augen und Ohren. Und schon stürzten die wendischen Pfeilschützen und Fußknechte, aufgelöst, in wilder Flucht, die Höhen herab, auf die Straße, in die rechte Seite der Ihrigen hinein, brachten diese in volle Verwirrung und warfen sie mit solcher Wucht auf die Mitte und diese auf die westlichen Nebenmänner, daß diese über die steile Straßenböschung hinunter in die Wiesen stürzten.

„Steht, beim Zrnbog! steht! meine Brüderlein,“ schrie den flüchtigen Pfeilschützen eine schrille Stimme zu. Und ein Führer, auf schwarzem Roß, in ganz schwarzer Gewan-

dung und Rüstung, warf sich ihnen entgegen, den Nächsten über den Haufen reitend, den zweiten an der Schulter packend und mit eisernem Griffe festhaltend, daß er wohl stehen mußte. „Steht doch! Es ist ja schon alles gewonnen!“ „Ja, steht, ihr Memmen!“ schrie Berengar herzureitend. „Habt ihr den Teufel gesehen, daß ihr so lauft?“ „Wie? du bist's, Kratochwyl?“ rief der auf dem Rappen. „Bist doch wahrlich kein Feigling! Hab' dir ja den ganzen rechten Flügel anvertraut! Wer jagt euch denn so?“ „Der Teufel,“ keuchte der Wende atemlos. „Wirklich der Christenteufel — wie der Christenpfaff gesagt hat. Wir hatten die Bürger vor uns zurückgeworfen — schon zweimal! — hatten fast schon den Kamm der Höhe erstiegen, — da plötzlich brach aus dem dichtesten finstersten Buschwald in unsere rechte Flanke — hoch von oben herab — ein rasender Riese — nicht gar viele hinter ihm! — Aber ein Riese! In Wolfsfellen! Das muß der Teufel selber sein! Unverwundbar! Die Pfeile prallten von seiner Wolfsschur ab. Er sprang mitten unter uns: ‚Hilf, Woden! Woden hilf!‘ schrie er unablässig und bei jedem Schrei schlug er mit einem fürchterlichen Balken, den er mit beiden Händen schwang, einen, auch zwei von uns zu Boden. Da zog ich mein Wurfmesser — du weißt, ich fehle nicht — und warf's ihm seitwärts in den Kopf. Es traf: es blieb stecken. Aber er fiel nicht! Vorwärts sprang er gegen mich und — ich sterbe. Flieh, Zwentibold! Es ist der Teufel!“ Und er fiel um und war tot.

Zwentibolds geübtes Auge ersah, daß er die Flucht seines zersprengten rechten Flügels nicht hemmen konnte. Rasch entschlossen befahl er seinem Mitteltreffen, vorzurücken und die Fliehenden hinter sich vorüber fluten zu lassen, wohin sie wollten.

Er warf einen Blick nach vorn, überzählte die geringe

Schar der deutschen Reiter, fand, daß von den Seinen immer noch genug in Ordnung standen, sofort vorgeführt zu werden, und befahl mit gellendem Hornruf den Vorstoß. Jetzt erst zog auch er den krummen Säbel. „Nun hat's Sinn, daß auch der Feldherr ficht," rief er Berengar zu. „Drauf, meine Brüderlein! Wir sind immer noch fünf gegen einen. Werft den Bischof dort und seine paar Reiter und euer ist die reiche Stadt. Plündert sie und brennt sie nieder!"

Ein gellendes Geheul — wie von Rudeln hungriger Wölfe — ward ihm zur Antwort. Vorwärts sprengten und rannten die Wenden und da die Deutschen, die neue Wendung erkennend, im selben Augenblick anritten, prallten beide Scharen sofort zusammen. Gewaltig war der Stoß. Gab den Deutschen die Wucht der Hengste und der Waffen großen Vorteil, — voll aufgewogen ward er durch die starke Übermacht der Wenden. Ein wildes, heißes Ringen auf der Straße: — nach Osten, die Hügel aufwärts, gab es kein Ausweichen für die Gäule — so drängte alles von der Mitte nach Westen gegen den Fluß hin: da stürzten die Rosse und die Reiter und die Fußknechte der Wenden, oft, wie Käfer, aneinander zu Klumpen geballt, in dichten Massen hinunter auf die Wiese. Zwentibold merkte, daß dort die Seinen schwere Verluste litten; er bahnte sich den Weg hierher; Berengar war dicht hinter ihm. Beide ersahen an der Spitze der Deutschen hier einen Gewaltigen auf weißem Roß, der mit sausenden Streichen seines langen Schlachtschwerts hoch von oben herab die Fußknechte wie Mohnköpfe niedermähte. „Der Bischof!" riefen beide wie aus einem Munde. Und alsogleich fielen sie beide ihn an.

„Schaut links, Herr Heinrich!" schrie Hellmuth und fing mit dem Schild einen sehr starken Säbelhieb Zwenti-

bolds, während Fulko mit dem Schwert einen Speerstoß Berengars zur Seite schlug, daß der Schaft zersprang. Aber da stürzte, von dem Lanzenstoß eines Fußknechts getroffen, Fulkos Rappe und begrub den Reiter unter sich. Sofort riß Berengar das Schwert aus der Scheide und hieb auf Herrn Heinrich ein. Aber der — nun gewarnt — schwang ausholend mit aller Kraft — denn er war jetzt sehr zornig! — die Klinge hoch in die Luft und hieb ihm den Schwertarm samt Hand und funkelndem Schwert hart an der Schulter, gerade wo er aus der Brünne trat, so säuberlich ab, als wär' er niemals dort angewachsen gewesen. Aufbrüllend vor Schmerz schlug der Verstümmelte rücklings aus dem Sattel.

Allein nun warf sich Zwentibold auf den Bischof.

Seines bisherigen Gegners Hellmuth, mit dem er blitzschnelle funkensprühende Hiebe getauscht, hatte er sich soeben entledigt, indem er des Gegners Roß durch einen tückischen Hieb über die Vorderbeine zu Fall gebracht. „Hierher, Brüderlein! Alle zu Hauf! Auf den Bischof! Auf den Schimmel!“ schrie er.

IX.

Und nun wäre Herr Heinrich — bei aller Kraft des Armes und aller Tapferkeit des Herzens — doch verloren gewesen. Blandinus, der ihm beispringen wollte, stürzte, aus nächster Nähe von einem Wurfspeer mitten auf die Brünne getroffen, aus dem Sattel. Der nächste der bischöflichen Reiter, der den Schild über seinen Herrn hielt, ward von Zwentibold über das Gesicht gehauen; und wäh-

rend Herr Heinrich alle Mühe hatte, sich der raschen Doppelhiebe des Fürsten zu erwehren, erschaute er die spitzen Speere von vier Fußknechten gegen sich und sein schon mehrfach verwundetes Roß gezückt. Er sah den Tod vor Augen. „O Heilfriede!“ dachte er noch, „Gott sei mir gnädig!“

Aber da ergellte ein wilder Schrei vieler Feinde von seiner linken Seite: — er verstand die Worte nicht: — jedoch auf einmal sah er von der Anhöhe des Weinbergs zu seiner Linken in gewaltigem Satz auf die Straße herabspringen eine Hünengestalt — und eine furchtbare Waffe schmetterte nieder auf das Roß Zwentibolds. „Hilf, Woden!“ scholl es nun ganz nah an seiner Seite, und der Ankömmling schlug mit einem zweiten Streich den nächsten Lanzenknecht nieder. Die drei andern ließen zwar noch nicht ab: sie packten des Bischofs Roß am Zügel und zielten auf den Reiter mit den Speeren. Aber dem einen fuhr mit wütendem Gebell ein grauer Wolfshund an die Kehle und gleichzeitig fielen die beiden andern vor den hochgeschwungenen Schwertern Hellmuths und Fulkos, die sich inzwischen unter ihren Gäulen hervorgearbeitet hatten.

Jedoch auch Zwentibold stand schon wieder, katzenbehend, auf seinen Füßen und wollte — zum drittenmal — Herrn Heinrich anfallen. Allein er kam nicht dazu.

„Halt, Schwarz-Riese: — du bist mein. Hilf, Woden!“ scholl es ihm entgegen und Rado hob den furchtbar wuchtigen Schürbaum. — Der Slave duckte sich, sprang zurück und kauerte hinter einem toten Gaule nieder auf den Boden. „Warte, Langer, du kommst später. Dein Bischof hat den Vortritt.“ So zischend nahm er den Säbel zwischen die Zähne, riß ein kleines, kaum fingerlanges Messer aus dem Wehrgurt, faßte das Hornheft mit nur den ersten drei Fingern der Rechten und warf die dünne Klinge gegen

Herrn Heinrich. Schwirrend, pfeifend durchschnitt sie die Luft — und traf. Gerade, wo zwischen dem Halsrand der Brünne und dem Sturzrand der Sturmhaube eine schmale Lücke klaffte, oberhalb des Schlüsselbeins, drang die scharfe Spitze in den Hals. Der Getroffene glitt langsam nach rückwärts aus dem Roß, das Schwert aber ließ er nicht aus der Faust.

Hellmuth und Fulko fingen den Sinkenden auf.

Gleichzeitig aber sprangen Rado und Zwentibold widereinander, beide in tödlichem Haß, nicht sich zu decken, nur zu treffen bedacht. — Und beide trafen. Dem Alten hatte die geschweifte Säbelklinge die dicke Sturmhaube aus dreifachem Wolfsfell durchschnitten und war noch tief in den Schädel gedrungen: — dem Slaven aber war die schwarze Pelzmütze und der schwarze Kopf in Eins zusammengeschlagen.

Das waren fast die letzten Streiche, die geschlagen wurden in diesem Gefecht. Denn die Söldner auf der Heerstraße entscharte der Schreck, als sie den Führer fallen sahen, dem sie blind in abgöttischem Vertrauen zu folgen so lange gewohnt waren. Ohne ihn zu kämpfen, waren sie nicht fähig.

Zugleich trafen nun von Osten, von den Höhen und Halden herab, jene Bürger ein, die unter Rados Führung den rechten Flügel der Wenden zersprengt hatten. Sie fielen den auf den Wiesen westlich von der Straße noch im Gefecht mit Gerichos Schar ausharrenden Feinden in den Rücken und nun floh alles, was noch fliehen konnte zu Roß und zu Fuß eilfertig flußaufwärts, eifrig verfolgt von den Siegern.

Das sah noch Herr Heinrich, den seine Ritter unter einer alten Eiche, die am Wege stand, gebettet hatten. —

Er sah's mit strahlenden Augen und faltete die Hände

um den Kreuzgriff seines blutigen Schwertes: „Herr Gott,“ sprach er, „dich loben wir. Sieg! Sankt Burchhards Stadt gerettet! Nun will ich gerne sterben. — Und seht — seht dorthin, meine Freunde! Dort im Osten flammt es lohend auf! Das — das sind die Flammenboten — das sind die Cherubim des Herrn, der zum Gericht herniedersteigt.“

„Nein!“ jubelte Fulko laut aus voller Brust, mit erhobenem Schwerte deutend. „Das ist Sonnenaufgang! Mitternacht muß ja längst vorüber sein! Wir dachten nur nicht dran im Drang des Kampfes! Vorüber ist der gefürchtete Tag — und die Welt: — sie steht noch! — Es war ein Wahn! — Herr Gott, wir danken dir aus tiefster Seele! Nein, du wolltest sie nicht vernichten, deine alte, liebe, schöne Welt!“ Und er warf sich auf die Kniee und hob dankend, frohlockend, beide Arme gen Himmel.

Da fiel der erste Strahl der Sonne über die Höhen auf sein Antlitz: trillernd stieg aus den Wiesen eine Heidelerche in den noch grauen Himmel. —

Und Hellmuth und Blandinus und alle, die nicht die Wunde hemmte, thaten desgleichen, warfen Schwert, Speer und Schild von sich, und aus vielen hundert Kehlen in die dämmernde Morgenfrühe hinauf — deutsch und lateinisch durcheinander — klang der alte Lobgesang:

Gnade, du, nicht in Zeit
Nein, in Unendlichkeit,
Immer erneut:

Herr Gott, wir danken dir,
Herr Gott, dich loben wir
Ewig wie heut!

Nunquam resolvitur,
Nunquam revolvitur
Credens in te:

Gratias agimus,
Gratias canimus
O domine!

Sechstes Buch.

I.

Prachtvoll ging die Sonne des jungen Tages auf über dem Mainthal: der Himmel strahlte in wolkenloser Bläue: auf wieviel Glück und Freude sah er hernieder!

Viele Tausende von Menschen, die mit Entsetzen, mit Furcht vor schwerer Strafe durch den allwissenden Richter die Mitternacht herangewacht hatten, lagen nun auf den Knieen und priesen, unter strömenden Thränen, die oft von seligem Lächeln, ja von lauten Jubelrufen unterbrochen wurden, die Gnade des großen, des barmherzigen Gottes, der seinen Geschöpfen nach wie vor die süße Lust des Atmens belassen und vergönnt hatte.

Wo heute in Würzburg nahe der Brücke der stattliche „Vier-Röhren-Brunnen" steht, da scharen und verweilen sich am Morgen und am Abend gar gern die Mägde, nachdem sie das Wasser in ihre auf dem Rücken getragenen „Butten" geschöpft haben. Gar oft läuft die Butte über, weil zwar sie mit Wasser gefüllt ist, aber noch nicht das harrende Mägdelein mit den Neuigkeiten — meist nicht so lauterer Art wie Brunnenwasser! — welche ihr die Nachbarsmagd, die Freundin, zuträgt; oder mit den Koseworten, die ihr der schon lang hier ihrer wartende Schatz zu sagen hat.

Damals schon war an derselben Stelle ein tiefer Ziehbrunnen gegraben, der reichlich Wasser spendete: ein paar Lindenbäume standen im Kreis um das runde Gemäuer aus rotem Sandstein herum und in den Ästen eines derselben war das Holzbild Sankt Kilians, in grellsten Farben gemalt, unter einem vorspringenden dreieckigen Schutzdach angebracht.

Dieser Brunnen und seine schattige und zugleich geweihte Umgebung war auch damals schon ein Lieblingsort der Würzburger, die schon damals erstaunlich viel über sich selbst — und zumal über andere Leute! — zu plaudern hatten; hier und auf den Stufen, die zu der nahen Brücke hinanführten, drängten sich die Leutchen zusammen, wann es etwas zu erzählen gab. Und es gab immer etwas zu erzählen zu Würzburg, obwohl — streng genommen — nicht gerade sehr viel dort, in der frommen und weinfrohen Stadt, sich zu ereignen pflegte.

Aber heute, — am fünfundzwanzigsten des Brachmondes des Jahres eintausend, — da gab es allerdings einiges zu erzählen! Und es ist den Würzburgern von damals kein Vorwurf daraus zu machen, daß sie diese Gelegenheit, sich einmal auszusprechen, sich nicht entgehen ließen, sondern recht ergiebigen Gebrauch davon machten. Das wichtigste von allem war ihnen, daß sie überhaupt noch vorhanden waren; auf diese erfreuliche Thatsache kamen sie immer wieder zurück.

Um den Brunnen und auf den Stufen der Brücke und auf dieser selbst wogte eine mächtig bewegte Menge, Männer, Weiber und Kinder, Bürger, Geistliche, Mönche, Reisige des Bischofs — alles durcheinander. Es litt die Menschen nicht in der Einsamkeit, nicht in den engen Häusern: das Gemüt, von so gewaltigen, widerstreitenden Eindrücken der Furcht, des Grauens, der aufatmenden, aufjauchzenden

Erlösung durchzittert, suchte nach dem Ausdruck seines aufs tiefste erregten Innern. So liefen denn die Leute überall zusammen und wurden nicht müde zu reden von der überstandenen Angst, von dem wilden Kampf mit den Wenden, von der Gewißheit der Errettung. Zumal auf der Mainbrücke standen die Menschen dicht gedrängt, sahen flußaufwärts und flußabwärts und hinan zu der ragenden Burg und freuten sich, daß sie noch lebten, und zeigten einander, wie schön und freundlich alles sei, die bewaldeten Hügel und die rebenbewachsenen Gelände und der helle glitzernde Sonnenschein auf dem lieben alten Main! So schön, meinten sie wohl, sei's noch gar nie gewesen in der trauten Heimat. —

„Nun," sprach einer der jungen Bürger, — dem alten Bezzo auf die Schulter klopfend, „gar manchem kamen die Wenden zum Verderben, aber Euch kamen sie zur Erleuchtung." „Und mir zum Glück!" rief Gericho, sein Liebchen um die Hüfte fassend. „Freilich," lächelte Rosbertha, sich an ihn schmiegend. „Sonst hätt' der Vater nie eingesehen, wieviel mehr du wert bist als der dicke Spedilo mit all seinem Gelde." „Nun ja," rief Bezzo gutgelaunt, „wie konnt' ich glauben, daß mein bester Freund ein solcher Tropf ist? Wir standen nebeneinander auf der Wiese gegen die wendischen Reiter: — im ersten Anlauf ritten sie uns über den Haufen! — ich lag unter einem erstochenen Gaul, der mich schier zu Tode drückte. Da lief Spedilo an mir vorbei." „Nach Hause!" lachte Gericho, unterbrechend. — „‚Hilf mir, Nachbar,' keuchte ich, ‚hilf mir hervor. Ich ersticke.' Was antwortete mir der Lump? ‚Schad' nicht! Erstickt ist auch gestorben.' Und lief weiter. Aber dieser wackre Bursche da — oft gab ich ihm zu Unrecht harte Namen! — er sah mich von fern, brach sich Bahn mitten durch die Wenden, riß mich unter dem Roß

hervor, deckte mich mit seinem Leib und — rettete mein Leben." „Ja, und Hieb und Stich traf ihn dabei," klagte Rosbertha zärtlich. „Bah, Kopf und Herz und auch beide Arme blieben ganz," lachte Gericho, umschlang und küßte sie.

„Aber sagt," forschte der Alte, „noch weiß ich immer nicht — wir standen ja am weitesten rechts ab — wie kam es denn, daß von links her der alte Rado — gerad' noch zu rechter Zeit! — den Wenden in die Flanke brach, mitten aus dem Grafenwald hervor?" „Ja," erwiderte Gericho, „das hab' ich auch nur zum Teil herausgebracht aus den letzten Worten, die er mit Junker Hellmuth — Gott segne seine Klinge! — tauschte. Als sie den Herrn Bischof auf den Schild gelegt hatten, kniete Herr Hellmuth — ich kam gerade dazu — neben dem Alten nieder und wollte seiner Wunde pflegen. Da sprach der: ‚Laßt's gut sein! Ich fahre zu Ihm! Dem Sieghelfer. Gut hat er diesmal geholfen. Lange, lange harrte ich auf Euch, Junker, an der beredeten Stelle, — Ihr kamt nicht —'" „Versteh' ich nicht," meinte Bezzo. — „Versteh's auch nicht. Aber der Junker verstand ihn; er antwortete: ‚Mich führte höhere Pflicht in die Stadt zurück.' Und Rado fuhr fort: ‚Plötzlich entbrannte tief unter mir — auf der Straße, — bald auch neben mir in den Weinbergen der Kampf. Ich sah — wie wir's vorausgeschaut — die schwarzen Scharen von Süden gen Norden vorstürmen: — immer mehr Raum gewannen sie! — Da lief ich zu den Bürgern, nördlich von mir, die in den Weinbergen nur noch schwer standhielten, raffte ein Häuflein, das mir gern folgte, zusammen, eilte mit ihnen in den Wald und auf Pfaden, die nur dem Luchs, mir und noch Einem bekannt, führte ich sie den Unholden in Flanke und Rücken. Und Woden half: er that das übrige.'"

„Woden!“ flüsterte Rosbertha und bekreuzte sich, „den darf man gar nicht nennen.“ — „Der Junker und ich sahen wohl, daß der Alte dem Tode nahe sei: denn er redete nun ganz wirr: daß er den Schwarzen, den Rauchriesen nun doch glücklich erschlagen habe. — Und der Junker erfüllte die letzte Bitte des Alten, daß er nicht, wie alle Verwundeten, in die Stadt gebracht werden solle — auch die Feinde, so hatte der Herr Bischof noch befohlen — zur Heilung und, falls sie stürben, zur Bestattung: — sondern vier Bürger trugen Rado auf seinen Wunsch an den Main hinab unter die alte Rabenesche. Sein grauer Hund, aus tiefer Wunde blutend, wich nicht von seiner Seite.“

„Da schaut!“ rief Rosbertha. „Wer fährt dort davon — gegen das Ostthor hin — in dem Wagen, — dem leinwandüberzogenen?“ „Das ist Isaak, der Jude,“ antwortete Bezzo. „Aber Vater, er ist ja getauft,“ mahnte Rosbertha. — „Bah, scheint nicht geholfen zu haben auf die Dauer.“ „Wieso?“ fragte Gericho. „Er fehlte nie in der Dommesse.“ — „Wohl! Aber jetzt — wißt ihr's noch nicht!“ „Nein! Was denn?“ fragten viele Stimmen zugleich. „Heute früh,“ erzählte Bezzo, „kam seine Mutter zu meinem Röschen da —“ „Die wackre Frau!“ rief das Mädchen. „Hat mir oft die frühverstorbene Mutter ersetzt.“ — „Und teilte ihr mit, sie und ihr Sohn verließen für immer die Stadt, ja sogar das Reich. Sie gingen nach Jerusalem. Ihr Sohn . . . —“ „Er war oft recht wenig freundlich gegen sie!“ schalt Röschen. — „Ja, aber jetzt sei er ganz lammfromm und so voll Ehrfurcht und Gehorsam gegen seine alte Mutter! Und die Alte übergab meiner Tochter eine Schrift: für den Herrn Bischof — es kann ja niemand zu dem Sterbenden! — darin verschenkt Renatus seinen Hof in der Stadt und alles, was drin

steht und liegt: aber an wen? Nicht an die Heiligen, nicht an seine Glaubensgenossen, die Christen! Nein! Der Herr Bischof soll alles verkaufen und der Erlös soll eine Stiftung werden zur Unterstützung armer — Juden in Stadt und Bistum. Da grüßt die Alte nochmal mit der Hand aus dem Wagen! Nun, gute Fahrt nach Jerusalem!"

„Ob der Herr Bischof das wohl so ausführt?"

„Gewiß! Wenn er mit dem Leben davon käme. Aber . . ." — „Man sagt, es steht sehr, sehr schlecht!" — „Ja! Das Messer, das seinen Hals traf, soll vergiftet gewesen sein. Er muß sterben!"

„O der arme, brave Herr!" klagte Rosbertha. „Der herrliche Held!" rief Gericho. — „Seine beiden Junker pflegen ihn." — „Und Herr Blandinus." — „Nein. Der liegt selber wund danieder." — „Wo? Im Bischofshause?" — „Nein! Bei Wartold draußen. Er eilte, sowie der Bischof zurückgebracht war, dorthin. Der Knecht Wartolds erzählte es mir, der in die Stadt lief, einen Arzt zu erbitten von den grauen Mönchen." „Ja, ja," lächelte Röschen. „Der Junker strich immer hinter der runden Runel drein." „Blandinus kam eilends, um zu sehen, was aus ihr geworden," fuhr Gericho fort. „Als er sie heil und unversehrt fand, atmete er tief auf und brach zusammen. Er hat sich in dem Strauß — hätt's ihm nicht zugetraut! — manchen Hieb und Stoß geholt. Nun liegt er draußen in dem Gärtnerhaus und die schlimme Runel pflegt ihn und weint dabei, daß ihr die hellen Thränen über die dicken Backen laufen und Schnufilo — sonst eben nicht sein Freund! — leckt ihm die Hände. So erzählte der Knecht, selbst voll Staunen. Ja, ja! es hat sich gar manches gewendet mit der Sonne in dieser Sonnwendnacht."

„Aber sagt," fragte Bezzo, „wie konnte es nur geschehen, daß die Leute in dem Gärtnerhof verschont blieben,

während doch die Wenden . . . — ?" „Da kommt der alte Wartold selbst!" rief Gericho. „Mit einem großen, wunderschönen Strauß von Lilien," sprach das Mädchen. „Kommt, Vater Wartold, Ihr seid müde. Man sieht's an Eurem Schritt. Setzt Euch ein wenig zu uns, hier, auf den Brunnenrand. Wir rücken zusammen. Erzählt uns doch, wie es Euch ergangen. Ihr seid gar seltsam bewegt."

II.

„Dank euch, danke, gute Leute," erwiderte der freundliche Greis, mit dem sanften, rosigen Gesicht, vom weißen Haar umwallt. „Bewegt! Ja, liebe Nachbarn! Welch Gemüt soll da nicht bewegt sein, bei so wunderbarer Führung durch den Herrn? Den Bruder hab' ich diese Nacht verloren und die alte Großmutter: und doch hab' ich Gott für reiche Gnade zu danken." „Erzählt, erzählt!" drängten alle. „Ja, ja," begann er langsam. „Wunderbar sind die Dinge verlaufen in dem kleinen taubenumflatterten Haus. Es war schon fast dunkel geworden, da sprach ich zur Großmutter: ‚Mutter Ute, gebt mir Urlaub, mir und dem Kind Fullrun.' ‚Wohin, mein Sohn?' fragte sie. ‚Die Stunde des Gerichtes naht. Wir wollen sie doch miteinander erwarten und erleben.' ‚Gewiß!' tröstete ich. ‚Lange vor Mitternacht sind wir zurück. Ich habe noch eine dringende Arbeit.' ‚Aber Wartold!' mahnte die Gute. ‚In ein paar Stunden ist alle Menschenarbeit zunichte, und ihre Frucht vergeblich.' ‚Nicht die meine, Mutter,' erwiderte ich. ‚Sieh, unsere Lilien hier im Garten sind verblüht und versengt vor der Zeit. Es war gar so heiß in diesen

letzten Tagen und so trocken hier oben und staubig neben der großen Straße. Ich gehe hinunter an den Fluß und hole frische aus meinem Neugarten dort. Soll ich die Stirnen der Seligen mit welken Lilien schmücken? Für meine Friedlindis ist nur das Schönste schön genug.‘ In dem weit abgelegenen Neugarten angelangt mit dem Kinde, konnt' ich mich lange nicht trennen von meinen Blumen, geraume Zeit, nachdem ich die schönsten ausgesucht und geschnitten. Auch die ich stehen ließ, sprengte ich — zum Abschied! — noch mit Wasser aus dem Fluß.

Als ich nun mit meiner Arbeit zu Ende war und allmählich an die Rückkehr dachte, da loderte in der Ferne südlich von unserem Höflein eine rote Flamme in den dunkeln Nachthimmel: bald folgte, immer näher rückend, der Heerstraße entlang, eine zweite, dritte: und während wir noch zagend berieten, was das zu bedeuten habe, drangen auch schon von der Stadt her die Waffenrufe der Wächter auf den Walltürmen, ja bald auch von der Straße her verworrener Lärm, Schreien, Waffenklirren an unser Ohr. Erschrocken barg ich mich und vor allem mein hold-blühendes Kind in den dichten Gebüschen des Gartens: — denn daß hier Räuber und Feinde drohten, war mir bald klar: ich dachte es seien die schlimmen Bauern! — Hier lauschten wir, bis der Lärm, der unverkennbare, eines scharfen Kampfes vertoset war: jetzt erst wagte ich — immer noch sehr vorsichtig — den Rückweg einzuschlagen. Wir trafen unseren Hof unversehrt: so weit waren die Wenden nur auf ganz kurze Zeit vorgedrungen, wir fanden bloß die Spuren weniger Rosse im Sandweg des Gartens, der alten Frau thaten sie nichts zuleid.“ „Aber wehe, trafen sie Fullrun!“ rief Gericho. — „Das nächste Haus, etwa dreihundert Schritte weiter südlich, stand in hellen Flammen: wie staunten wir, als wir die blinde Frau auf der

Schwelle aufrechtstehend fanden: ihr weißes Haar flog im Nachtwind: sie wies mit der ausgestreckten Rechten auf die rote Flammensäule und rief: ‚Seid ihr endlich zurück? Ich erwarte euch schon solange. Sehet ihr, sehet ihr? Alles erfüllt sich wie mein Konrad gesagt. Der Tag des Gerichts, der Tag des Herrn ist angebrochen. Hörtet ihr nicht das Gefecht? Und die Drommeten der Engel des Herrn? Ich hörte sie vorbeirasseln auf ihren Rossen, hörte ihre Waffen klirren: sie haben gekämpft gegen die Unholde des Abgrunds: grell schrillte deren Geschrei — wie einst der Hunnen! — in mein Ohr: sie waren schon ganz nah: — ich meine, ich hörte sie im Garten. Die Teufel sind geworfen und geflohen. — Dort aber — dort — von wo der Rauchqualm herweht — dort — ich seh' es mit den Augen der Seele! — da nahet in flammenden Lohen, im weißen Gewande der Seligen mein Kurt, das Mägdlein trägt er — wie damals — auf dem Arm! Er holt mich! Er winkt! Er ruft mir. Ich komme. Du hast wahr gesprochen: im Sterben seh' ich dich wieder. Ich komme.‘ Und sie sank, ein selig Lächeln um die Lippen, zurück in meine Arme und war tot.“ Und er weinte bittre Thränen, der alte Mann.

„Welch schöner Tod!“ schluchzte Rosbertha, sich an ihren Schatz schmiegend und die Augen wischend.

„Die schönsten meiner Lilien wand ich um ihre Stirn. Diese hier bring ich dem guten Herrn Bischof — ach! für seinen Dom waren sie bestimmt: — nun werden sie wohl seine Totenbahre schmücken.“ „Und was ist mit Eurem Bruder?“ fragte Gericho. „Der Knecht erzählte — ist es wahr? . . . er ist nicht gefunden worden unter der Rabenesche?“ „Es ist so,“ nickte Wartold. „Weder er noch Giero, sein Hund! Ihr wißt, der Baum steht nahe dem Fluß: — es schien auch eine Blutspur über die Wiese an

das Ufer zu führen. Aber vergeblich suchte ich mit dem Knecht und den Nachbarn das ganze Ufer ab, vergeblich mit den Mainschiffern — die kennen gut die Wirbel und die Löcher im Bette — auch den Fluß. Ich wollte doch so gern die Leiche in geweihter Erde bestatten, aber wir fanden nicht Mann, nicht Hund. Und schon — gleich nachdem das fruchtlose Suchen vorüber war" — — er erschauerte und bekreuzte sich. „Nun? was geschah?" forschte Röschen in bangem und doch süßem Gruseln. — „Nichts geschah, liebes Kind. Aber die Nachbarn, die Schiffer, alle, die davon hören, raunen — — —"

„Nun was raunen sie denn? Sagt's doch geschwind!" — „Ihr wisset, der Rabenbaum ist der Sitz — ist geweiht dem . . . —" „Den man nicht nennen darf!" warnte das Mädchen und schlug rasch wieder ihr Kreuz. — „Nun, eben dem soll — sagen sie — mein armer Bruder längst seine Seele geweiht haben. Und der — sagen sie — habe ihn geholt, samt seinem Hund, ewig mit ihm zu jagen. Ja, ein Schiffer, der sich im Mainschilf vor den Wenden verborgen hatte, will gesehen haben, wie noch vor vollem Sonnenaufgang zwei Raben —" „O weh!" schrie das Mädchen. „Das sind *seine* Begleiter." — „Vom Feuerschein der brennenden Dächer grell beleuchtet über das tosende Schlachtfeld hin geflogen sind und auf der Esche aufgebäumt haben. So betet manchmal, liebe Nachbarn, betet für meines armen Bruders Seele."

III.

In Vertretung des Bischofs hatten Hellmuth und Fulko alle erforderlichen Maßregeln getroffen.

Die Toten vor dem Südthor wurden bestattet, die Spuren und Schäden des Kampfes nach Möglichkeit getilgt. Hellmuth ritt als Herold, einen Drommetenbläser voran, durch die Straßen, verkündete den in der Stadt Verbliebenen, zu welchen doch nur wirre, abgerissene Kunde der Ereignisse dieser Nacht gelangt war, feierlich das Geschehene und forderte alle Burgensen auf, mit Weibern, Kindern, Knechten und Mägden in den Dom und in die übrigen Kirchen und Kapellen der Stadt zusammenzuströmen, wo überall Dankgottesdienst gehalten werden sollte. Sie sollten beten für die Erhaltung ihres tapfern Bischofs, der, ein echter Hirte, sein Blut gelassen in Verteidigung seiner Herde, — und den nur ein Wunder Gottes noch vom Tode retten könne.

Es war allbekannt, die kurzen Wurfmesser der Wenden waren vergiftet. Und als der Wunde schon während er, von Blut überströmt, auf einem breiten und langen Standschilde von sechs seiner Reisigen behutsam in die Stadt zurückgetragen wurde, das Bewußtsein verlor, da gaben seine Getreuen ihn verloren. Und man wagte doch nicht die tödliche Klinge aus der Wunde zu ziehen: man fürchtete, alsdann werde der Bischof, der schon sehr viel Blut verloren, sich rettungslos verbluten. Man hatte das Lager des bleichen Mannes in dem geräumigsten luftigsten Gelasse des Dombaues, der Bücherei, aufgeschlagen: man wußte, sie war — nach dem Waffensaal, aus dessen Vorräten die Bürger waren ausgerüstet worden — der Lieblingsaufenthalt Herrn Heinrichs gewesen. Wie viele

Nachtstunden hatte er hier durchwacht, den schweigenden Gang der Sterne verfolgend, ein stiller, einsamer Mann, „wachend und betend“ und doch gar oft „in Anfechtung fallend“!

Der Wunde fand die volle Besinnung nicht wieder: auch nicht, als er sanft von dem Schild herab auf ein Pfühl in der Bücherei gelegt wurde; wohl war es ihm einmal, gleich beim Eintritt in die Stadt — noch unter dem Thorbogen — gewesen, als beuge sich ein bleiches, schönes Frauenantlitz auf ihn herab, als fühle er eine leise Berührung ihres Mundes: — dann hatte er eine große, große Erleichterung des Atmens verspürt — aber er sagte sich gleich selbst, das sei ein Gebilde seiner Träume, des Wundfiebers.

Lange, lange Zeit lag er so. —

In dem Bischofshause sammelten sich, nachdem die weltliche Arbeit des Tages erledigt und der schuldige Dank dem Himmelsherrn dargebracht war, die nächsten Zugehörigen des wunden Mannes. Es waltete nicht nur in der Bücherei, auch in den andern Räumen des Hauses jene bange, atemverhaltende Stille, welche die Sorge um das Leben eines geliebten Kranken verbreitet; wer einmal ihren beengenden Druck lasten gefühlt auf der Seele, vergißt sein nie mehr.

In einem Vorsaale der Bücherei saßen Hand in Hand die beiden Liebespaare: sie sprachen in bangem, leisem Flüsterton.

„Wie traurig!“ klagte Fulko. „Wir andern alle dürfen uns der geschenkten Welt erfreuen. Ist es doch, als habe Gott der Herr die Erde zum zweitenmal für uns geschaffen! und nur Er — der Beste von uns allen! — soll sich nicht mit uns des gesicherten Daseins erlaben.“ „Ja, aber,

Liebster," koste Minnegard, verschämt das Köpflein an seiner Schulter versteckend. „Nun steht die Welt immer noch! Und die Welt und alle Leute werden schelten: — — — es ist schreckbar, wie sie alle schelten werden! Und wenn sie erst alles wüßten, wie der liebe Gott es weiß, dann würden sie gar nie mehr aufhören!"

Fest sah Edel dem Geliebten in die Augen: „Ich sage der Welt und dem Herrn Bischof, bevor er stirbt, alles. Und fürchte mich nicht." Er drückte schweigend ihre Hand.

„Ja, das ist keine Kunst, streng Schwesterlein," lächelte die Braune. „Erstens hat der Herr Bischof dich nie zur Nonne bestimmt: — was will er Besseres für dich als einen Eheherrn wie dieser junge Ritter Georg? Und zweitens" — sie stockte, sie errötete, und schmiegte das Haupt wieder an die Brust des Geliebten. „Nun, was, mein Liebling?" — „Kann's nicht sagen." — „Nur mir ins Ohr — ins Herz vielmehr." — „Die andre hat wohl nicht soviel zu gestehen — oder doch im stillen zu bereuen: nein," brach sie leidenschaftlich aus, „nicht soviel zu bereuen, nein, selig zu bejubeln!" Und sie küßte ihn heiß auf den Mund und umschlang seinen Nacken mit beiden Armen.

IV.

Schon fielen sie seitlich ein, die Strahlen der sinkenden Sonne des langen, langen Sommertages durch die Öffnung des Bogenfensters: — der dunkelgelbe Vorhang war zurückgeschlagen —: ein goldiger Streif spielte auf dem dunkelfarbigen Kopfpolster und berührte das bleiche Antlitz des

stillen, blassen Mannes: — da holte der auf einmal tief und voll Atem und schlug die Augen weit auf.

„Wo bin ich?“ fragte er matt. „Nicht im Sarg! Nein. Es ist hell. Nicht im Jenseits — nein — das ist — was da hängt — o Gott! es ist mein Schwert! — Ringsum die Wände — meine Bücherei. Ja, ja! Die Welt steht! Mitternacht war ja auch schon vorbei. Gott — ich danke, daß du die Heiden von der Stadt gewehrt — ich sah sie fliehen! — nun will ich gern sterben.“ „Nein, Herr Bischof, nicht sterben. Leben sollt — leben werdet Ihr jetzt,“ sprach da eine wunderliebliche Stimme und über ihn neigte sich ein sanftes bleiches Antlitz und zwei Thränen fielen auf seine Wangen. „Heilfriede! Nein, das war diesmal kein Traum. Und wir sind nicht gestorben — beide?“ Sie schwebte leise an die Thüre des Vorsaals und winkte den dort Harrenden, einzutreten. „Gestorben? Nein. Gerettet seid Ihr, Herr Bischof!“ jubelte Fulko und küßte seine Hand. „Gerettet durch diese Frau!“ rief Edel. „Das ist gar keine Frau,“ besserte Minnegard, „das ist eine Heilige.“ „Ein Engel auf Erden,“ schloß Hellmuth. „Und es war auch kein Traum,“ lächelte die stille Frau, die nun zu seiner Linken kniete und ihm einen Heiltrunk reichte, „daß Ihr mich schon vor Stunden gesehen.“ „Wir zagten, wir verzweifelten ob Eurer Wunde —“ begann Fulko. „Wir fürchteten das Gift, und wußten — auch der Klosterarzt nicht — Hilfe,“ klagte Edel. „Aber Frau Heilfriede!“ fuhr Minnegardis freudig fort. „Weiß Gott, wie sie auf einmal, — schon im Thorbogen — da war,“ rief Fulko. „Sie beugte sich sofort über Euch,“ ergänzte Hellmuth. „Und obwohl der Klosterarzt verbot, das Messer zu entfernen, zog sie es sanft heraus. Viel Blut floß nach! Und dann . . . Ja dann! Obwohl der Arzt sie warnte, es gebe Gift, das

nicht nur im Blut, auch im Magen den Tod bringe —" „Kein Wort sprach sie," rief Fulko, „ihren Mund preßte sie auf Euren Hals und sog die Wunde aus in tiefen Zügen."

Da schaute Herr Heinrich verklärten Blickes auf zu der Errötenden; die schlug die langen blonden Wimpern nieder.

Nun schloß auch der Wunde die Augen: — aber er konnte doch nicht hindern, daß sie weinten; er griff nach ihrer Hand; sie ließ sie ihm willig. „Aber auch ich werde nicht sterben," sprach sie beschwichtigend. „Viele Stunden ist's her. Längst hätte das Gift gewirkt. Ich aber — ich bin ganz wohl. Ach, und ich bin so glücklich." — „Wie . . wie war doch alles . . vorher? Nach unsrer Unterredung? — Was hab' ich doch . . . dann — vor dem Gefecht — noch gethan?" Da fiel sein im Saal umhersuchender Blick auf das Räucherbecken. Er stieß einen jähen Schrei aus und fuhr empor aus den Decken: er wollte sich aufrichten: aber matt sank er zurück. „Um Gott!" stöhnte er. „Nun steht die Welt noch! Und ich — ich Unseliger! Was hab' ich gethan! Weh mir! Sankt Burchhards Recht — den Beweis! — hab' ich zerstört. Die Schenkung . . . die Urkunde Kaiser Karls hab' ich verbrannt!" Und er hob die beiden geballten Fäuste und wollte sie sich in das Antlitz schlagen. Schrecken ergriff die andern: aber zwei weiche Hände haschten die Fäuste und zogen sie sanft hernieder auf die Bettdecke: „Daran habt Ihr sehr recht gethan, Herr Heinrich," sprach die herzgewinnende Stimme. „Ich wollte Euch gerade bitten, es zu thun. Denn sie war falsch." „Was? Was sagt Ihr?" rief Heinrich. „Unmöglich! Jener . . Berengar . . verstand sich scharf auf Urkunden." — „Jawohl. Nur allzu scharf! Er verstand auch, sie zu fälschen. Gemäß Eurem Gebot ward auch er in die Stadt

getragen. Ich sah nach seiner Wunde; ich sagte ihm, er müsse sterben. Und nun sterbend, in den Qualen des Todes, zitternd vor der Hölle, hat er all seine Schuld bekannt und bereut. Er hatte mit Zwentibold abgeschlossen: — er glaubte nicht an das Ende der Welt: er wollte die Wenden in die Stadt lassen und Euch ermorden. Er starb, nachdem er mir aufgetragen, Euch zu bitten, sein Machwerk zu zerstören." „Ihr wollt mich . . . . ? Nein, dieses Antlitz kann nicht täuschen," rief der Bischof und atmete beseligt auf. — „Die Schenkung Kaiser Karls war falsch: Ihr wart im vollen Unrecht gegen meinen Mann. Aber eine andre Schenkung — eines andern Kaisers — die ist echt. Eine Ersatzurkunde — für die verbrannte falsche — ist Euch erworben." — „Ihr . . Ihr habt . . . ?" — „Nicht ich. Und nicht aus meiner Hand sollt Ihr sie nehmen. Aus einer andern Hand. — Herr Heinrich," flüsterte sie in sein Ohr — „der Herr hat so große Gnade an Euch gethan . ." — „Durch seinen lichtesten Engel!" — „Ihr könnt jetzt nicht Groll in der Brust tragen." — „Nein. Ich vergebe dem toten Fälscher."

„Auch nicht gegen Lebende Groll. Herr Heinrich: unten im Waffensaale steht mein Mann. Er traf bei Sonnenaufgang auf dem Schlachtfeld ein, mit dem Aufgebot der nächsten Gaue: — er hatte von dem Zug der Wenden auf Würzburg gehört, war ihnen auf dem Fuße gefolgt und hat die Flüchtigen in den Main gesprengt. Er wartet. Er hat Euch was zu bringen. Aus Italien. Vom Kaiser Otto. Er selber hat's bewirkt, — schon vor vielen Wochen — und mitgebracht. Es ist was Freudiges! Freude wird Euch nicht schaden — wird Euch gut thun. Darf ich Graf Gerwalt rufen?"

Er konnte nur stumm nicken.

„Aber vorher noch," sprach die ernste Frau jetzt gar

holdselig lächelnd — „vor den Staatsgeschäften — eine Stärkung. Sagt, ihr tapfern Junker — ihr wißt doch sicher, wo hier im Bischofskeller der beste Wein liegt?“

Beide waren schon an der Thüre! Die Gräfin und die Mädchen folgten ihnen.

V.

„Supfo, Supfo!“ rief Hellmuth lautschallend durch das Haus. „Wo ist Supfo? Wo steckt der dicke Schalk?“ „Ich hab' eine Ahnung!“ lachte Fulko und eilte durch die Vorhalle auf die Fallthüre zu, welche die Kellertreppe schloß.

Da ward diese Thüre von unten aufgestoßen und auf der obersten Stufe erschien Supfo, ein strahlendes Lächeln auf dem stark geröteten hübschen rundlichen Gesicht; auf seiner linken Schulter lag, behaglich schnurrend Mucia, die Kluge, in der Rechten trug er einen mächtigen erzgetriebenen Krug, aus welchem ein starker, herzerfreuender Duft aufstieg.

„Ja Supfo! Wo wart Ihr denn die ganze Zeit?“ — „Da, wo ich hingehöre, ihr Gelbschnäbel!“ — „Supfo — ist es möglich? — Ihr habt? — während des Untergangs der Welt . . .?“ — „Na, ist sie untergegangen?“ — „Aber sie sollte doch.“ — „Nicht doch! Sie sollte eben nicht! Hab' ich's euch nicht vorausgesagt? Mucia und ich, wir wußten es besser.“ — „Aber Supfo! — Wann seid Ihr denn da hinunter?“ — „Vorgestern Abend.“ — „Und die ganze Zeit verschlafen?“ — „Das ist Verleumdung. Nur die zweite Hälfte.“ — „Und das Sturmblasen von allen Türmen! Das Hinaussprengen der Reisigen, den Auszug und den Einzug? Ihr hättet

wirklich die Posaunen des Gerichts auch verschlafen." — „Haben sie geblasen? — Was ich that in der ersten Hälfte der Zeit? Nun, der Griechenwein ist zu Ende. Das ist die Neige — diesen Vollkrug hab' ich für den Herrn Bischof und für euch gespart. — Wer war nun der klügste Mann in ganz Würzburg?" Und er lachte, daß ihm das runde Bäuchlein bebte, bis ihm Fulko erzählte, aus welchen Gefahren und Sorgen sie sich eben erst geborgen wußten. Da humpelte der Dicke — unglaublich rasch — die Treppe hinauf und an Herrn Heinrichs Lager und sank dort auf die Kniee und weinte, weinte Thränen des Schmerzes und der Freude durcheinander.

Während Hellmuth den Grafen Gerwalt aus der Waffenhalle holte, wartete die Gräfin mit den beiden Mädchen und Fulko im Vorsaal.

Da trat Minnegard an Frau Heilfriede heran und begann, ziemlich kleinlaut: sie schlug die Wimpern nieder — denn allzu glücklich für eine zage Bitte und geheimen Glückes zu süß bewußt leuchteten — sie fühlte das — ihre minneseligen Augen: „Was soll nun werden aus . . . aus uns beiden armen jungen Paaren? Wir hatten uns ganz darauf eingerichtet, daß heute nur der liebe Gott, der — leider Gottes! — doch ohnehin alles weiß, mit uns rechten werde können über das, was wir Mädchen diese Nacht gethan — oder doch: erlitten" seufzte sie, „und vielleicht nicht ganz heftig genug abgewehrt: — wer konnte aber heute Nacht um Hilfe gegen Entführer schreien? Es hätte doch niemand darauf gehört!" Da lachte Fulko. „Mein süßes . . . . Kind. Deiner Mutter Klosterwunsch galt nur für die alte Welt: — die ist heut' Nacht versunken: — nicht bindet er für die neue, die uns der Herr Gott heute

geschenkt.“ „Das würde der Herr Bischof schwerlich gelten lassen,“ meinte die Frau Gräfin, drohend den weißen Finger gegen Fulko hebend: „aber getrost. Herr Heinrich steht so tief in der Schuld des gnädigen Himmelsherrn, —“ „Und in der Eurigen,“ riefen die drei andern. — „Daß er auch ein Übriges an Güte thun muß — und wird. Seid ganz getrost. Ich — ich führe eure Sache — aller vier.“

„Dann ist sie gewonnen!“ jubelte Minnegardis, warf sich an ihre Brust und küßte sie stürmisch. „Wie sollen wir Euch danken?“ fragte Edel, tief gerührt. — „Mein Dank ist — euer Glück. Ich war auch einmal jung. — Da kommt mein Mann. Nun zu ihm . . . zu Herrn Heinrich.“

Am Lager Herrn Heinrichs stand Graf Gerwalt, eine stattliche, mannhafte Kriegergestalt in voller Waffenrüstung, nur ein paar Jahr jünger als der Bischof, aber sein blondes Haar war weit weniger ergraut. Er hielt des Wunden Hand gefaßt und sprach: „Ihr habt mir nicht zu danken. Was ich gethan, ich that's nicht Euch zu lieb' — ich that's fürs Reich. Ich kam zu der Einsicht, daß, wie die Dinge hier in der Stadt und im Gau nun einmal liegen, Bischof und Graf, auch wenn sie beide nicht solche Streitköpfe sind wie wir, auch bei friedfertigem Sinn — unablässig in Hader über die Grenzen ihrer Rechte kommen werden, kommen müssen. Deshalb hab' ich — und allerdings auch, weil ich den Rothenburger Heinrich als einen Mann kenne, der Land und Leute trefflich zu leiten und — wir haben's diese Nacht wieder erlebt! — zu schirmen weiß, bei Kaiser Otto mit Hilfe Eures klugen Bruders, des Herrn Kanzlers, durchgesetzt, was fortab — nun, ich lese Euch seine Urkunde vor“; und er ließ sich von Frau Heilfriede ein Pergament reichen mit dem großen kaiserlichen Siegel und las:

„In dem Namen der heiligen unzerteilten Dreifaltigkeit Otto der Dritte, ein Knecht Jesu Christi und römischer Kaiser, Mehrer des Reichs, nach dem Willen Gottes, unsres Seligmachers und Erlösers. Was von unserer Majestät zu Erhöhung der Kirchen Gottes und seiner Heiligen gegeben wird, das, so hoffen wir, wird sonder Zweifel zur Stätigung unseres Reiches und uns zur Freude des ewigen Lebens ersprießlich sein. Darum sei kund allen unsern gegenwärtigen und künftigen Getreuen, daß wir um Willen der Bitten des ehrwürdigen Erzbischofs und Kanzlers unsres Reiches, Herrn Heriberts, auch auf verständige und für des Reiches Nutz zuträgliche eindringliche Vorstellung des tapfern Herrn Gerwalt, bisher Grafen des Ran- und Waldsassengaues und dazu aus besonderer Ehrung der wackern Dienste in Krieg und Frieden, die uns Herr Heinrich, weiland Graf von Rothenburg ob der Tauber, nunmehr aber Bischof von Würzburg, geleistet hat, diesem Herrn Bischof Heinrich und all seinen Nachfolgern zu Ehren des allmächtigen Gottes, Seligmachers der Welt, und der kostbarlichsten Martyrer Sankt Kilian, Sankt Coloman und Sankt Totnan geweihet haben, geschenkt und gewidmet zwo Grafschaften, genannt Waldsassen — mitsamt Stadt und Weichbild von Würzburg — und genannt Rangau in dem Lande, das man das Morgenfrankenland heißt, gelegen, die wir mit allem Zwang, allen Satzungen und unserm königlichen Banne, mit Ordnung und Gerichtsbarkeit, nichts ausnehmend von dem allen, was die Grafen oder sonst irgend ein Mensch von Herkommen und Gewohnheit wegen haben sollen, und dies alles mit aller Nutzbarkeit den obgeschriebenen Martyrern zu eigen gegeben und aus unsern Rechten und unsrer Herrlichkeit in des ehrwürdigen Bischofs Heinrich und seiner Nachfolger Recht und Herrlichkeit gänzlich übertragen haben: nämlich in der Gestalt, daß gemel-

deter, ehrwürdiger Bischof Heinrich und alle seine Nachfolger die vorgenannten Grafschaften wie immer es ihnen gefallen wird für und für ordnen, selbst verwalten oder einen andern als Grafen damit belehnen mögen, ohne daß wir, unsere Nachfolger oder sonst männiglich Eintrag und Widerspruch erheben mögen. Und damit diese unsere kaiserliche Übergabe nun und hinfort desto beständiger verbleibe, haben wir diesen Brief mit eigener Hand gefestigt und zu besiegeln geboten. Gegeben den dreißigsten Tag des Maien, nach der Menschwerdung des Herrn im tausendsten Jahr, in der dreizehnten Römer Zinszahl, in unseres des dritten Otten Königtum dem sechzehnten und unseres Kaisertums im fünften Jahr. Gegeben zu Rom: seliglich. Amen."

Herr Heinrich reichte ihm die Hand und suchte sein Auge, gewaltig hob sich ihm die Brust in tiefem Atmen. Es dauerte geraume Zeit, bis er sagen konnte: „Dank! — Heißen Dank! Und war mir doch geweissagt, ich würde nicht sterben, bevor ich meinen schlimmsten Feind erschlagen! Ich meinte, das . . . war . . ." „Nicht ich!" sprach Graf Gerwalt und strich ihm über die Stirne.

„Nein! — Das war . . . . ein anderer! — Aber Graf Gerwalt, was wird aus Euch?" Heilfriede legte die Hand auf ihres Gatten gepanzerte Schulter und sprach mit stolzfreudigem Blick: „Markgraf von Meißen wird er, mit herzoglichem Recht und Rang. Der große Held, Markgraf Eckhart, der Schreck der Slaven, der Schirmer unserer Marken dort, ist gestorben. Mein Mann tritt an seine Stelle. Sobald Ihr vom Lager erstanden seid, brechen wir dorthin auf."

Herr Heinrich nickte: „Er hat's verdient. — Zwei Grafschaften kann ich allein nicht selbst verwalten. Hellmuth soll den Rangau — Wo ist Hellmuth? ah dort! Sieh, Hand in Hand mit Edel? Nun möcht' ich doch

wissen auch von gar manchen andern noch: von dem Geschicke so vieler der mir anvertrauten Seelen — wie hat all das gewirkt auf . . .? — ach auf viele! Und wie kommt es, — daß Minnegard, — sie lehnt an Fulkos Brust! Ei schlimme Mündel! Berichtet und erklärt!"

„Nein," sprach Frau Heilfriede sanft, den Finger auf die Lippen legend, „heute wird nichts mehr berichtet und erklärt. Es ist genug, fast schon zuviel gewesen für einen wunden Mann. Morgen dann — da uns der liebe Gott nicht mehr bedroht! — morgen ist auch noch ein Tag. Da mögt Ihr alles vernehmen: — wird Euch wohl manches wundern! Aber Ihr werdet mir eine Bitte nicht verweigern, Herr Hezilo?"

„Keine, Heilfriede!" — „Jetzt, Herr Bischof, sprecht Euer Nachtgebet. Es wird draußen schon dunkel. Jetzt scheidet . . . auch du, mein Gerwalt — geht nun alle hinaus. Der Kranke muß ruhen, schlafen." „Aber er darf nicht allein bleiben," rief Minnegard. „Gewiß nicht! Ich will . . ." sprach Edel eifrig. „Nein, liebes Kind," erwiderte die sanfte Frau, ihre Wange streichend. „Das ist mein Recht: ich bin doch seine älteste Freundin."

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Digitized by Google

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY

THIS BOOK IS DUE ON THE LAST DATE
STAMPED BELOW

JUL 10 1914

JUL 17 1916

APR 19 1928

30m-6,'14

146402
Dahn.
872
D131
v.12
Sämtliche werke.

July 10, '14 Widel. JUN 30 1916
JUL 28 1914 Martin AUG 21
DUE AUG 18 1914
SEP 4 1914 " 9-4-14
9-18-14 " SEP 15
JUL 17 1916 Stephan JUL 17 1916
APR 19 1927 Schwartz APR 18 28
AUG 23 1934 Heller SEP 28

146402

LIBRARY

Digitized by Google